Deutsche

National-Litteratur

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. K. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. K. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. K. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. K. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsach, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, K. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

107. Band

Goethes Werke XXVI

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

333.C

Goethes Werke

Sechsundzwanzigster Teil

Kleine Jugendschriften in Prosa

Herausgegeben

von

Dr. Georg Witkowski

38497
20/1/47

Stuttgart
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Alle Rechte vorbehalten

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Vorwort.

In dem vorliegenden Bande sind eine Anzahl von kleineren Schriften Goethes vereinigt, die bisher in den Ausgaben seiner Werke teils gänzlich fehlten, teils an verschiedenen Stellen eingereiht waren. Manche von ihnen ließen sich nur schwer in einem der großen Gebiete von Goethes Schaffen unterbringen; einzelne, wie die beiden theologischen Schriften standen ganz für sich allein.

Der gemeinsame Gesichtspunkt, unter dem alle diese kleinen Arbeiten zu betrachten sind und von dem aus sie allein ihre richtige Beleuchtung empfangen, ist der biographisch-chronologische. Sie stellen sich dar als Zeugnisse der Jugendzeit des Dichters, als Frühlingsblüten, welche verheißungsvoll die späteren Früchte ankündigen.

Mit Ausnahme des am Anfang mitgeteilten Scherzes entstammen sie sämtlich der Periode von der Rückkehr aus Straß-

burg bis zur Abreise nach Weimar, also jenen Jahren, in denen Goethe, von leidenschaftlichem Ungestüm umhergetrieben, in Kunst und Leben nach Klarheit ringt.

Diese inneren Kämpfe spiegeln die hier dargebotenen Schriften vielfältig wieder. Daneben zeigen sie, wie der junge Goethe seine Individualität der Tradition gegenüberstellt, nachdem er sich in Straßburg endgültig von ihr losgelöst hat. Es sind zugleich, wenn wir von den Briefen absehen, die ersten Erzeugnisse seiner Prosa, die hier anfangs gärend und brausend erscheint, aber bald in edler Ruhe dahinfließt.

Nach diesen verschiedenen Beziehungen war die Bedeutung der kleinen Schriften in den Einleitungen zu erörtern. Dieselben sind daher zum Teil im Verhältnis zu den Texten vielleicht etwas zu umfangreich geworden, trotzdem ich ein Eingehen auf die mannigfachen und vielfach behandelten wissenschaftlichen Streitfragen, die sich gerade an diese kleinen Arbeiten knüpfen, so viel als möglich vermieden habe. Überall wo sichere Resultate vorliegen, habe ich diese, ohne die Beweise zu wiederholen, angeführt; nur bei strittigen Punkten, wie besonders den Beiträgen zu den Frankfurter gelehrten Anzeigen, glaubte ich dem Leser das gesamte Material vorlegen zu müssen.

Im übrigen war mein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, den Zusammenhang der einzelnen Schriften mit der Entwicklungsgeschichte Goethes nachzuweisen und in den Anmerkungen auch dem weniger Kundigen sachliche und sprachliche Dunkelheiten zu erhellen. Auch hier habe ich indessen, wo leicht zugängliche frühere Arbeiten vorliegen, auf diese verweisen zu dürfen geglaubt.

Auf das neueste Buch H. Düntzers „Zur Goetheforschung" (Stuttgart 1891) ist absichtlich nicht eingegangen worden, weil diese Stelle für eine wissenschaftliche Behandlung der dort berührten zahlreichen Einzelfragen nicht geeignet erschien.

Vor kurzem sind noch einige kleinere Aufsätze in Prosa Goethen zugeschrieben worden, die in diesen Band aufzunehmen

wären. Es ist die Vorrede zu den „Anmerkungen übers Theater" von Lenz (bei Froitzheim, Lenz und Goethe Stuttgart 1891, S. 14) und vier Artikel aus dem „Wandsbecker Boten" (in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte IV, 513—528: Winter, Goethes Anteil am Wandsbecker Boten). Die angeführten Beweise für Goethes Autorschaft dünkten mir jedoch nicht genügend, um die Aufnahme der bezeichneten Stücke unter seine Werke zu rechtfertigen.

Leipzig, den 31. Dezember 1892.

Georg Witkowski.

Judenpredigt.

[1768 oder früher.]

Einleitung.

Fremdartig, durch mannigfache Eigenheiten den feineren Sinn abstoßend und doch zugleich die Neugier reizend, so erscheinen die Juden der Vaterstadt schon früh vor dem Auge des Knaben Goethe.*) Seit dem Jahre 1460 waren sie in eine enge Gasse eingeschlossen. „Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Accent einer unerfreulichen Sprache, Alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Thore vorbeigehend hineinsah. Es dauerte lange, bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten so vieler, etwas zu schachern unermüdet fordernder und anbietender Menschen entgangen war" . . . „Indessen blieben sie doch das auserwählte Volk Gottes und gingen, wie es nun mochte gekommen sein, zum Andenken der ältesten Zeiten umher. Außerdem waren sie ja auch Menschen, thätig, gefällig, und selbst dem Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man seine Achtung nicht versagen. Überdies waren die Mädchen hübsch und mochten es wohl leiden, wenn ein Christenknabe, ihnen am Sabbath auf dem Fischerfelde begegnend, sich freundlich und aufmerksam bewies. Äußerst neu-

*) L. Geiger, Goethe und die Juden (Vorträge und Versuche. Dresden 1890. S. 215 ff.) und W. Stricker, Die Judengasse in Frankfurt a. M. (Im neuen Reich 1872, I, 611 ff.).

gierig war ich daher, ihre Zeremonien kennen zu lernen. Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters besucht, einer Beschneidung, einer Hochzeit beigewohnt und von dem Lauberhüttenfest mir ein Bild gemacht hatte. Überall war ich wohl aufgenommen, gut bewirthet und zur Wiederkehr eingeladen; denn es waren Personen von Einfluß, die mich entweder hinführten oder empfahlen." (Dichtung und Wahrheit, 4. Buch.)

Sehr früh mag diese aufmerksame Teilnahme an dem Treiben der Juden bei dem jungen Goethe erwacht sein; denn schon im Jahre 1758 zeigt er seine Kenntnis ihres Dialekts in einer „Anweisung zur teutsch-hebräischen Sprache"*) und um dieselbe Zeit, oder wenig später**), entwirft er zur Belebung seiner Sprachstudien jenen Roman in Briefen, in dem sechs bis sieben Geschwister sich in verschiedenen Idiomen Kenntnis von ihren Zuständen geben. „Der jüngste, eine Art von naseweisem Nestquackelchen, hatte sich aufs Judendeutsch gelegt, und brachte durch seine schrecklichen Chiffern die übrigen in Verzweiflung und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen."

Um das „barocke Judendeutsch" schriftlich treffend wiederzugeben, begann er hebräisch zu lernen, „wovon sich das moderne, verdorbene und verzerrte allein ableiten und mit einiger Sicherheit behandeln ließ".

Als eine Frucht der Beschäftigung mit dem jüdisch-deutschen Dialekt ist uns die „Judenpredigt" erhalten. Sie ist zuerst im Weimarischen Sonntagsblatt 1856 Nr. 50 sehr fehlerhaft mit folgender Vorbemerkung veröffentlicht: „Der nachstehende scherzhafte Aufsatz rührt von Goethe aus seiner Leipziger Studentenzeit her. Er wurde in dem Nachlasse der Friederike Oeser, von dieser kopiert und mit der Notiz über Goethes Autorschaft versehen, aufgefunden, und befindet sich diese Kopie in der bereits erwähnten reichhaltigen Autographen-Sammlung des Herrn Buchhändler F. Hofmeister in Romeburg." Diese Handschrift ist jedenfalls mit derjenigen identisch, die jetzt als ein Teil von Salomon Hirzels Goethe-Sammlung der Leipziger Universitätsbibliothek angehört. Es ist ein einmal gebrochenes Folioblatt (Wasserzeichen: Krone und VAN DER LEY), dessen erste zwei Seiten beschrieben sind. Der Vermerk über Goethes Autorschaft fehlt. Unser Druck giebt die Handschrift buchstäblich getreu wieder, nachdem sie bereits bei v. Biedermann (Goethe und Leipzig 1, 259 f.) und im „jungen Goethe" 1, 149 f. im ganzen genau abgedruckt worden ist.

*) Weismann, Aus Goethes Knabenzeit (Frankfurt a. M. 1846) S. 69.

**) Das biographische Schema (Weimar. Ausg. 26, 349) sagt irrtümlich unter dem Jahre 1750: „Roman in mehreren Sprachen. Einleitung Englisch Judenteutsch Hebräisch." von Loeper (Berlin, Hempel 20, 323) meint, daß die Notiz vielleicht zum Jahre 1760 gehöre.

Goethe hat die „Judenpredigt“, wie W. v. Biedermann vermutet, auf Oesers Landsitz in Dölitz vorgelesen, in jenem heitern Kreise, dem er in der letzten Zeit seines Leipziger Aufenthalts angehörte.

Der Scherz knüpft sich an die Messiashoffnung der Juden im allgemeinen, speciell ist zu erinnern mit Bezug auf den Reiter auf weißem Rosse an Apokalypse 19, 11*): „und siehe, ein weißes Pferd, und der darauf saß, hieß Treu und Wahrhaftig, und richtet und streitet mit Gerechtigkeit“ und das folgende, sowie an Sacharja 1, 8; bezüglich des Hornes an Sacharja 1, 18—21; bezüglich der Rückkehr nach Palästina durchs rote Meer an Sacharja 10, 10 f., und wegen des Untergangs aller Heiden an die vielfältigen Voraussagungen der Propheten. Auch die Angabe der Zahlen 300 000, 100 000, 399 000 läßt an ähnliche bestimmte, gewaltig große Zahlen der Apokalypse denken, z. B. die 144 000 in 14, 3. Die Sprache giebt richtig den Charakter des Frankfurter Judendeutsch wieder.

---

*) In der Apokalypse hat man ja neuerdings eine Überarbeitung einer jüdischen Schrift finden wollen. Siehe Eberhard Vischer, Die Offenbarung Johannis eine jüdische Apokalypse in christlicher Bearbeitung. Leipzig 1886. Vergleiche aber auch dazu Beyschlag in den Theologischen Studien und Kritiken 1888, 102 ff.

Judenpredigt.

Sagen de Goyen wer hätten kä König, kä Käser, kä Zepter kä Cron; do will ich äch aber beweise daß geschrieben stäht: daß wer haben äh König, äh Käsr, äh Zepter äh Kron. Aber wo haben wer denn unsern Käser? Das will äch och sage. Do drüben über de grose grause rothe Meer. Und do wäre dreymal hunerttausend Johr vergange sey, do werd äh groser Mann, mit Stiefle und Spore grad aus, sporenstrechs gegange komme übers grose grause rothe Meer, und werd in der Hand habe äh Horn, und was denn vor äh Horn? äh Düt-Horn. Und wenn der werd in's Horn düte, do wären alle Jüdlich die in hunerttausend Johren gepöckert sind, die wären alle gegange komme an's grose grause rothe Meer. No was sogt ehr dozu? Un was äh gros Wonner sey werd, das will ich äch och sage: Er werd geritte komme of äh grose schneeweise Schimmel; un was äh Wonner wenn dreymalhunert un neununneunzig tausend Jüdlich wäre of den Schimmel sitze, do wären se alle Platz habe; un wenn äh enziger Goye sich werd ach drof setze wolle, do werd äh kenen Platz finne. No was sogt ehr dozu? Aber was noch ver äh greser Wonner sey werd, das will ich äch och sage: Un wenn de Jüdlich alle wäre of de Schimmel sitze, do werd der Schimmel Kertze gerode seine grose grose Wätel ausstrecke, do wären de Goye denke: kennen mer nich of de Schimmel setze wer uns of de Wätel. Und denn wäre sich alle of de Wätel nuf hocke; Un wenn se alle traf setzen, un der grose schnee weise Schimmel werd gegange komme dorchs grause rothe Meer zorick, do werd äh de Wetel falle laße, un de Goye werde alle ronder falle in's grose grause rothe Meer.

No was sagt ehr dozu?

---

1. Judenpredigt. Handschrift in der Hirzelschen Sammlung. Drucke: 1. Weimarer Sonntagsblatt 1856 Nr. 50. Judenpredigt. Ein Scherz von Goethe. Sehr fehlerhaft. — 2. Woldemar Freiherr v. Biedermann, Goethe und Leipzig. Erster Teil. Leipzig 1865. S. 259—260. — 3. Der junge Goethe. I, 149—150. — Seitdem ist der Scherz in die Ausgaben übergegangen. Trotzdem veröffentlichte ihn Albert Lindner in der „Gegenwart" 1884 Nr. 17 als ungedruckt. Unser Abdruck ist unmittelbar nach der Handschrift veranstaltet. — 2. Goyen, Christen. — 12. gepöckert, פָּגַר (1. Mos. 15, 11) = Aas; davon gebildet jüdisch-deutsch pägern (pöckern) = verrecken, sterben. — 22. Wätel, Wedel, Schwanz. — 24. denn. v. Biedermann las „da". — 26. dorchs. In der Handschrift „drochs".

Zum Shakespearestag.

[1771.]

Einleitung.

Als Goethe geboren wurde, war Shakespeare in Deutschland fast gänzlich unbekannt. Ein einziges seiner Dramen, der „Julius Cäsar", war in neuerer Zeit (1741) übersetzt worden; aber in Alexandrinern, mit möglichster Anpassung an die von Frankreich her entlehnten Regeln. Aus dem engen Gesichtskreis dieser Regeln wurde denn auch die übersetzte Tragödie von Gottsched beurteilt, ein wenig günstiger von Johann Elias Schlegel; aber auch er ist von einer Erkenntnis der Größe und des Wesens Shakespearischer Kunst noch weit entfernt. In langem Ringen, an dem Muster des englischen Familiendramas der Gegenwart sich stärkend, überwindet Lessing den eisernen Zwang der Regeln, erst dann gelangt er zu Shakespeare und verkündet dessen Größe in dem berühmten Manifest des 17. Litteraturbriefs, das zugleich zum Todesurteil für Gottsched wird, am 16. Februar 1759. In demselben Jahre erscheint Youngs Schrift „On original composition", in der an die Stelle des nach bewußt abgeleiteten Regeln arbeitenden Verstandes der unbewußt schaffende Genius als schöpferische Kraft verkündet wird. Schon 1760 erscheint ein Auszug davon in Cramers viel gelesenem „nordischen Aufseher" und zwei Übersetzungen. Gleichzeitig erhebt Hamann in seinen wunderlichen mystischen

Schriften voll begeistertem Tiefsinn dasselbe Verlangen nach Ursprünglichkeit, und stellt ebenso wie Young Shakespeare als den Typus des echten Genies hin. Hier haben wir die ersten Äußerungen der beginnenden Shakespeareverehrung, die bereits in Gerstenbergs schleswigschen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur" (1766) zum Kultus gesteigert erscheint. Gewaltsame Auflehnung gegen die herrschende Reflexionsdichtung, Eintreten für das Empfundene gegen das Witzige und Lehrhafte, — das ist die Tendenz Gerstenbergs und derer, die mit ihm jene Zeit heraufführen, die wir als die Sturm- und Drangperiode zu bezeichnen pflegen. Ein Sturm erhebt sich, der das Fremde und Abgestorbene im deutschen Geistesleben mit unwiderstehlicher Kraft hinwegfegt, ja der sogar die eben sich erschließenden Knospen einer neuen Dichtung, die sich an Klopstocks Beispiel und Lessings Lehre bildet, zu vernichten droht.

Erst verhältnismäßig spät wird der junge Goethe in die revolutionäre Strömung hineingezogen. So lange er im Vaterhause weilt, bleibt er im Banne der alten Schule: der nach französischen und antiken Mustern schreibenden Dichter seiner Zeit und Klopstocks. Erst in Leipzig sehen wir eine leise Wandlung in seinem Geschmack sich vollziehen. Zwar beweisen seine Dichtungen aus dieser und der darauf folgenden Frankfurter Zeit — die lyrischen sowohl wie die beiden dramatischen —, daß er sich noch keineswegs von der alten Art losgesagt hat; aber in seinen Briefen zeigt sich eine beträchtliche Erweiterung seines litterarischen Horizonts. Sein „Belsazar", den er bereits in Frankfurt in den üblichen Alexandrinern begonnen hat, soll nach einem Briefe an Cornelie vom 7. Dezember 1765 in dem „Versmaß, das der Britte braucht, wenn er auf dem Kothurn im Trauerspiele geht" vollendet werden, und von Ostern 1766 an finden wir in seine Briefe an die Schwester und an Behrisch eine ganze Reihe von englischen und deutschen Shakespearecitaten eingestreut. Indessen können diese nicht als Zeugnisse einer genaueren oder vollständigen Kenntnis der Werke des „grand poete", wie Goethe ihn einmal nennt, gelten. Er selbst erzählt in Dichtung und Wahrheit (11. Buch), er sei mit Shakespeare in Leipzig durch W. Dodd: The Beauties of Shakespeare; regularly selected from each play (1752) bekannt geworden, und in der That finden sich dort alle die in den Briefen aus Leipzig angeführten Stellen. Außerdem beweisen aber auch andere Thatsachen, daß er damals nur eine Auswahl, aber keine vollständigen Werke in der Ursprache des Dichters kannte. Am 17. und 24. Oktober 1767 berichtet er an Behrisch über seine Absicht einen neuen Romeo zu schreiben, weil ihm Weissens seiner beim Durchlesen gar nicht gefallen hat. Sein eigner erscheint ihm

besser; aber „es wäre ein verfluchter Stolz wenn ichs laut sagte". Von Shakespeares großer Liebestragödie kein Wort! Hätte der junge Dichter wohl den Gedanken gefaßt, mit Weiße hier zu wetteifern, wenn ihm die Dichtung des Meisters damals schon bekannt gewesen wäre? Es ließe sich sogar annehmen, daß er sie damals noch nicht einmal in der schlechten Übersetzung Wielands kennen gelernt hatte, die im siebenten Bande*) „Romeo und Julietta" enthielt. Einigermaßen bestätigt wird diese Annahme dadurch, daß er kurze Zeit später (an Behrisch 11. Nov. 1767) schreibt: „Umsonst sagt Schäckespear Schwachheit, dein Name ist Weib", während bei Wieland (VIII, 24 seiner Übersetzung) die Stelle lautet: „Gebrechlichkeit, dein Nam' ist Weib"**). Indessen, wenn wir auch annehmen, daß Goethe in Leipzig nur Dodds Fragmente des großen englischen Dichters gelesen habe, schon diese genügten, ihn mit der höchsten Bewunderung zu erfüllen. Als er in die Vaterstadt zurückgekehrt ist, schreibt er (am 14. Oktober 1769) an Oeser: „Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort anthun können, kein kleinerer Geist wird einen größeren überwinden"***) und an Reich (20. Februar 1770): „Nach ihm (Oeser) und Schäckespearen, ist Wieland der einzige, den ich für meinen ächten Lehrer erkennen kann, andre hatten mir gezeigt, daß ich fehlte, diese zeigten mir, wie ichs besser machen sollte." Indessen ist schon aus der Zusammenstellung Shakespeares mit dem antikisierenden Oeser und dem französisch zierlichen Wieland zu schließen, daß von einem durchgreifenden inneren Einfluß Shakespeares auf die Geistesrichtung des jungen Goethe jetzt noch nichts vorhanden war; das zeigen auch seine Dichtungen und Briefe aus jener Zeit.†) Erst in Straßburg trat dieser Einfluß hervor, nun aber mächtig alle Fasern seines Wesens durchdringend und seine Seele mit völlig neuem Leben erfüllend. „Die

*) Er trägt die Jahreszahl 1766, steht aber schon im Meßkatalog der Michaelismesse 1765 unter den fertig gewordenen Büchern.

**) Die Behauptung Bruno Wageners (Shakespeares Einfluß auf Goethe. I. Halle 1890, S. 8), daß dies Citat in deutscher Sprache auf Wielands Übersetzung als Quelle von Goethes Shakespeare-Kenntnis hinweise, ist also falsch. Auch die veränderte Schreibart des Namens Shakespeare beweist eher das Gegenteil, da in Wielands Übersetzung der Name durchgängig „Shakespear" geschrieben ist. Selbstverständlich soll damit keineswegs behauptet werden, daß Goethe sie in Leipzig nicht kennen gelernt hätte. Aus dem Jahre 1770 ist ja ohnedies das fast wörtlich genaue Citat aus Wielands „König Johann" (IV, 3) in den Ephemerides (Neudruck 14, 4 ff.) vorhanden.

***) Sauer (Stürmer und Dränger I, 21) sagt: „Hier auf französischem Boden (in Straßburg) deckte ihm (Goethe) Herder die Hohlheit, Abgeschmacktheit der altersschwachen französischen Litteratur auf und zerstörte ihm seinen Götzen Voltaire, dem er bisher nachgeeifert." Aus der angeführten Briefstelle geht hervor, daß schon früher bei Goethe von einem Götzendienst gegenüber Voltaire nicht die Rede sein kann.

†) Michael Bernays hat (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892 Nr. 142) nachgewiesen, daß das Citat „Sufflaminandus est. Aug. dict. ap. Sen. Decl. 4" (Ephemerides Neudruck S. 13, 17) sich auf Shakespeare bezieht. Sollte man nicht darin ein Zeugnis dafür sehen dürfen, daß Goethen damals Shakespeares Kunst noch als zu wild und „unregelmäßig" erschien?

erste Zeile, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. . . . Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen," so schreibt Goethe in dem Shakespeare-Aufsatz vom Jahre 1771. Es liegt kein Grund vor, den Inhalt dieser Sätze anzuzweifeln. Aus ihnen geht aber unwidersprechlich hervor, daß der junge Dichter erst in Straßburg im Originaltext vollständige Dramen Shakespeares gelesen hat; denn noch in der zweiten Frankfurter Zeit war er, wie die „Mitschuldigen" beweisen, Anhänger des „regelmäßigen Theaters".

Goethe hat selbst in „Dichtung und Wahrheit" (11. Buch) Zeugnis abgelegt, wie in ihm und seinen Straßburger Genossen der Geist der Shakespearischen Kunst mächtig wurde. Der Vermittler war Herder, der zu Anfang September 1770 ihnen nahe trat und durch seine Begeisterung für den großen Britten die ihrige zur hellen Glut entfachte. Schon früh war der Schüler Hamanns durch seinen Lehrer zu Shakespeare hingeführt worden und hatte sich tief in ihn eingelebt, manches aus ihm übersetzt und andre, wie z. B. seine Braut, für ihn gewonnen.*) Gerade in Straßburg, in der unfreiwilligen Muße des Krankenzimmers, wird Shakespeare wieder sein „Steckenpferd", und er findet kein Ende, wenn er mit seinen jugendlichen Freunden Goethe, Jung und Lerse auf ihn zu sprechen kommt. Der Winter 1770—71 macht sie „shakespearefest", wie er selbst es ist; aber auch seine Art, den Dichter aus dem Innersten seines Wesens heraus, in seiner Gesamtheit mit Hülfe des Gefühls zu erfassen, nehmen sie an. Aufflammende Begeisterung, nicht verstandesmäßig kritische Betrachtung widmen sie ihm, und zugleich ergreift sie tiefe Verachtung der bejahrt und vornehm gewordenen französischen Litteratur; Kraft und Natur, die in ihr so wenig sichtbar sind, werden jetzt die Losungsworte und als ihre Verkörperung erscheint Shakespeare.

Kurze Zeit, nachdem Herder Straßburg verlassen hat, im Juni 1771, legt er seine Gedanken über Shakespeare in einem Briefe an Gerstenberg nieder, der für dessen schleswigsche Litteraturbriefe bestimmt ist, aber nicht gedruckt wird, weil es „nicht mit den Geist und Leben ist, als ers anfangs zu denken glaubte" (an Karoline etwa 20. Juni 1771). Diese früheste Redaktion des 1773 in „Von deutscher Art und Kunst" gedruckten Shakespeare-Aufsatzes (D. Nat.-Litt. 76, 2, 227 ff.) ist von Suphan in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte II, 449 ff. veröffentlicht

*) Vgl. Bernays, Entstehungsgeschichte des Schlegel-Tieckschen Shakespeare S. 46—52; Haym, Herder I, 423 ff.; Minor-Sauer, Studien zur Goethephilologie S. 239 ff.

worden. Sie knüpft an Gerstenbergs Verteidigung Shakespeares an, in der ein Mann sichtbar werde, der den ganzen Shakespeare studiert und gefühlt habe, der unverdorben von der Kritik der Regeln und unverwahrlost von den Vorbildern der Alten die ganze, große Natur von Charakteren, Leidenschaften, Anlagen, Dichtungen und Spracharten in ihm fühlen konnte, und alles dies in Shakespeares Zeitalter, Volk und Idiom sich zu erfühlen strebte. Er lobt es, daß Gerstenberg den Dichter vom Regeljoch des Aristoteles und der Franzosen losspreche, aber ihn befremdet es, daß die Klassifikation des Polonius auf die Dramen Shakespeares angewandt wird (im 17. Brief). Jedes Stück von ihm müsse sich selbst Namen geben, jedes Stück sei — was es ist. Von ihrer Entstehung an habe sich die Bühne mit jedem ihrer Hauptgenies so verändert, daß fast für jeden Originalautor eines andern Volks und für jedes Originalstück desselben ein neuer Name zu erfinden wäre. Die Tragödie sei bei Äschylos oft nur ein großes allegorisch-mythologisches, halb episches Gemälde, bei Sophokles eine eigentliche Vaterlands-, Geschlecht- und Heldenhandlung, bei Corneille und den Franzosen eine eingefädelte Reihe spanischer Helden- und Liebesgespräche ohne Charaktere und wider alle Natur der Leidenschaft, wo zuletzt jemand mit vielem Anstande, doch nur zum Schein stirbt, bei den Engländern endlich und bei Shakespeare insonderheit — was bleibt ihm übrig? — der Mensch! die Welt! Alles! Alle seine Stücke seien eigentlich Geschichte, ihnen allen fehle die Anlage, der Gang, das Runde und Künstliche, was eine Sophokleische oder Corneillische Tragödie bilde. Alle Arten des Tragischen, Komischen u. s. w. fließen bei ihm so zusammen, daß am Ende allen Stücken nichts gemein bleibe als Geschichte. „O Shakespeare, der Sohn der Natur, Vertrauter der Gottheit, Dollmetscher aller Sprachen und Leidenschaften und Charaktere, Führer und Vermittler des Fadens aller Begebenheiten, die menschliche Herzen treffen können — was sehe ich, wenn ich ihn lese! Theater, Koulisse, Komödiant, Nachahmung ist verschwunden: ich sehe Welt, Menschen, Leidenschaften, Wahrheit!" Alle seine Geschöpfe seien ganze individuelle Wesen, jeder aus seinem Charakter und von seiner Seite historisch teilnehmend, mitwirkend, handelnd; jeder gleichsam für sich Absicht und Zweck, und nur durch die schöpferische Kraft des Dichters als Zweck zugleich Mittel. Wie in der Natur wechsle auch bei Shakespeare Ort und Zeit und Scene, und Inhalt — lauter einzelne Fragmente! ausgerißne wehende Blätter aus dem Buch der Vorsehung! nichts als anscheinende Unordnung und Zerstückung und Plane der Trunkenheit — aber in der Absicht des Schöpfers ein Ganzes! Das weist Herder im begeisterten Ausrufen an

Lear und Othello nach und fragt schließlich: Was hat er nun auch in seinen tragischsten Stücken mit den Regeln der Tragödie gemein, wie Aristoteles sie aus den besten Stücken der Griechen abgezogen, und die Franzosen sie auf ihre Weise nachgeäfft? Er kommt zu dem Ergebnis: Nirgends Drama, überall Geschichte! Was man bei Shakespeare für Fehler halte, die man entschuldigen, nicht nachahmen dürfe, die Veränderung des Orts, sei für seinen Zweck so notwendig, so unvermeidlich und so an ihrer Stelle, daß Shakespeare nicht Shakespeare bleiben könnte, wenn sie wegfiele.

Hier haben wir den unmittelbaren Niederschlag der Begeisterung, die Herder dem jungen Goethe und dessen Straßburger Genossen einpflanzte, wir erkennen zugleich, daß er sie nicht zu einem Studium der Kunst des Dichters anleitete, sondern nur seine große Gestalt im Ganzen als Gegenstand der Bewunderung und Anbetung vor ihnen aufrichtete, ohne jedoch selbst den richtigen Standpunkt ihr gegenüber einzunehmen. Denn er war, wie aus dem Schreiben an Gerstenberg hervorgeht und schon Haym bemerkt hat, der irrtümlichen Ansicht, daß Shakespeare ohne Rücksicht auf die Forderungen der Bühne, ohne einen deutlich erkennbaren Plan, nur den einzigen Zweck verfolgt habe, Geschichte in einer Reihe von Bildern zu geben. Herder sieht also als das wesentliche Element der Dichtung Shakespeares das epische, nicht das dramatische an, und diesen Irrtum überträgt er auch auf Goethe. Shakespeares tiefsinniger Humor reizt ihn, mit seinen Freunden in Nachahmung der Quibbles, der Absurditäten der Clowns zu wetteifern, mit wie geringem Erfolg zeigen die in „Dichtung und Wahrheit" mitgeteilten Reimereien Lenzens. Und ebenso wenig vermag Goethe nach Shakespeares Vorbild ein wirkliches dramatisches Kunstwerk zu schaffen: der Plan seines „Cäsar" reift nicht aus, und als er sich endlich entschließt, die lange beabsichtigte Dramatisierung der Geschichte Gottfrieds von Berlichingen auszuführen, entsteht eine formlose Reihe von einzelnen Scenen, die zwischen Epischem und Dramatischem hin und her schwankend das Urteil Herders völlig gerechtfertigt erscheinen lassen, „daß Euch Shakespeare ganz verdorben". Verdorben insofern, als der von frühester Jugend Goethen innewohnende Sinn für Reinheit und Schönheit der Form vernichtet schien durch das Bild des formverachtenden Genies, das Herder vor ihm aufgerichtet und mit dem Namen Shakespeare bezeichnet hatte. Die maßlose begeisterte Verehrung dieses Bildes bildet eine kurze Episode in der Geistesentwicklung unsres größten Dichters, nur wenig länger als die Dauer des Jahres 1771 ausfüllend, dann beginnen sich die Wogen seiner Seele unter dem Einfluß der Griechen zu glätten. Im Frühjahr 1772 wandelt sich der dem Sturm und Regen entgegen-

ringende Wanderer in einen, der voll tiefen Gefühls sinnend auf den Resten heiliger Vergangenheit verweilt.

Aus jener ersten Epoche voll brausenden Ungestüms sind uns zwei Zeugnisse erhalten, die schon erwähnte erste Götzbearbeitung und der Aufsatz „Zum Shakespeares-Tag". M. Bernays hat zuerst Bestimmung und Abfassungszeit desselben festgestellt.*) Kurz nach der Rückkehr in die Vaterstadt schreibt Goethe an Herder: „Meine Schwester macht mich noch einmal ansetzen. Ich soll Sie grüßen und Sie auf den 14. October invitieren, da Shakespeares Namenstag mit großem Pomp hier gefeiert werden wird. Wenigstens sollen Sie im Geiste gegenwärtig sein, und wenn es möglich ist, Ihre Abhandlung auf den Tag einsenden**), damit sie einen Teil unsrer Liturgie ausmache." Und etwas später: „Schicken Sie mir Ihre (Abhandlung) auf den 14. Oktober. Die erste Gesundheit nach dem Will of all Wills soll auch Ihnen getrunken werden. Ich habe schon dem Warwickshirer ein schön Publicum zusammen gepredigt." Goethe hat also am 14. October 1771, dem Tage, der in manchen protestantischen Kalendern den Namen Wilhelm führt, eine Feier seines damaligen Abgotts veranstaltet; er wollte nicht bis zu dessen Geburtstag, dem 23. April, warten, ihn in seiner einzigen Größe in Frankfurt zu verkünden und ihm dort eine Schwestergemeinde der Straßburger zu bilden. Zugleich sollten sich auch in Straßburg die Verehrer des großen Genius zum gleichen Zwecke versammeln; an einen unter ihnen, J. G. Röderer schrieb Goethe am 21. September 1771: „Wenn Sie es als Theologe übers Herz bringen können, so versagen Sie mir Ihre Stimme nicht, da ich bey der Gesellschaft durch Hrn. Jung um einen Ehrentag des edlen Shakspears ersuche." Salzmanns „deutsche Gesellschaft" (um diese handelt es sich) entsprach dem Antrag; hier wurde der 14. Oktober würdig gefeiert durch eine Rede Lerses***) und vielleicht auch durch den Vortrag von Lenzens „Anmerkungen übers Theater".

Für diesen 14. Oktober ist unbedingt auch Goethes „Zum Shakespeares-Tag" bestimmt gewesen. An keinem andern Tage konnte er mit Bezug auf den brittischen Dichter sagen: „Wir ehren heute das Andenken des größten Wanderers", zu keiner andern Zeit, als in Straßburg und wenige Monate später war ihm Shakespeare „der größte Wanderer".

*) O. Jahn, Biographische Aufsätze. Leipzig 1866. S. 374 f. Siehe auch „Im neuen Reich" 1875, I, 582.

**) Vermutlich hatte Herder in einem jetzt verlorenen Briefe von seinem im Juni niedergeschriebenen Entwurf an Goethe berichtet.

***) Der Anfang und der Schluß ist in Stöbers „Alsatia" 1873 S. 33 ff. und dann in „Johann Gottfried Röderer von Straßburg und seine Freunde" (Colmar 1874) abgedruckt.

Die Frage ist nur, für welche der beiden Feiern der Aufsatz bestimmt war. „Erwarten Sie nicht, daß ich viel und ordentlich schreibe" und „Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben" heißt es darin. Ohne Zweifel kann das nicht in einer Rede gesagt, kann auch nicht an ein aus Männern und Frauen gemischtes Publikum gerichtet sein, wie wir es bei der Frankfurter Feier voraussetzen müssen. In der Form, wie sie uns vorliegt, ist die Arbeit sicher nicht in Frankfurt vom Verfasser gesprochen, sondern nach Straßburg gesandt worden, um dort vorgelesen zu werden. Auch die Überschrift scheint darauf hinzudeuten, daß wir hier den Beitrag eines Abwesenden zur Verherrlichung des festlichen Tages vor uns haben.*) Die Möglichkeit, daß Goethe dieselben Worte mit den geringfügigen Veränderungen, die notwendig waren, bei der Frankfurter Feier gesprochen habe, bleibt offen; nur darf man die uns vorliegenden Blätter nicht als Rede zum Shakespearestag bezeichnen. Allerdings ist die stark rhetorische, mit Ausrufungen und Anreden reichlich durchsetzte Form geeignet, dazu zu verleiten. Aber betrachten wir das Vorbild, dem Goethe folgt, den Stil Herders und des hinter ihm stehenden Hamann**), so sehen wir in der „etwas burschikosen Rede" (v. Loeper, Dicht. u. Wahrh. III, 273) nur denselben Ton angeschlagen, den wir z. B. in dem oben inhaltlich wiedergegebenen ersten Shakespeareaufsatz Herders finden.

Mit diesem ist Goethes Arbeit auch ihrem Gedankengehalt nach aufs Nächste verwandt. In der Darstellung des Verhältnisses des französischen Theaters zum griechischen, in der gänzlichen Scheidung Shakespeares von dem letzteren (im Gegensatz zu Lessing), in der Bezeichnung von Shakespeares Bühne als „schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen vorbeiwallt", in der Behauptung, seine Plane seien nach dem gemeinen Stil zu reden keine Plane, in der Betonung der Natur in Shakespeares Menschen — überall hören wir das Echo von Herders Gedanken. Nur daß schon Eigenes mit hineintönt. So in den prächtig dahinflutenden Sätzen der Einleitung, in dem Hinweis auf den geheimen Punkt, um den sich alle Stücke des Dichters drehen, jenem

*) Dieser Meinung neigt sich Scherer (Aus Goethes Frühzeit S. 14) und Suphan (Shakespeare im Anbruch der klassischen Zeit unserer Litteratur, Deutsche Rundschau 60, 410) unbedingt und Sauer einigermaßen zu (Studien zur Goethephilologie S. 245. Deut. Nat.-Litt. 79, 38), während alle andern, soweit ich weiß, die bereits von dem ersten Herausgeber gewählte Bezeichnung des Aufsatzes als „Rede" beibehalten. Auch im Katalog der Berliner Autographenauktion vom 27. Februar 1890 (S. 17) ist eine mit der meinigen übereinstimmende Ansicht ausgesprochen. Alfred Stern (Gött. gel. Anz. 1872 S. 160) äußert die ganz unhaltbare Vermutung, daß der Aufsatz vielleicht von Herder sei.

**) Minor und Sauer (a. a. O. 105) sagen, daß die Shakespeare-Rede in der mystischen Ausdrucksweise Hamanns geschrieben sei.

Gegensatz zwischen Wollen und Sollen, den Goethe 1815 in der Abhandlung „Shakespeare unn kein Ende" (Zweiter Abschnitt „Shakespeare, verglichen mit den Alten und Neusten") ausführlich behandelt.

Für die von mir behauptete Bestimmung des Aufsatzes zu brieflicher Mitteilung spricht endlich auch die Beschaffenheit der Goethischen Originalhandschrift.*) Sie ist auf zwei einmal gebrochenen Folioblättern geschrieben, hat also acht Seiten, 23 cm hoch, 19 cm breit. Die beiden Bogen sind nicht in einander gelegt. Das Schreibmaterial ist durchwegs Tinte, auch die Korrekturen sind mit derselben Tinte geschrieben. Das Wasserzeichen des ersten Bogens ist ein gekrönter Schild mit Posthorn am Bande, darunter C. & I. Honig**), das des zweiten nur die römische Ziffer VI. Die Handschrift ist eine Reinschrift, das zeigen außer der sehr sorgfältigen und gleichmäßigen Schrift die geringen Korrekturen, meistens Auslassungen von Komma oder Punkt. Die Zeilenzahl der einzelnen Seiten schwankt zwischen 22 und 25. Das ganze Manuskript war einmal der Länge nach in der Mitte gebrochen, und dann der untere Rand 9,5 cm weit aufgeschlagen, so daß eine richtige Briefform entstand. Unter den Korrekturen in der Handschrift sind nur zwei erwähnenswert: S. 22, 31 stand ursprünglich „und war selbst", und S. 24, 4 ist „wie bey mehreren" erst nachträglich über die Zeile geschrieben.

Der Aufsatz ist zuerst von Otto Jahn in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur 1854, Aprilheft S. 247 ff. veröffentlicht worden, mit der Vermutung; daß er bei einer Shakespearefeier in Straßburg vorgetragen worden sei. Jahn hat seine Publikation in seinen Biographischen Aufsätzen Leipzig 1866 S. 373 ff. wiederholt und dabei seine frühere Annahme, durch Michael Bernays' Gründe bestimmt, zurückgenommen. Während diese Drucke nicht genau sind, stimmt der im „jungen Goethe" (II, 39 ff.) bis auf Kleinigkeiten in der Interpunktion mit der Handschrift überein. Die Stellen, wo ausführlich über „Zum

*) Sie fand sich im Nachlaß von Friedrich Heinrich Jacobi, war dann im Besitz Wendelins von Maltzahn und wurde im Jahre 1890 dem Handschriftenarchiv des Herrn Alexander Posonyi in Wien einverleibt, der mir mit dankenswertester Güte die Benutzung gestattete. Herr cand. phil. R. Eigl hatte die Freundlichkeit, auf meine Bitte eine genaue Beschreibung und Vergleichung der Handschrift mit dem Drucke im „jungen Goethe", der nach einem Faksimile in Hirzels Sammlung veranstaltet ist, vorzunehmen. Die geringen Abweichungen unsres Druckes von diesem beruhen auf den Angaben Herrn Eigls.

**) Siehe über dieses Zeichen Litzmann im Archio für Litteraturgeschichte XV, 79 und Goethes Werke Weimar XIV, 294 und 311. Dasselbe findet sich auch in dem Papier des Briefes an Reich vom 8. November 1775 und an Einsiedel (Ende November 1776 Nr. 533). Einen Anhaltspunkt für die chronologische Bestimmung der Niederschrift gewährt die benutzte Papiersorte nicht, da sie bis in die achtziger Jahre fabriziert und von Goethe benutzt wurde.

Shakespearetag" gesprochen wird, sind schon erwähnt worden; bei der Wichtigkeit der Arbeit für Goethes Geistesgeschichte erwähnen ihrer auch die meisten seit ihrem Bekanntwerden erschienenen Biographieen und Charakteristiken. Goethe selbst hat dem Aufsatz keinen größeren Wert beigelegt. Er erwähnt seiner nirgend weder in späteren Schriften noch in Briefen oder Gesprächen. Worin aber sein hervorragender Wert für uns beruht, ist schon gesagt worden. Er verkörpert uns die erste große Umwälzung im Geistesleben des Dichters, die Lossagung von der alten, französisch-klassicistischen Richtung. Und zugleich zeigen sich uns die Anfänge jenes nie wieder unterbrochenen innigen Verkehrs mit dem Genius Shakespeares, von dem er später, als seine Neigung zu Frau von Stein erblüht war, sang:

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich was ich bin.

Und nachdem vierzig Jahre vergangen sind, in denen der Dichter zeitweise recht kühl seinen einstigen Abgott betrachtete,*) fügt er auf die Vergangenheit zurückblickend doch 1820 die Verse hinzu:**)

Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Wertes Vollgewinn.

---

*) Namentlich die Schilderung des ersten Bekanntwerdens mit Shakespeare in „Dichtung und Wahrheit" zeigt das durch ihren geringen Umfang und ihren Mangel an Wärme.

**) Ich folge hier der geistvollen und gewiß zutreffenden Auffassung Rudolf Hildebrands (Gesammelte Aufsätze. Leipzig 1890. S. 243).

Zum Schäkespears Tag.

Erster Druck in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur. April 1854. — Hier getreu nach der Handschrift. Siehe die Einleitung.

Mir kommt vor, das sey die edelste von unsern Empfindungen, die Hoffnung, auch dann zu bleiben, wenn das Schicksaal uns zur allgemeinen Nonexistenz zurückgeführt zu haben scheint. Dieses Leben, meine Herren, ist für unsre Seele viel zu kurz; Zeuge, dass ieder Mensch, der geringste wie der höchste, der unfähigste wie der würdigste, eher alles müd wird, als zu leben; und dass keiner sein Ziel erreicht, wornach er so sehnlich ausging — denn wenn es einem auf seinem Gange auch noch so lang glückt, fällt er doch endlich, und offt im Angesicht des gehofften Zwecks, in eine Grube, die ihm, Gott weis wer, gegraben hat, und wird für nichts gerechnet.

Für nichts gerechnet! Ich! der ich mir alles binn, da ich alles nur durch mich kenne! So ruft ieder, der sich fühlt, und macht grosse Schritte durch dieses Leben, eine Bereitung für den unendlichen Weeg drüben. Freylich ieder nach seinem Maas. Macht der eine mit dem stärcksten Wandrertrab sich auf, so hat der andre siebenmeilen Stiefel an, überschreitet ihn, und zwey Schritte des letzten, bezeichnen die Tagreise des ersten. Dem sey wie ihm wolle, dieser embsige Wandrer bleibt unser Freund und unser Geselle, wenn wir die gigantischen Schritte ienes, anstaunen und ehren, seinen Fustapfen folgen, seine Schritte mit den unsrigen abmessen.

Auf die Reise, meine Herren! die Betrachtung so eines einzigen Tapfs, macht unsre Seele feuriger und grösser, als das Angaffen eines tausendfüsigen königlichen Einzugs.

Wir ehren heute das Andencken des grössten Wandrers, und thun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.

23 f. so eines einzigen Tapfs. Iphigenie II, 1 (Bächtold S. 39) C: „Die Tapfen unsrer Ahnherrn".

Erwarten Sie nicht, daß ich viel und ordentlich schreibe, Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid, und noch zur Zeit habe ich wenig über Schäckespearen gedacht; geahndet, empfunden wenns hoch kam, ist das höchste wohin ich's habe bringen können. Die erste Seite die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stund ich wie ein blindgebohrner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenckt. Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernt ich sehen, und, danck sey meinem erkenntlichen Genius ich fühle noch immer lebhafft was ich gewonnen habe.

Ich zweifelte keinen Augenblick dem regelmäsigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerckermäsig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskrafft. Ich sprang in die freie Lufft und fühlte erst dass ich Hände und Füsse hatte. Und ietzo da ich sahe wieviel Unrecht mir die Herrn der Regeln in ihrem Loch angethan haben, wie viel freye Seelen noch drinne sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte, und nicht täglich suchte ihre Türne zusammen zu schlagen.

Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster nahmen, war, nach innrer und äuserer Beschaffenheit, so, dass eher ein Marquis den Alcibiades nachahmen könnte, als es Corneillen dem Sophokles zu folgen möglich wär.

Erst Intermezzo des Gottesdiensts, dann feyerlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne grose Handlungen der Väter, dem Volck mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit, erregte ganze grose Empfindungen in den Seelen, denn es war selbst ganz, und gros.

Und in was für Seelen!

Griechischen! Ich kann mich nicht erklären was das heisst, aber ich fühls, und berufe mich der Kürze halben auf Homer und Sophokles und Theokrit, die habens mich fühlen gelehrt.

11 f. meinem erkenntlichen Genius, d. h. meinem offenbaren, deutlich erkennbaren G.

Nun sag ich geschwind hinten drein: Französgen, was willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu gros und zu schweer.

Drum sind auch alle Französische Trauerspiele Parodien von sich selbst.

Wie das so regelmäsig zugeht, und dass sie einander ähnlich sind wie Schne und auch langweilig mit unter, besonders in genere im vierten Ackt, das wissen die Herren leider aus der Erfahrung und ich sage nichts davon.

Wer eigentlich zuerst drauf gekommen ist die Haupt und Staatsaktionen auf's Theater zu bringen weiss ich nicht, es giebt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung. Ob Schäkespearen die Ehre der Erfindung gehört, zweifl' ich; genung, er brachte diese Art, auf den Grad, der noch immer der höchste geschienen hat, da so wenig Augen hinauf reichen und also schweer zu hoffen ist, einer könne ihn übersehen, oder gar übersteigen.

Schäckespear, mein Freund, wenn du noch unter uns wärest ich könnte nirgend leben als mit dir, wie gern wollt ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärst, lieber als die geehrwürdigte Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

Ich will abbrechen meine Herren und morgen weiter schreiben, denn ich bin in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist als er mir von Herzen geht.

Schäckespears Theater ist ein schöner Raritäten Kasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaaren Faden der Zeit vorbeywallt. Seine Plane, sind nach dem gemeinen Styl zu reden, keine Plane, aber seine Stücke, drehen sich alle um den geheimen Punckt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unsres Ich's, die prätendirte Freyheit unsres Wollens, mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstösst. Unser verdorbner Geschmack

7. in genere. im allgemeinen, gewöhnlich. — 10 f. die Haupt und Staatsaktionen. Unter dieser, erst im 18. Jahrhundert gebräuchlich gewordenen Bezeichnung faßt Goethe alle in der Art der Shakespearischen gebauten Dramen zusammen. — 22. Delphos. Diese falsche Form steht auch in den drei ersten Bearbeitungen der „Iphigenie". — 26. ein schöner Raritäten Kasten. Der „Schöneraritätenkasten", damals eine ständige Schaustellung aller Messen und Jahrmärkte, von Goethe mehrfach als ein Bild der Welt und ihres Getriebes verwendet. Siehe Schröer in Bd. 6, S. 244 unserer Ausgabe.

aber, umnebelt dergestalt unsere Augen, dass wir fast eine neue Schöpfung nötig haben, uns aus dieser Finsternis zu entwickeln.

Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland, haben sich bey dieser Gelegenheit, wie bei mehreren wenig Ehre gemacht. Voltaire der von ieher Profession machte, alle Maiestäten zu lästern, hat sich auch hier, als ein ächter Tersit bewiesen. Wäre ich Ulysses; er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren.

Die meisten von diesen Herren, stosen auch besonders an seinen Caracteren an.

Und ich rufe Natur! Natur! nichts so Natur als Schäckespears Menschen.

Da hab ich sie alle überm Hals.

Lasst mir Lufft dass ich reden kann!

Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in Colossalischer Grösse; darinn liegts dass wir unsre Brüder verkennen; und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschafft.

Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urteilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf, alles geschnürt und geziert, an uns fühlen, und an andern sehen. Ich schäme mich offt vor Schäckespearen, denn es kommt manchmal vor, dass ich beym ersten Blick dencke, das hätt ich anders gemacht! Hinten drein erkenn ich dass ich ein armer Sünder binn, dass aus Schäkespearen die Natur weissagt, und dass meine Menschen Seifenblasen sind von Romanengrillen aufgetrieben.

Und nun zum Schluss, ob ich gleich noch nicht angefangen habe. —

Das was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Schäkespearen, das was wir bös nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz, und in das Ganze gehört, als Zona torrida brennen, und Lapland

3. sogar Wieland. Goethe zielt auf die unglücklichen kritisierenden Anmerkungen, die Wieland seiner Shakespeare-Übersetzung beigefügt hatte. Vgl. Götter, Helden und Wieland (Bd. 8, S. 393, 1 ff.): „Wär er (Wieland) klug, und er könnte ... die Noten zum Shakespeare mit Blut abkaufen, er würde es thun;" sowie Dichtung und Wahrheit 15. Buch. — 5 f. Voltaire ... bewiesen. Hauptsächlich in seinen „Lettres anglaises", aber auch in den Vorreden verschiedener seiner Stücke. — 14 f. Er wetteiferte ... Menschen nach. Suphan (Vierteljahrschr. f Littgesch II, 453, Anm. 24) behauptet, daß Goethe hier den Satz Shaftesburys: „Der wahre Dichter ist in der That ein zweiter Schöpfer, ein Prometheus unter einem Jupiter" benutzt habe. — 32. Zona torrida, die heiße Zone.

einfrieren muss, dass es einen gemäsigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrne Menschen schreien bey ieder fremden Heuschrecke die uns begegnet: Herr, er will uns fressen.

Auf, meine Herren! trompeten Sie mir alle edle Seelen aus dem Elysium, des sogenanndten guten Geschmacks, wo sie schlaftruncken, in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschafften im Herzen und kein Marck in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen und doch zu faul sind um tähtig zu seyn, ihr Schatten Leben zwischen Myrten Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen.

Goethe.

Aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen.

[1772—1775.]

Einleitung.

Der Gedanke, in regelmäßiger Folge öffentliche Beurteilungen neuer Bücher zu liefern, wurde zuerst in Frankreich 1665 durch das „Journal des Sçavans“ verwirklicht; es fand in Deutschland seit 1682 in den „Acta Eruditorum“ Nachahmung. Lateinisch wie der Titel war auch der Inhalt dieser ersten deutschen Zeitschrift, die wissenschaftliche Gegenstände behandelte. Sie zeigte dadurch schon an, daß sie ausschließlich den Gelehrten dienen wollte. Die Dichtung wurde in ihr nur im lateinischen Gewande beachtet; auch da nicht um des poetischen Wertes willen, sondern als gelehrte Nebenbeschäftigung mit gebührender Hervorhebung des „stylus purus et elegans“.*) Erst die zweite der kritischen Zeitschriften Deutschlands, die Monatsgespräche des Christian Thomasius (1688—90), wandte sich, schon durch den Gebrauch der Muttersprache, an weitere Kreise und in dialogischer Form lieferte sie Urteile über Werke der schönen Litteratur; sie beachtete gerade das, was nicht in den Kreis der Fakultätswissenschaften fiel, vor allem die zahlreichen Romane der Zeit. Indessen ist auch hier noch nirgends von irgend einem ästhetischen Gesichtspunkt etwas

*) Vgl. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus. Hann. 1845. I, 275 ff.

zu bemerken; nur der Inhalt und seine belehrende Wirkung in wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung, nicht die Erfindung oder die Form beurteilt der Kritiker.

Im achtzehnten Jahrhundert wurden die „schönen Wissenschaften", wie man die Kunstlehre und die mit ihrer Hülfe geschaffenen Werke nannte, von der gelehrten Kritik zu ihrem Gebiete gerechnet. In den zahlreichen Zeitschriften, die auf die „Acta Eruditorum" folgen, erscheinen neben Besprechungen wissenschaftlicher Arbeiten im Laufe der Zeit immer häufiger auch Urteile über Dichtungen.

Eines dieser kritischen Organe war betitelt: „Franckfurtische gelehrte Zeitungen, darinnen Die merckwürdigste Neuigkeiten der Gelehrten Welt, So wohl In Ansehung der jetzt lebenden Gelehrten, als auch zur Gelehrsamkeit gehörigen Wissenschafften, Künsten und Sprachen umständlich berichtet, Und insonderheit Der gegenwärtige Zustand aller in und ausser Teutschland blühenden Hohen Schulen und Gesellschafften, Mit unpartheyischer Feder entworffen".*)

Die erste Nummer erschien am 6. Juli 1736 und bis zum Ende des Jahres 1771 wurde die Zeitschrift von verschiedenen Verlegern mit demselben Titel herausgegeben, ohne irgendwie durch innere Bedeutung oder äußere Erfolge sich hervorragend bemerklich zu machen. Zu Beginn des Jahres 1772 wurde sie umgestaltet. Sie führte von nun an den Namen „Frankfurter gelehrte Anzeigen", ihr Besitzer war der Hofrat Deinet, der die Witwe des Buchdruckers Eichenberg geheiratet hatte,**) und sie trug die Verlagsbezeichnung „Frankfurt am Mayn bei den Eichenbergischen Erben".

Nach außen hin vertrat Deinet selbst die Zeitschrift, ihr geistiger Leiter wurde Johann Heinrich Merck. Damit war die Gewähr gegeben, daß darin ein eigener Charakter herrschen würde. Wir kennen Merck vornehmlich aus der Charakteristik Goethes in „Dichtung und Wahrheit", in der die negierenden Seiten seines Wesens, Oppositionsgeist, Spottsucht, Bitterkeit, stark betont sind. Die Schilderung entspricht dem Bilde des gealterten, durch Sorgen und Mißgeschick aller Art verdüsterten Mannes. Der dreißigjährige Merck von 1771 aber war ein anderer. Beweglichen Geistes, voll hellen Verstandes und reicher Empfindung stand er in der

*) Siehe den Neudruck der Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 (Heilbronn 1883), Einleitung S. V.

**) Einige Nachrichten über ihn sind im Goethe-Jahrbuch X, 171 f. zusammengestellt. Dort heißt es: „Es war besonders seine Kühnheit und sein Unternehmungsgeist, welche Merck, Schlosser und ihre Freunde bewogen, sich an ihn zu wenden." Danach könnte es scheinen, als ob die Anregung von den späteren Mitarbeitern, nicht vom Verleger ausgegangen wäre; indessen ist dafür kein Zeugnis vorhanden.

Mitte eines Kreises von bedeutenden Menschen, der sich in Darmstadt um die „große" Landgräfin Karoline scharte, seit einem Jahre mit Herder, bald auch mit Wieland, Goethe und Lavater durch gemeinsames Streben und herzliche Freundschaft verbunden. Damals war Merck nicht der kühle Spötter, mit warmer Teilnahme wußte er den Überschwang des Gefühls wie das brausende Ungestüm des gärenden Freiheitsdranges jugendlicher Genossen zu begleiten, er erkannte in dem unklaren Wogen des beginnenden Sturmes und Dranges, dem Rütteln an den Ketten einer jahrhundertalten Kunsttradition den Anbruch einer neuen Litteraturepoche, durch ruhige Besonnenheit und hohe kritische Begabung erhob er sich über das verworrene Wesen der Jüngeren, die ihn umgaben, und wurde selbst einem Goethe zum Führer und Lehrer.

Keiner wäre mehr als er geeignet gewesen, an die Spitze der neuen Zeitschrift zu treten, die, frei von dem Zwange irgend einer Partei, die Bewegung auf litterarischem Gebiete verfolgen und das Publikum über alle wichtigen neuen Erscheinungen kritisch belehren sollte.

In der Ankündigung*) der Umgestaltung des Blattes, die ohne Zweifel von Merck verfaßt ist, wird vor allem Unparteilichkeit und Selbstständigkeit des Urteils versprochen. Schriften, die nur gelehrten Interessen dienen, sollen ausgeschlossen sein, dagegen werde man sich „besonders mit Historie, Philosophie, schönen Wissenschaften und Künsten beschäftigen, und bei allen Wissenschaften das Augenmerk dahin nehmen, daß dem Liebhaber der Englischen Litteratur vorzüglich nichts entgehe, das einer Anzeige wert ist". Mercks sämtliche, bis dahin erschienene Arbeiten waren Übersetzungen aus dem Englischen, es war die Zeit, wo Shakespeare, Percys Volkslieder und Macphersons Ossian der jungen Schriftstellergeneration als die glänzendsten Leitsterne galten.

Seitdem Gottsched damit begonnen hatte, sich in eigenen Zeitschriften Organe für die Verbreitung seiner Lehre und für Angriffe gegen seine Widersacher zu schaffen, war die Sitte allgemein geworden, daß jede litterarische Partei ihre Meinungen in einem eigenen Organe verfocht. Den Gottsched-Schwabischen „Belustigungen des Verstandes und Witzes" traten die „Zürcherischen Streitschriften" heftig entgegen, in den „Bremer Beiträgen" veröffentlichten die von Gottsched frei gewordenen Dichter ihre Erzeugnisse, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" verkündete die Theorieen Lessings und seiner Berliner Freunde. Sie fand die glänzendste Fortsetzung in den „Litteraturbriefen", in denen die neue

*) Abgedruckt im Weimarischen Jahrbuch 6, 79. Vgl. auch die kurze „Nachricht an das Publikum" Neudruck S. 3.

von Lessing begründete Kritik im höchsten Maße fruchtbar wurde, und dann in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" Nicolais, wo an die Stelle Lessingscher Geistesfreiheit die pedantische äußerliche Anwendung der Grundsätze trat, die Nicolai zu Beginn seiner Laufbahn im Zusammenwirken mit Lessing gewonnen hatte.*) Über Lessing hinaus führten schon Herders „Fragmente" und Gerstenbergs „Schleswigsche Litteraturbriefe", beide an Lessing anknüpfend, zwar nicht in der Form von Zeitschriften erscheinend, aber ihrem Wesen nach journalistisch, indem sie von den Erscheinungen des Tages ausgingen und unmittelbar auf den Tag zu wirken strebten.

Diejenigen Aufsätze, die den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" von 1772 ihren Charakter verleihen, sind am nächsten den Fragmenten Herders verwandt.**)

Dort war zum erstenmal der Bann gebrochen worden, der durch die herrschende Überzeugung von der absoluten Mustergültigkeit und Unerreichbarkeit der Alten auf der neu erwachsenden Dichtung lag. Nicht die überlieferte Regel, sondern die Empfindung sollte das Urteil bestimmen, weil der dichterische Genius keiner äußeren Regel, sondern dem inneren, unbewußten Triebe folgend gleich der Natur nach seinen eigenen Gesetzen schafft. Die schöpferische Begabung sei nicht das Erbteil eines Volkes und einer Zeit gewesen; alle hätten an ihr gleichmäßig teil und es gelte nur die ursprünglichen, lange verschütteten Quellen im eigenen Volkstum aufzusuchen, den Genius jedes einzelnen frei gewähren zu lassen, um mit den Alten erfolgreich zu wetteifern.

Das sind die Hauptsätze der Lehre, die Herder im Frühjahr 1770 auf seiner Fahrt durch Deutschland zuerst in Darmstadt Merck predigte, die dann begeisterten Widerhall bei dem Straßburger Studentenkreise fand, zu dem Goethe gehörte.

Goethe kehrte im Herbst 1771 nach Hause zurück, völlig ein anderer als er gegangen war. Die Brust geschwellt von gewaltigen Plänen, in denen Shakespeares Kunst neu erstehen sollte, voll Haß gegen Unnatur und

*) Daneben wäre noch eine große Zahl von anderen Zeitschriften zu nennen, die sich mit litterarischer Kritik befaßten, zumal die unabsehbare Schar der moralischen Wochenschriften. Aber alle diese Blätter, auch die eigentlich kritischen, wie Klotzens „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften", leiten nicht den Gang der Litteratur, sondern hinken schwerfällig hinter ihm her oder dienen dem beschränkten Interesse kleiner Coterieen und einzelner Gegenden. Auch die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" kündigen sich als solch ein kritisches Lokalblatt an, werden aber bald durch den größten Teil Deutschlands verbreitet.

**) Goethe las die Fragmente erst im Juli 1772. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß ihm schon in Straßburg die darin niedergelegten Gedanken durch den innigen Verkehr mit Herder vertraut geworden sind.

Regelzwang, begeistert für die deutsche Kunst des Mittelalters. Wie dem Warwickshirer mag er auch Herdern eine Gemeinde zusammengepredigt haben. Wir dürfen uns die Schar derjenigen, die damals in der Frankfurter Gegend an der neuen deutschen Litteratur und ihrer weiteren Entwicklung Anteil nahmen, nicht eben zahlreich vorstellen.*) Der einzige Mitarbeiter, der die Frankfurter gelehrten Anzeigen von vorn herein in Frankfurt selbst unterstützte, war Johann Georg Schlosser. Er beteiligte sich an der Redaktion und wurde vom Juli 1772 ab, als Merck wegen Streitigkeiten mit Deinet zurücktrat, alleiniger Herausgeber.**) Schlosser war zehn Jahre älter als Goethe, nach dessen Zeugnis ein junger, edler, den besten Willen hegender Mann, der sich einer vollkommenen Reinheit der Sitten befliß, jedermann anziehend durch eine schöne und seltene litterarische Bildung, durch seine Sprachkenntnisse, seine Fertigkeit, sich schriftlich sowohl in Versen als in Prosa auszudrücken. In Leipzig 1766 traten sie einander näher, im siebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit" ist der Bericht über ihr Beisammensein zu lesen. 1769 hatte Schlosser sich von neuem in Frankfurt als Advokat niedergelassen, die Freundschaft beider wurde die engste, als Goethe die Vaterstadt wieder betrat und denselben Beruf wie Schlosser ergriff. Zugleich zog diesen innige Verehrung zu der Schwester des Dichters, mit der er sich am 1. November 1773 vermählte.

Am 30. Dezember 1771 schreibt Karoline Flachsland an ihren Bräutigam Herder über Merck: „Er war vor einigen Tagen in Frankfurt und hat Bekanntschaft mit einem Ihrer Freunde, Goethe, gemacht, der ihm wegen seines Enthusiasmus und Genie sehr gefallen. Auch den Verfasser des „Katechismus fürs Landvolk" (G. Schlosser) hat er da gefunden, mit dem er auch wegen seiner vielen Gelehrsamkeit und liebens-

*) Deinet an Raspe 18. Jan. 1772 bezeichnet die Mitarbeiter an den Fr. gel. Anz. als „Männer, die .. alle darauf aus sind, unsere Gegenden der Barbarei zu entreißen, worin sie nach der Aussage der Obersachsen noch liegen".

**) Es sei für diesen wie für alle andern Punkte, die nicht Goethen unmittelbar betreffen, auf Scherers Einleitung zum Neudruck verwiesen, wo das Material fast vollständig zusammengestellt ist. Als Ergänzung teile ich eine nicht unwichtige Stelle aus Joachim von Schwarzkopfs Schrift „Über die Litteratur der Reichsstadt Frankfurt im Zeitungs- und Intelligenz-Fache" (Frankf. 1802 S. 27) mit: „Die erste Frankfurter gelehrte Zeitung ist vom Jahr 1736. Sie wurde durch einen Notar Harber, teils aus seiner eigenen, teils aus andern Federn geliefert und dauerte bis ins Jahr 1772 in 4° fort. Damals kaufte der Fürstlich Waldeckscher Hofrat und nachherige (1780) Kaiserliche Bücher-Kommissär Deinet dem letzten Besitzer, Herrn Senator Brönner, das Privilegium ab, und setzte die Zeitung in Oktavform fort. Der erste Jahrgang 1772, welcher oft scharfe Kritiken und mehr Raisonements über die Materien als eigentliche Recensionen enthielt, floß größtenteils aus der Feder des verdienten im Jahre 1799 verstorbenen Fürstlich-Badenschen Geheimen Rats und nachherigen Stadt-Syndikus Schlosser. Auch trugen der Geheime Rat Freiherr von Goethe, Herr Konsistorial-Präsident Herder, Merck und andere Gelehrte vortreffliche Aufsätze dazu bei. Mit dem Jahr 1790 beschloß sich diese Zeitung, welche Deinets Stiefsohn Eichenberg zuletzt unternommen hatte, und blieb bis jetzt die letzte ihrer Art."

würdigem Charakter sehr zufrieden war." Die Fassung dieser Stelle macht es wahrscheinlich (was ohnehin zu vermuten ist), daß Schlosser die Bekanntschaft Goethes mit Merck vermittelt und den Zweiundzwanzigjährigen, der als Schriftsteller noch nirgends hervorgetreten war, als Mitarbeiter an dem gemeinsamen neuen Unternehmen empfohlen habe.

Mit dem leidenschaftlichen Eifer, der alles Thun des jungen Goethe auszeichnet, hat dieser sich nun in die kritische Thätigkeit gestürzt. In der Einleitung zum 31. Bande ist auseinandergesetzt worden, daß Goethen der Beruf zum Recensenten mangelte. Er giebt das auch an der Stelle von „Dichtung und Wahrheit" (12. Buch), wo er von seiner Teilnahme an den Frankfurter gelehrten Anzeigen spricht, ausdrücklich zu. Mangel an historischem Wissen, an zusammenhängender Kenntnis der Wissenschaften und der Litteratur sei damals noch hinzugekommen, indessen sei die Möglichkeit, sich die Dinge auch außer ihrem Zusammenhange lebendig zu machen, ein gewisser theoretisch-praktischer Sinn, daß er von den Dingen mehr wie sie sein sollten, als wie sie waren, Rechenschaft geben konnte, und leichte Fassungskraft ergänzend eingetreten.

Mit diesen Eigenschaften konnte Goethe freilich nicht gründliche Beurteilungen wissenschaftlicher Arbeiten liefern, zumal in jener Zeit, da man vom Recensenten noch genaue Sachkenntnis verlangte; er erfaßt das Buch, das er bespricht, als ein Ganzes und aus der ihm eignen, sicheren Empfindung bildet er sich ein Urteil, das wenn auch wesentlich von Gefühlsmomenten bestimmt, doch klarer und schärfer ausfällt, als die verstandesmäßig zergliedernden Besprechungen der berufsmäßigen Kritiker. Er hat den Grundsatz ausgesprochen (an Salzmann 6. März 1773): „Ich hasse alle Spezialkritik von Stellen und Worten. Ein Kopf, daraus es kam, also ein Ganzes und konsistent in sich, wenn der Arbeiter nur einigermaßen Original ist." Jedes Buch ist ihm (wie Merck unten S. 92, 11 sagt) „eine Menschenseele", deren Wesen er zu erforschen sucht, von der er sich angezogen oder abgestoßen fühlt.

Vor allem sind Goethen aber die Recensionen ein Mittel, die Fülle seines Innern, die ihm den Busen zu zersprengen droht, zu ergießen und jenem „unbedingten Bestreben alle Begrenzungen zu durchbrechen"*) Raum zu geben. So erhielten die Recensionen jenen Charakter, den Goethe selbst im Jahre 1824, als er ihre Aufnahme in seine „Werke" ankündigte, mit den treffendsten Worten bezeichnete**): „Wild, aufgeregt

*) Annalen 1769—1775. (Werke Bd. 24, S. 6.)

**) Sicherung meines litterarischen Nachlasses und Vorbereitung zu einer echten vollständigen Ausgabe meiner Werke (Kunst und Altertum IV, 3, 151 ff. Werke 32, 80 f.).

und flüchtig wie sie sind, möchte ich sie lieber Ergießungen meines jugendlichen Gemüths nennen, als eigentliche Recensionen. Es ist auch in ihnen so wenig ein Eingehen in die Gegenstände als ein gegebener in der Litteratur begründeter Standpunkt, von wo aus diese wären zu betrachten gewesen, sondern alles beruhet durchaus auf persönlichen Ansichten und Gefühlen. Die dem Urteile sich anbietenden Gegenstände sind mannigfaltiger Art, und geben, obgleich nur flüchtig berührt, ein treues Bild vom Charakter der damaligen Litteratur. Und da nun ferner meine ganze jugendliche Gesinnungs- und Denkungsweise sich überall ohne Rückhalt leidenschaftlich ausläßt, so liegen die anfänglichen Richtungen meiner Natur in diesen Recensionen offen vor Augen und demnach möchten sie auch für alle diejenigen, die mir und meinen Leistungen einen näheren Anteil schenken, nicht ohne einiges Interesse sein."

Man sieht, welche Wichtigkeit Goethe diesen Zeugnissen aus dem Beginn seiner Laufbahn beimaß. Und ihr Wert ist seitdem sicherlich nicht geringer geworden; denn alle die Gründe, die er für ihre Schätzung anführt, haben durch das immer reger gewordene Interesse an Goethes Leben und Wirken erhöhtes Gewicht erhalten. So erscheint es als eine Pflicht, diese Arbeiten in ihrem vollen Umfange unverändert den Ausgaben seiner Werke einzuverleiben.

Aber diese Pflicht ist schwer, ja unmöglich zu erfüllen. Um das zu begründen, müssen wir näher darlegen, wie die Recensionen, die sich als Goethische darbieten, entstanden, wie sie in die Werke hineingekommen sind.*)

Über die Entstehungsweise haben wir zwei Berichte, die sich gegenseitig bestätigen. Der Verleger Deinet schrieb an Raspe, den er für die Zeitschrift gewinnen wollte, am 18. Januar 1772: „Selbst ich kenne nicht alle Mitarbeiter. Ein geistvoller Mann in Darmstadt führt das Directorium, und sendet von verschiedenen Händen Richtersprüche und Anzeigen ein. Von mir bekommt er, auf der andern Seite, auch wieder verschiedene Handschriften zu sehen, die ich sammle, und von deren Verfassern er eben so wenig weiß, als ich von den seinigen. Wir begnügen

*) Vgl. v. Biedermann, Einleitung zu Bd. 29 der Hempelschen Ausgabe; Archiv für Litteraturgeschichte IV, 32—42: Goethes Antheil an den in seine Werke aufgenommenen Recensionen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen; Goetheforschungen, Frankfurt a. M. 1879, S. 315—350: Goethes Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, mit Nachtrag Neue Folge S. 293 ff.; Wilhelm Scherer, Deutsche Rundschau 17, 62—74: Der junge Goethe als Journalist; Frankfurter gelehrte Anzeigen 1772, Neudruck, Einleitung; R. M. Werner, Goethe-Jahrbuch IV, 359—363: Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahre 1773. — Einige Citate, deren Quellen mir nicht zugänglich waren, habe ich unmittelbar aus diesen früheren Arbeiten herübergenommen.

uns mit guten Sachen und stehen für das Ganze. Sollte es dem Herrn Rath Raspe nicht gefallen, eben einen solchen Weg einzuschlagen und anderer scharfsinnigen Köpfe Arbeiten mit den seinigen vermischt einzusenden? so entstände eine dritte Quelle, für deren Reinlichkeit man nicht hätte bekümmert zu seyn."

Also zwei oder drei Kreise, deren Urteile in der Hand des Redakteurs zusammenlaufen, der dann aus ihnen gleichsam das Mittel zu ziehen hat. Ganz ähnlich stellt sich die Arbeitsweise in Goethes Schilderung (Dichtung und Wahrheit 12. Buch) dar: „Jener litterarische Verein war überdies durch eine lebhafte Korrespondenz und bei der Nähe der Ortschaften durch öftere persönliche Unterhaltungen begünstigt. Wer das Buch zuerst gelesen hatte, referierte, manchmal fand sich ein Korreferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaktion. Dadurch sind mehrere Recensionen so tüchtig als lebhaft, so angenehm als befriedigend. Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbständig aufzutreten."

Aus diesen Zeugnissen, deren Zuverlässigkeit nicht anzuzweifeln ist, ergiebt sich von vornherein, daß der Anteil Goethes an den einzelnen Artikeln ein dreifach verschiedener war: es sind von ihm allein verfaßte, von ihm redigierte, die ursprünglich mit oder ohne seine Teilnahme von verschiedenen entworfen waren, und endlich von ihm interpolierte Artikel zu unterscheiden.

Selbst einem unmittelbaren Teilnehmer an der Arbeit, der über das Eigentum jedes Mitarbeiters genau unterrichtet gewesen wäre und der beim Erscheinen jeder Nummer den Versuch gemacht hätte, es zu konstatieren, dürfte es bei diesem Sachverhalt unmöglich gewesen sein, Goethen das Seinige ohne Rest und ohne Überschuß zuzuweisen. Auch wenn angenommen wird, daß die Entstehung jeder Recension, soweit sie schriftlich fixiert war, nachgewiesen werden konnte, — über das, was der einzelne im mündlichen Gedankenaustausch beigetragen, was der Redakteur nach Worten anderer aufgezeichnet hatte, ließ sich nimmermehr Sicherheit gewinnen.

Nun ist aber ein solcher Versuch erst vierzig Jahre nach dem Erscheinen der Blätter, um die es sich handelt, unternommen worden. Damals, als Goethe den dritten Teil von „Dichtung und Wahrheit" vorbereitete, schrieb er den 1. Februar 1812 an Fritz Schlosser: „Wäre

es möglich, mir ein Exemplar der ersten Jahrgänge der Frankfurter gelehrten Anzeigen, woran ich und Ihr Oheim vielen Anteil gehabt, zu verschaffen? Sie sind 1772 herausgekommen und ich habe sie seit jenen Jahren nicht wieder gesehen." Schlosser sendet die beiden Bände von 1772 und 1773, Goethe dankt dafür am 31. März 1812 und benutzt sie für den dritten Band seiner Biographie, der zu Michaelis 1813 erscheint. Er zieht diejenigen Recensionen aus, welche ganz oder zum Teil ihm gehören (Annalen 1813), und äußert in „Dichtung und Wahrheit" (12. Buch): „Auszüge von Stellen, an denen ich mich wiedererkenne, mögen mit ähnlichen Aufsätzen künftig am schicklichen Orte erscheinen."

Von diesen Auszügen (nicht etwa Referate, sondern Abschriften der Recensionen, die Goethe als sein Eigentum zu erkennen glaubte) sprach Goethe, als er, kurz nach der ersten Bekanntschaft, am 11. Juni 1823 Eckermann die beiden Bände 1772 und 1773 übergab, damit er Goethes Arbeiten herausfinde, und ihm sein Urteil darüber sage, ob sie wert seien, in eine künftige Ausgabe der Werke aufgenommen zu werden. Während Goethe in Marienbad weilte, vollendete Eckermann die „Redaktion der Frankfurter Recensionen", wie er sich ausdrückt, und schrieb einen kleinen Aufsatz darüber, der mit einem Vorwort Goethes*) in Kunst und Altertum V, 3 S. 160—170 gedruckt ist.

Im Jahre 1828 gab Nicolovius in seinem Buche „Über Goethe" S. 17 ein Verzeichnis der angeblich von Goethe verfaßten Recensionen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen, die dann 1830 im 33. Bande der Ausgabe l. H. erschienen, nur war statt der Bekehrungsgeschichte des Grafen Brandt von Hee, die Nicolovius mit angeführt hatte, die Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee aufgenommen.

Wie nun diese Sammlung zustande gekommen ist, ob sie auf den Auszügen Goethes von 1813 oder auf denen Eckermanns von 1823 oder auf gemeinsamen Beratungen beider beruht, bleibt im unklaren. Jedenfalls haben aber bei der Aufnahme der einzelnen Artikel nirgends sichere Zeugnisse entschieden, sondern ausschließlich das Stilgefühl und vielleicht das Gedächtnis des Verfassers, das sich schwerlich nach mindestens vierzig Jahren und bei der oben geschilderten Entstehungsart der Recensionen als zuverlässig erwiesen haben kann. Goethe und Eckermann standen diesen Arbeiten noch weit unsicherer gegenüber, als der, dem heute die Aufgabe gestellt würde, Goethes Anteil zu bestimmen; denn es mangelte ihnen an allen äußeren Hülfsmitteln, die uns jetzt zur Verfügung stehen. Wenn

*) Siehe Bd. 32 S. 154.

sie trotzdem kein Wort des Zweifels an der Richtigkeit ihrer Auswahl verlauten ließen, so ist das sehr erklärlich durch den Umstand, daß es nicht in ihrem Interesse liegen konnte, dem Leser von Goethes Werken die Überzeugung von der Zuverlässigkeit des gesamten Inhalts als Goethisch zu erschüttern.*)

Seit etwa zwanzig Jahren ist diese Überzeugung in Bezug auf die Recensionen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen nicht mehr vorhanden. Es hat sich herausgestellt, daß drei der wichtigsten Artikel Mercks Eigentum sind, daß eine Anzahl anderer mit hoher Gewißheit Goethen abgesprochen werden können, daß außerdem einige für Goethe bezeugte und eine große Anzahl ihm mit größerer oder geringerer Sicherheit zuzuschreibender Recensionen in seiner Auswahl fehlen.

Das Ergebnis ist, daß wir den von Goethe stammenden Bestand nicht als zuverlässig ansehen können und daß die Untersuchung über seinen Anteil, vorläufig ohne Rücksicht auf das Vorhandene, von neuem aufzunehmen ist.

Die erste Frage, deren Beantwortung versucht werden muß, ist die nach der zeitlichen Begrenzung von Goethes Mitarbeiterschaft. Am 3. Februar 1772 schreibt Goethe an Salzmann: „Mit der gelehrten Anzeige habe ich keinen Zusammenhang, als daß ich den Director [Merck] kenne und hochschätze, und daß ein Mitinteressent [J. G. Schlosser] mein besonderer Freund ist. Halten Sie sie ja; keine in Deutschland wird ihr in Aufrichtigkeit, eigener Empfindung und Gedanken vortreten. Die Gesellschaft ist ansehnlich und vermehrt sich täglich.“ Der Behauptung Goethes, er sei nicht für das Blatt thätig, steht eine fünf Tage jüngere Mitteilung Deinets an Raspe diametral gegenüber. Er zählt dort die Mitarbeiter auf und sagt: „Hier [in Frankfurt] ist noch ein Mann im Gefach der botanic Hr. Behrends. Hr. Hofrat Schlosser, ein Rechtsgelehrter und im Gefach der schönen Wissenschaften ein Freund des Herrn Mercks — ist sehr fleißig.“ Niemand anders als Goethe kann damit gemeint sein und das Zeugnis des Dichters, dessen Neigung zum Versteckenspiel wir auch sonst kennen, wird durch das Deinets widerlegt. Zugleich belehrt uns die Angabe, daß er sehr fleißig sei, darüber, daß er schon

*) Ein Privatbrief Goethes (an Boisserée 3. Juli 1830) zeigt allerdings, auf wie schwachen Grundlagen seine Ansicht von dem ihm Zugehörigen ruhte; denn er gesteht darin ein: „Ich komme mir selbst darin oft wunderbar vor; denn ich erinnere mich ja nicht mehr, daß ich diesem oder jenem Werke, dieser oder jener Person zu seiner Zeit eine solche Aufmerksamkeit geschenkt; ich erfahre es nunmehr als eine entschiedene Neuigkeit und freue mich nur über die honette, treue Weise, womit ich früher oder später dergleichen Dinge genommen.“

länger, vermutlich seit dem Beginn des Erscheinens, für die Anzeigen schrieb.*)

Fast ebenso sicher wie der Beginn läßt sich der Endpunkt von Goethes Thätigkeit für das Blatt feststellen, denn eine lange Reihe von Zeugnissen thut uns dar, daß am Schluß des Jahres 1772 die alten Mitarbeiter, so weit sie dem Merck-Schlosser-Goethischen Kreise angehörten, sämtlich zurücktraten. Am 15. Dezember 1772 schreibt Goethe an Kestner: „Seit ich von Darmstadt wieder hier bin, bin ich ziemlichen Humors und arbeite brav. Abenteuerlich wie immer und mag herauskommen was kann. NB. mit Ende dieses Jahres hören wir samt und sonders auf die Zeitung zu schreiben, dann wirds ein recht honettes-Stück Arbeit geben.**) Macht das bekannt, soweit eure Leute an uns teil nehmen." Dann am 25. Dezember: „Leider muß ich nun die schönen Stunden mit Recensieren verderben, ich thu's aber mit gutem Muth, denn es ist fürs letzte Blatt."***) Ferner an einem der letzten Tage des Jahres: „Da ist's denn nun zu Ende mit unserm kritischen Streifen. In einer Nachrede hab ich das Publikum und den Verleger turlupiniert. Laßt euch aber nichts merken. Sie mögens für Balsam nehmen. — Wollt ihr aufs nechste halbe Jahr noch versuchen, so sinds zwey gewagte Gulden." Darauf am 19. Januar 1773: „Mir fällt ein . . . euch eine Zeitung zu schicken, daß ihr sehet, wie das geworden ist. Das Publikum hier meint der Ton habe sich nicht sehr geändert." Man vergleiche auch in der von Goethe verfaßten „Nachrede" die Stelle (S. 144 Z. 15 ff.), wo ausdrücklich erklärt wird, daß diejenigen Recensenten, über deren Arbeit die meiste Klage gewesen, ein Ende ihres kritischen Lebens machen wollen.

Dazu kommen bestätigende Äußerungen anderer. G. W. Petersen in Darmstadt an Nicolai 18. Dezember 1772: „Die vornehmsten Mitarbeiter an die Frankfurter gel. Anzeigen sind, wie mir versichert worden,

*) Merck hatte gleich zu Beginn Manuskript für sechs Wochen geschickt.

**) Jedenfalls war ihm damals schon bekannt, daß der elende Bahrdt das Heft in die Hände bekommen sollte.

***) Die letzte Nummer enthält nur eine selbständige Recension, die der „Kritischen Abhandlung über die Fehler der Mahler wider die geistliche Geschichte und das Kostum". Hirzel, v. Biedermann und Scherer haben, auf diese Briefstelle gestützt dieselbe Goethen zugewiesen, und da darin auf eine frühere Besprechung, nämlich Volkmanns Ausgabe von Sandrarts Akademie, verwiesen wurde, auch die letztere für Goethe in Anspruch genommen. Es sei gleich hier bemerkt, daß der Beweis nicht zwingend erscheint. Denn die Recension der kritischen Abhandlung zeigt nichts für Goethe besonders Bezeichnendes und sehr leicht konnte sein letzter Beitrag für ein späteres Blatt zurückgestellt werden. Weit wahrscheinlicher ist es, daß die Besprechung von Schummels „Lustspielen ohne Heiraten", die am 18. Jan. 1773 in Nr. 5 des folgenden Jahrgangs erschien, von ihm herrührt, und daß wir in ihr jenen letzten Beitrag Goethes zu erblicken haben, oder daß seine Recension von Alexander von Joch, über Belohnung und Strafen in der Nummer vom 25. Dezember, die leicht einige Tage später ausgegeben sein kann, gemeint ist.

abgetreten." Merck an Raspe 2. Januar 1773: „Es ist nun gottlob alles glücklich mit diesem Jahre zu Ende, und weder Herder, noch ich, oder meine andern Freunde, die unbekannt sein wollen, werden den geringsten Anteil mehr an dieser Rauferei haben." Deinet an Bahrdt 8. Januar 1773: „Das Publikum hält die Abdikation gewisser Männer, die im Ernste geschehen ist, für eine Maske und diese Herren sind nun selbst so irre gemacht, daß einer den andern im Verdacht hat. . . . Beim Zumachen schickt mir Herr Hofrat Schlosser die Wielandische Nachricht ans Publikum wegen seines Teutschen Merkurs zum Einrücken. Das ist nun die Kabale, die die Abdikation verursacht hat — ni fallor. Jetzt womöglich zusammengehalten, daß unser Fuhrwerk nicht ins Stocken gerate." Derselbe an denselben 16. Januar 1773: „Wenn der Ton der Zeitung 1773 wie anno 1772 fortdauerte, so glaub' ich, hätte ich hundert Thaler dabei verdienen können. Aber die Herren Recensenten, die ihn empfohlen haben, haben zugleich die Welt hin und her durch Sendschreiben versichert, daß die Zeitung nicht fortgehen oder doch schlecht werden würde." Boie an Merck 26. Januar 1773: „Die Frankfurter Zeitung war mir bisher so oft ein Labsal; ich fand so oft meine dunkeln Gedanken darin entwickelt, und sehr oft ein Gefühl bestimmt, das ich hatte, und mir nicht erklären konnte. Anfangs hielt ich das angedrohte Abstehen der Hauptverfasser nur für eine Wendung, um desto sicherer hinter dem Vorhang urteilen zu könnnen; aber wie fand ich mich bald betrogen! Nie hat man vielleicht einen sichtbareren Abfall gesehen, als die wenigen Blätter des neuen Jahres machen. Ich werde sie nicht mehr lesen." Höpfner an Nicolai 18. Februar 1773: „Es freut mich, daß Sie mich in den Frankfurter Zeitungen erkannt haben. Freilich habe ich fast alle juristische Recensionen darin gemacht. Daß Herder die Hand auch mit im Spiele gehabt hat, war wohl sehr sichtbar. Die andern Recensenten waren Merck, Goethe, Schlosser. Der letzte hat das meiste geschrieben." J. H. Voß den 24. Februar 1773: „Die Frankfurter Zeitung mit dem Wandsbecker Boten, war bisher die einzige, die vernünftig war, aber auch die ist jetzt in schlechte Hände gefallen." David Hartmann an Bodmer 9. Mai 1773: „Jetzt hat Bahrdt die Direktion und diese lese ich. Die vorigen Mitarbeiter sind abgetreten nach einem zweijährigen*) Geschrei." Chr. Heinr. Schmid im Teutschen Merkur Junius 1773 S. 204: „Kaum erschien im vorigen Jahre eine Zeitung, welche ein Beispiel gab, daß sich in Zeitungen auch denken lasse, so verschwand sie in diesem Jahre wieder; vielleicht weil die Verfasser

*) Ein mit Rücksicht auf das Datum des Briefes ganz unwesentlicher Irrtum.

selbst verzweifelten, sich in ihrem überspannten Tone zu halten. Dieser und andrer Fehler unerachtet, welche die Leipziger Bibliothek zur Gnüge gerügt hat, wäre ihre Fortdauer gar sehr zu wünschen gewesen.*) Derselbe Schmid in seinem „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1774" S. 25 f.: „Der vortreffliche 1772ste Jahrgang der Frankfurter Zeitung, der in seiner Art der einzige bleiben wird, ist aus Schmeichelei von uns gelobt worden! Da doch alle jene Verfasser abgegangen sind und der sie gar nicht kennen muß, der sie für bestechlich hält." Endlich die Frankfurter gelehrten Anzeigen selbst an der Spitze des Jahrgangs 1774: „Die Verfasser des ersten Jahrgangs unserer gelehrten Zeitungen waren doch zum Theil ganz besondere Leute. — Sie hatten so ihre eigene Art, schwatzten so ein wenig über die Bücher hin, nahmen sich hier und da etwas heraus, wobei sie sich an einem Verfasser reiben konnten, schnitten und modelten an einer Recension so lange, bis sie einen Gedanken herausdrechselten, den sie gern anbringen wollten, und der oft dem hundertsten dabei nicht eingefallen wäre, und fragten gar nicht, wen sie vor sich hatten. Und nun noch der Ton obendrein! — Da waren denn freilich die meisten Gerichte, die sie dem Publikum von hieraus vorsetzten, von so neuem ungewöhnlichem Geschmack, so mit Hautgout durchwürzt, und für einen jeden andern, der nicht daran gewöhnt war, so äußerst unschmackhaft, daß es den Lesern nicht zu verdenken war, daß sie sich inzwischen, bis sie wieder kräftige nahrhafte Haussuppen zu kosten kriegten, lieber mit den dünnen Wasserbrühen behalfen, die in so vielen andern gelehrten Zeitungen aufgeschüttet wurden." Und weiterhin: „Uns andern, die wir an diesen Zeitungen seit dem 1. Januar 1773 arbeiten, werden aufmerksame Leser ohnedem nicht beschuldigen, daß wir die Einrichtung und den Ton der ersten Verfasser zum Muster genommen hätten."**)

Zu allen diesen äußeren Beweisen kommt nun noch ein gewichtiger innerer Grund für Goethes Ausscheiden bei Beginn des Jahres 1773. Damals übernahm der berüchtigte Karl Friedrich Bahrdt***) die Redaktion

*) Vgl. Goethe an Johanna Fahlmer 29. Nov. 1773: „Im Packet kommt eine Recension der hiesigen Zeitung über den Merkur, wo die Herren Wieland den Staub von den Füßen lecken. Ich hab das Meinige gethan, um den Deinet gegen Wielanden aufzubringen. Hab ihm vorgestellt: wie schändlich es sei, daß der Merkur sagt: Die Frankfurter Zeitung sei mit dem Ende 1772 verschwunden, da sie doch würklich en toutes lettres existiere."

**) Spätere Äußerungen Goethes, die sich auf die Frankfurter gelehrten Anzeigen beziehen, bieten die Briefe an Betty Jacobi vom 31. Dezember 1773 und an Sophie von La Roche vom 23. Dezember 1774. Im ersten lehnt er die Autorschaft jener in der vorigen Anmerkung erwähnten Recension des Merkur ab; im zweiten urteilt er sehr geringschätzig von dem Blatte.

***) Bahrdt rühmte sich später in seiner Selbstbiographie (2, 243 f.): „Mein Heres [sein Famulus] half mir auch bald bei mancherlei Arbeiten, insonderheit meinen Bei-

und es erscheint von vornherein als unmöglich, daß Goethe für ein Blatt, das unter der Leitung dieses verächtlichen Menschen stand, Beiträge geliefert habe.

Somit könnte man sich gegenüber dieser Fülle von Beweismaterial bei der Meinung beruhigen, daß wir Goethes Anteil nur im Jahrgang 1772 zu suchen haben, hätte er nicht selbst eine Anzahl von Recensionen aus dem Jahre 1773 als sein Eigentum bezeichnet und wären nicht Spuren von Beziehungen seinerseits zu der Zeitschrift in diesem Jahre vorhanden.

Was den ersten, wichtigsten Punkt betrifft, so ist folgendes zu erwägen. Als Goethe 1812 an Schlosser schrieb, verlangte er „die ersten Jahrgänge". Schon aus dieser Form des Wunsches scheint hervorzugehen, daß er sich über den Umfang seiner Beteiligung nicht klar gewesen ist; sonst hätte er bestimmte Bände gefordert. Nun erhielt er die Jahre 1772 und 1773. Einzelheiten waren ihm nicht mehr erinnerlich; der äußere Charakter beider Jahrgänge war so ähnlich, daß selbst während des Erscheinens des zweiten die früheren Mitarbeiter nicht klar sahen, ob noch welche von ihnen beteiligt waren oder nicht.*) Wie hätte das Goethen nach vierzig Jahren möglich sein sollen? Zumal da, wie wir weiter unten sehen werden, auch stilistische Anhaltspunkte kaum gegeben waren. Der Zufall, daß Schlosser beide Bände sandte, rechtfertigt es vollkommen, daß Goethe in beiden nach eigenen Arbeiten suchte und solche zu finden glaubte;**) bewiesen wird dadurch für seine Autorschaft gar nichts. Daß er dann bei der einmal gefaßten Meinung sein übriges Leben stehen blieb und daß auch Eckermann sie teilte, ist natürlich, da keine Gegenbeweise erschienen.

Ebenso leicht sind die übrigen Anzeichen, die für Goethische Recensionen aus dem Jahre 1773 zu sprechen scheinen, als nichtig nachzuweisen. Deinet schreibt an Bahrdt am 1. Dezember 1772; „Herr Schlosser wird nach Muße mitarbeiten, desgleichen Herr Dr. Göthe." Möglich, daß der Verleger dies damals noch annehmen konnte; die bestimmten Äußerungen Goethes aus demselben Monat lassen jedoch keinen Zweifel zu, daß dieser schon sehr bald andrer Meinung geworden ist.

Außerdem besitzen wir einen Brief Goethes an seinen Studienfreund Hermann in Leipzig vom 15. Mai 1773, in dem er sich für den Verleger

trägen zur Frankfurter Gelehrten Zeitung, welche ich dem Hofrat Deinet ... unentgeltlich lieferte, und durch sie seine Zeitungsbude, welche ich im ersten Jahre fast allein furnirte, in Aufnahme und Kredit bringen half."

*) Siehe die oben mitgeteilte Stelle aus Deinets Brief an Bahrdt vom 8. Januar 1773.

**) Immerhin ist es bemerkenswert, daß Goethe im Jahrgang 1773 nur acht Recensionen für sich in Anspruch nahm, gegen 27 im Jahrgang 1772.

auf dessen flehentliches Bitten verwendet, um den armen Teufel vor einer Strafe von 100 Thalern zu bewahren, die ihn wegen einer theologischen Recension der Anzeigen treffen soll.*) Auch daraus sind für unsere Frage gar keine Folgerungen zu ziehen. Denn wir wissen, daß Goethes Beziehungen zu Deinet 1773 unverändert fortbestanden**), wie auch der frühere Herausgeber Schlosser freundschaftlich mit ihm verkehrte.

Wenn Goethe ferner in einem Briefe an Kestner vom 26. Januar 1773 die Anzeigen als „unsre Zeitung" bezeichnet, so wird davon alte Gewohnheit oder die lokale Gemeinschaft die Ursache sein.

Bestimmte Zeichen Goethischer Mitwirkung im zweiten Jahrgang zu finden hat bisher nur R. M. Werner (a. a. O.) versucht. Er imputiert ihm erstlich einen Zusatz zu der Recension des „Teutschen Merkur" in Nr. 41, in der er Übereinstimmungen mit Goethes Stil findet. Ich verspüre darin mehr die polternd derbe Art des Wandsbecker Boten, die damals so viel Nachahmung fand; aber ganz abgesehen davon, ist es durch den oben angeführten Brief an Johanna Fahlmer (den Werner nicht beachtet hat) bewiesen, daß Goethe über den „Merkur" nicht geschrieben hat; denn wozu hätte er das Seinige thun sollen, Deinet gegen den Merkur aufzubringen, wenn er selbst seine Stimme gegen ihn hätte erheben können oder wollen?

Auch bei der zweiten Recension, die Werner bestimmt auf Goethe zurückführen will, ist kein zwingender Grund dazu vorhanden. Es ist die Besprechung der Operette „Der Töpfer" von seinem Freunde André, erschienen in der Nummer vom 2. November 1773. Die Ähnlichkeiten der Recension und des Goethischen Briefes an die Fahlmer vom 23. Nov. 1773 sollen so groß sein, daß nur zwei Möglichkeiten vorhanden seien: Goethe sei unbewußt zum Plagiator geworden oder er habe sich seines Freundes André auch in den Frankfurter gelehrten Anzeigen annehmen wollen. Liest man Recension und Brief ohne Voreingenommenheit so erscheint die Übereinstimmung zwischen beiden nicht schlagend genug, um anzunehmen, daß sie aus derselben Feder geflossen sind***); außerdem liegt aber noch eine dritte Möglichkeit vor, die einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat. Goethes Brief ist der Entwurf für eine Empfehlung des Werkes seines Freundes im Merkur, die durch Jacobi an Wieland gelangen sollte. Liegt es da nicht nahe, anzunehmen, daß er, dem es auf musikalischem

*) Vgl. Dechend a. a. O. Auf diese Streitigkeiten, sowie die übrige innere und äußere Geschichte der Frankfurter gelehrten Anzeigen, darf hier nicht eingegangen werden Es sei dafür auf Scherers Einleitung zum Neudruck verwiesen.

**) Siehe die oben angeführten Briefe an Johanna Fahlmer und Betty Jacobi.

***) Vgl. Scherers Einleitung zum Neudruck S. LXXI ff.

Gebiete an Urteil und Kenntnissen fehlte, die vorhandene Recension als Vorlage benutzt hätte? Das ist nur eine Vermutung,, die zeigen soll, daß die Beweisführung Werners auch hier keineswegs zwingend ist.

Damit ist das vorhandene Material für und gegen Goethes Anteil am Jahrgang 1773 erschöpft. Es ist hier zum erstenmal vollständig vorgelegt und es ergiebt sich daraus, wie ich wenigstens meine, mit völliger Sicherheit das Resultat, daß Goethe nur im Jahre 1772 an den Frankfurter gelehrten Anzeigen mitgearbeitet hat und daß folglich keine der von ihm in die Werke aufgenommenen Recensionen von 1773 (mit der einen, oben angegebenen möglichen Ausnahme) als sein Eigentum betrachtet werden darf. Diese können aus der Untersuchung über das von ihm Verfaßte ausgeschieden werden und dieselbe hat sich auf die zwischen dem 1. Januar und dem 31. Dezember 1772 erschienenen Kritiken zu beschränken.

Von diesen sind fünf und die „Nachrede" als Goethes Eigentum durch einwandfreie Zeugen bestätigt, nämlich Nr. 11, 25, 33, 36, 37, 38 unsrer Ausgabe.

Kein Zweifel, daß Goethe einen bei weitem größeren Teil des Ganzen verfaßt hat. Deinet sagt von ihm bereits am 8. Februar, er sei sehr fleißig, Petersen schreibt am 6. November 1772 an Nicolai: „Sehr schöne Recensionen, die in die Litteratur, Poesie ꝛc. einschlagen, rühren von Herrn Göthe J. U. D. und Advokaten in Frankfurt . . . her." Christian Felix Weiße schreibt sogar in einem Briefe an Uz vom 28. Dezember 1772: „Unfehlbar ist Herder nebst einem gewissen Gede Hauptverfasser", eine Äußerung, auf die jedoch kein großer Wert zu legen ist, da Weiße schwerlich bestimmte Kenntnis von dem Anteil der einzelnen Mitarbeiter haben konnte.

Jedenfalls ist so viel sicher, daß Goethe außer den fünf für ihn bezeugten Recensionen noch eine beträchtliche Anzahl anderer verfaßt hat. In dem ganzen Jahrgang 1772 sind 388 Werke, ungerechnet die Kupferstiche, besprochen. Von diesen sind die medizinischen und naturwissenschaftlichen, deren Gebiet Goethen fremd war, auszuscheiden, ebenso wohl auch die wissenschaftlichen theologischen und philologischen Werke, im ganzen höchstens 60. Die übrigen Recensionen, etwa 330, sowie die Kunstanzeigen können Goethen zum Verfasser haben.

Seine äußeren Lebensumstände während des Jahres 1772 geben keinen Anhaltspunkt dafür, daß er etwa zu bestimmten Zeiten seine Thätigkeit für die Zeitschrift unterbrochen oder verstärkt hätte. Auch die Leidenschaft für Lotte Buff braucht nicht lähmend auf seine Produktivität gewirkt zu haben.

Die wenigen bezeugten Beiträge sind am 29. Mai, 25. August, 1. September, 3. November, 18. und 29. Dezember erschienen. Vom 8. Februar haben wir den Nachweis, daß er sehr fleißig für das Blatt arbeitete. Ein zeitliches Moment läßt sich also für die Bestimmung nicht verwerten.

Beachtenswert erscheint der wiederholte Hinweis, daß er vornehmlich im Gebiete der schönen Wissenschaften thätig sei. Indessen belehren uns wiederum die ihm sicher angehörigen Artikel, daß er dieses Gebiet nicht streng innehielt; er wird sich auch das juristische, auf dem er zu Hause war, schwerlich verschlossen haben und ebenso auf den andern (insbesondere dem theologischen, das er damals auf Herders Anregung so ernsthaft bearbeitete), soweit nicht höhere Specialkenntnisse erforderlich waren, hier und da gewildert haben.

Können wir auch bei Werken der Dichtung und der litterarischen und Kunstkritik in erster Linie Goethe suchen, der einzige Faktor zur Bestimmung seines Anteils, der Sicherheit gewähren könnte, wäre doch nur der Stil.

Als Goethe im Juli 1772 zum erstenmal Herders Fragmente las, belebte ihm nichts so durch und durch Herz und Sinn mit warmer heiliger Gegenwart, als das: wie Gedank und Empfindung den Ausdruck bildet. Weshalb? Weil ihm hier ein Rätsel seines eigenen Ichs gelöst wurde, weil er erkannte, daß er auf dem rechten Wege war, wenn er die Form nicht nach überlieferten Gesetzen modelte, sondern sie zum möglichst entsprechenden Gefäß des innern Lebens, wie dieses sich wandelte, immer neu gestaltete. Das hatte er unbewußt vom Beginn seines Schaffens an, seit der frühesten Jugend befolgt, und schon in den ersten Erzeugnissen seines Geistes zeigt sich eine durchaus persönliche, in Wortbildung und Wortfügung ihm allein eigene Schreibweise.

Unverfälscht erscheint das Wesen des jungen Studenten schon in den Leipziger Briefen: in denen an die Schwester voll leichten, hie und da ein wenig altklugen Geplauders, das mit seiner jugendlichen Grazie an einen französischen petit maître gemahnt; in denen an Behrisch derber, burschenhafter, und hineinlodernd die Flammen der ersten Liebe mit ihrer Qual und ihrer Seligkeit, die so schnell wechseln wie Sturm und Sonnenschein beim Anbruch des Frühlings. Man lese nur jenen Brief an Behrisch vom 10. November 1767, in dem schon alle die Zaubertöne erklingen, die nur dem Dichter des „Werther", dem Schöpfer Gretchens gegeben waren.

Und doch, — wie sein Inneres noch in diesen Jahren im Banne der Konvention befangen ist, so fließen auch die Sätze, selbst im Sturme der Leidenschaft der Regel gehorchend, sorgsam gebaut dahin. Erst in Straßburg, als er von Herder aufgeregt alle Fesseln gewaltsam durchbricht, erhält auch seine Sprache die völlige Freiheit. Wie der junge Gebirgsbach ungestüm brausend und wirbelnd, an Felsen sich brechend, stockend und sich überstürzend dahinströmt, dann wieder, wo sanfte Wiesen sich ihm bieten, lieblich heiter sie durcheilt, — so scheint nun Goethes Sprache bald in Kraftwörtern und abgebrochenen Sätzen den Widerstand der Regel zu brechen, bald in siegreicher Schönheit in glänzenden Bildern, in breiten Perioden sich zu ergießen.

Nicht durch den Einfluß von Hamanns und Herders Sprache und deren Nachahmung erhält Goethes Stil in der Straßburger Zeit sein Gepräge, wie er später selbst gemeint hat, sondern dadurch, daß bei ihm, ebenso wie bei jenen Männern der Durchbruch der Empfindung durch das herrschende verstandesgemäße Gesetz erfolgt. Die innere Verwandtschaft erzeugt bei ihnen die Ähnlichkeit des durch Gedank und Empfindung gebildeten Ausdrucks.

Die Entstehungszeit von Goethes Beiträgen zu den Frankfurter gelehrten Anzeigen fällt noch in die Straßburger Periode seines Stils, wenn er auch schon die Stadt verlassen hatte. Und wie auf ihn, wirkte der Magus im Norden und sein großer Schüler vor allem auch auf Merck, auch er redet nun in Tönen der Empfindung und Begeisterung, die den Goethischen so ähnlich sind, daß dieser selbst sich drei der Merckschen Recensionen zuschreiben konnte. Der Gießener Schmid in seinen kritischen Nachrichten vom Zustande des teutschen Parnasses (Teutscher Merkur November 1774, S. 175) behauptete bestimmt, daß Hamann etliche zerrissene Fragmente in den Königsberger und Frankfurter Zeitungen habe bekannt machen lassen, worüber Hamann sich (Schriften IV, 292) lustig machte. Man sieht daraus, wie von Nächststehenden (Schmid arbeitete selbst mit) in dem Blatte die Sprache und der Geist Hamanns erkannt wurde.

Herder, Merck und Goethe „hamannisierten" in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, die Verschiedenheiten ihres Stiles gründen sich nicht auf Unterschiede der Gesinnungen und Überzeugungen, sondern auf ihre Temperamente. So charakterisiert sie Herder in einem Briefe an Merck aus dem Oktober 1772: „In Ihren Zeitungen sind Sie immer Sokrates-Addison, Goethe meist ein junger übermütiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen, und wenn ich denn einmal komme, so ists der irländische

Dechant mit der Peitsche.*) Über die hat nun Sokrates sehr Acht zu geben, und Sie haben von Anfang an volles Recht bekommen, zu ändern und auszustreichen, was Ihnen gefällt, insonderheit auszustreichen."

Die entsetzlich scharrenden Hahnenfüße des jungen übermütigen Lords bedeuten sicher nicht, wie v. Biedermann (Goethe-Forschungen S. 328) meint, die übermäßige Anzahl der Ausrufungs- und Fragezeichen (wie hätte Herder Goethes Art so äußerlich kennzeichnen können, mit etwas, das für ihn, der die Frankfurter gelehrten Anzeigen doch nicht als Goethephilologe las, so gleichgültig und nichts bedeutend war?), sondern die jugendlich kecke, übermütige Art; nur ist diese Art leider das Merkmal für die ganze Zeitschrift, die „den Staub von den Perücken der Kahlköpfe fliegen" ließ, wie Merck (Briefe III, 54) an Höpfner schrieb. So geht uns das einzige äußere Kennzeichen verloren, an das wir uns zur Bestimmung des Goethischen Anteils halten könnten. Denn alle andern fehlen. Vergeblich sind die Versuche, durch Vergleichung des Wortschatzes oder der Eigentümlichkeiten des Satzbaus mit dem der andern goethischen Schriften aus derselben Zeit zu einem Ergebnis zu gelangen, selbst die Zählung des Vorkommens einzelner besonders charakteristischer Lieblingsworte Goethes, die Beobachtung der Schreibung z. B. des Namens „Schäckespear" führte zu nichts. Wie gefährlich Versuche der Art sind, zeigt die Erfahrung mit der Form „warrlich", die Scherer zum Kennzeichen Schlossers stempeln wollte (Einleitung S. LVI), während sie doch, wie v. d. Hellen (Goethes Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten S. 35) nachgewiesen hat, bei Goethe die bei weitem häufigste ist.

Man könnte einwenden, daß eine Untersuchung derselben Art gerade in der eben genannten Schrift v. d. Hellens aufs glänzendste gelungen ist. Aber es ist auf den ersten Blick zu erkennen, daß hier ganz andere und bei weitem günstigere Vorbedingungen gegeben sind. Erstens ist der Stil Goethes im Jahre 1775 weit fester, eigenartiger ausgeprägt, als drei Jahre zuvor, zweitens steht für die Zeit der Physiognomischen Fragmente ein ungleich reicheres Vergleichungsmaterial zu Gebote und drittens handelt es sich dort nur um die Scheidung des Goethischen Anteils von dem eines andern, der noch dazu als Schriftsteller und Persönlichkeit sich aufs schärfste von ihm unterscheidet, dessen Schreibweise und Anschauungen auf ganz anderm Boden erwachsen sind.

Eine philologische Ermittelung Goethischer Beiträge über die wenigen ausdrücklich bezeugten hinaus scheint unmöglich. Trotzdem ist die Lösung

*) Swifts Dechant von St. Patrick.

der verlockenden Aufgabe, aus dem Jahrgang 1772 der Frankfurter gelehrten Anzeigen Goethes Werke zu bereichern, wiederholt unternommen worden, mit gründlicher Sachkenntnis, die freilich nicht vor Irrtümern geschützt hat, vom Freiherrn v. Biedermann (Goethe-Forschungen S. 344 ff.), dann mit den reichsten Mitteln und großer Beherrschung des Stoffes von Scherer zuerst in der „Deutschen Rundschau" und später in seiner Einleitung zu dem Neudruck.*)

Das Kriterium, dessen sich diese Forscher neben den übrigen eigentlich wertlosen Anhaltspunkten bedienen, ist ausschließlich das Stilgefühl. Scherer kommt mit seiner Hülfe dazu, bei 145 Recensionen, d. h. fast zwei Fünfteln des ganzen Jahrgangs, Goethen als Verfasser zu vermuten, eine in diesem Umfang ganz unmögliche Annahme.**) v. Biedermann wagt dagegen nur bei 32 Goethes Autorschaft ganz oder teilweise anzunehmen. Wie unsicher der Boden ist, auf dem sich die Untersuchung bewegt, wird dadurch bewiesen, daß unter den 29 Recensionen, die v. Biedermann aus stilistischen Gründen anerkennt oder verwirft, bei nicht weniger als zehn Scherer anderer Meinung ist. Ja, Scherer selbst hat in seinen Ansichten über einzelne Artikel gewechselt. Das alles muß schon das höchste Mißtrauen gegen die auf das Gefühl gestützten Vermutungen erregen, selbst wenn sie mit einem „unbedingt" oder „unzweifelhaft" vorgetragen werden. Zudem ist durch nachträglich aufgefundene Zeugnisse mehrfach gezeigt worden, wie das Stilgefühl irregeleitet hat. Bei der Recension von Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit" z. B., die Goethe sich selbst zugeschrieben hat, schloß v. Biedermann auf Bahrdt, Minor auf Merck und schließlich wurde doch die Richtigkeit der Meinung Goethes unanfechtbar bezeugt. Da konnte dann Scherer leicht schreiben: „Wie ist es möglich, hier Goethes Atem nicht zu empfinden!"

Unter diesen Umständen bleibt selbst da, wo Scherer und v. Biedermann übereinstimmen und wo nach dem eigenen Urteil ihre Vermutungen richtig sind, doch berechtigtes Mißtrauen zurück. In Bezug auf die Autorschaft dieser Recensionen müssen wir sagen: Ignoramus — und wohl auch: Ignorabimus!

So bleibt dem Herausgeber von Goethes Werken hier eigentlich keine Wahl. Denn unzweifelhaft ist das kleinere Übel: dem unerreichbaren Ziel absoluter Vollständigkeit einen Schritt ferner zu bleiben, dem

*) Über einzelne Recensionen haben gehandelt: Düntzer (Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit S. 131), Minor und Sauer (Goethe-Studien S. 100 ff.) und Seuffert (Der junge Goethe und Wieland, Zeitschr. f. d Alt. 26, 252 ff., sowie in Scherers Einleitung).

**) Das hat schon v. Biedermann in seiner Recension des Neudrucks (Archiv für Littgesch. XII, 624) bemerkt.

größeren: fremdes Gut mit Goethes Flagge zu decken, vorzuziehen. Wir beschränken uns deshalb darauf, in zwei Abteilungen die von Goethe selbst aufgenommenen Recensionen und die außerdem ihm sicher zugehörigen zu geben.

Die erste Abteilung mußte in ihrem Bestande so, wie Goethe sie geordnet hat, erhalten werden. Diese Anordnung ist, wie Scherer (Einleitung S. LXIX) nachgewiesen hat, eine völlig bewußte: „erst allgemein Ästhetisches mit griechischer Litteratur (Nr. 1—6); dann deutsche Litteratur der Gegenwart, Gedichte, Dramen u. dergl. (Nr. 7—21); hierauf Theologie (Nr. 22—26); ferner Philosophie und Jurisprudenz (Nr. 27—32); zwei Aufsätze über Gelehrtengeschichte (Nr. 33—34); endlich, mit Absicht an den Schluß gestellt (Nr. 35), Wielands Gedanken über eine alte Aufschrift."

Nach Gründen für die Reihenfolge innerhalb der einzelnen Abteilungen zu suchen, ist, wie schon Scherer festgestellt hat, unnütz. In der ersten ist noch im allgemeinen die zeitliche Folge gewahrt, in den folgenden ist davon kaum etwas zu bemerken.

Auch diejenigen Recensionen mußten beibehalten werden, bei denen Goethes Autorschaft mit größerer oder geringerer Sicherheit zu bestreiten ist. Er hat sie einmal als sein Eigentum, als Zeugnisse aus seiner Jugend anerkannt, seit mehr als einem halben Jahrhundert gelten sie, lange Zeit allen und heute noch der großen Masse der Leser, als Goethische. Wir haben diejenigen, die ihm mit höherer Gewißheit abgesprochen werden können, mit kleinerer Schrift drucken lassen, um so auch äußerlich Echtes von Unechtem zu scheiden. Die Untersuchungen über die Autorschaft jedes einzelnen Artikels haben wir unter den Text gesetzt.

Wie bei dem gesamten Inhalt dieses Bandes, sind überall die Lesarten der ersten Ausgabe gegeben und die späteren, wesentlich stilistischen Änderungen Eckermanns oder Goethes in die Anmerkungen eingereiht.

Bei der Zusammenstellung der zweiten Abteilung ist aufs strengste der Grundsatz, nur ausdrücklich Bezeugtes aufzunehmen, befolgt worden. Infolgedessen sind einige Recensionen, die schon in der Hempelschen Ausgabe stehen, fortgefallen. Es sind die folgenden:

1) Epistel an Herrn Oeser (aus der Nummer 44 vom 2. Juni). Alle, die sich haben darüber vernehmen lassen, stimmen darin überein, das kurze kritische Epigramm Goethen, der Oesern so genau kannte, zuzuweisen. So mögen die wenigen Zeilen hier eine Stelle finden:

Epistel an Herrn Oeser. Erfurt 1771. 4to. 12 S. Das Ding mag Oesern wol eine muntere Viertelstunde gemacht haben; als Gesellenscherz

hätte es uns auch gefallen; es ist nicht ganz ohne launischen, obgleich meist erzwungenen Muthwillen. Nun aber gedruckt! Uns verdreußt schon lange, solch einen Mann von Großen und Kleinen nur immer als Künstler, und so bekomplimentirt zu sehen. Zwar wissen wir, er verzeiht's dem Publikum; denn nie hat er auf den Beifall des gaffenden Haufens Anspruch gemacht, der unfähig ist, anders zu kennen und zu nennen.

2) Meine Vorsätze, Folgen meiner Überzeugung (aus der Nummer 76 vom 22. September). Bei Hempel aufgenommen, weil die Nachschrift von dem Recensenten der „Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee" stammt. Da die letztere jetzt so gut wie sicher Schlossern zugewiesen ist, muß auch die erste fortfallen.

Weshalb die Recension der „Kritischen Abhandlung über die Fehler der Maler" fortgeblieben ist, haben wir schon oben (S. 39 Anm. 3) bemerkt. Deshalb konnte auch die ausführliche Besprechung von Volkmanns Ausgabe von Sandrarts „teutscher Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst" nicht aufgenommen werden.

Hirzels „Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek" (4. Aufl. S. 9) nennt noch als sehr wahrscheinlich von Goethe verfaßt: „Zwey Landschaften nach Claude Lorrain" (am 6. Oktober erschienen). Trotz der sicheren Überzeugung, daß dieses prächtige Stück von Goethe herrührt, müssen wir es uns doch wegen des Mangels aller äußeren Zeugnisse versagen, es in den Text aufzunehmen, und geben es deshalb hier wieder:

Zwei **Landschaften** nach Claude Lorrain. Kinder des wärmsten poetischen Gefühls, reich an Gedanken, Ahndungen und paradiesischen Blicken. Das erste gestochen von **Mason**, ein Morgen. Hier landet eine Flotte, von der Morgensonne, die überm Horizont noch im Nebel dämmert, angeblickt, an den Küsten des glücklichsten Weltteils; hier hauchen Felsen und Büsche in jugendlicher Schönheit, ihren Morgenathem um einen Tempel edelster Baukunst, ein Zeichen edelster Bewohner. Wer bist du? der landet? an den Küsten, die von Göttern geliebt und geschützt, in untadelicher Natur aufblühen, kommst du mit deinen Heeren, Feind oder Gast des edlen Volks? Es ist Aeneas, freundliche Winde von den Göttern führen dich in den Busen Italiens. Heil dir, Held! werde die Ahndung war! Der heilige Morgen verkündet einen Tag der Klarheit, der hohen Sonne, sey er dir Vorbote der Herrlichkeit deines Reichs, und seiner taggleich aufsteigenden Größe.

Das zweite! herabgestiegen ist die Sonne, vollendet ihr Taglauf, sinkt in Nebel, und dämmert über Ruinen in weiter Gegend. Nacht wird

zur Seite hier der Felsenwand, die Schafe stehn und schauen nach dem Heimweg, und mühsam zwingen diese Mädchen die Ziege zum Bade im Teich. Zusammengestürzt bist du Reich, zertrümmert deine Triumphbogen, zerfallen deine Palläste, mit Sträuchen verwachsen und düster, und über deiner öden Grabstätte dämmert Nebel im sinkenden Sonnenglanz.

Noch einmal taucht, im Jahre 1775, Goethe flüchtig in den Frankfurter gelehrten Anzeigen auf.

Im Herbst 1774 war Heinrich Leopold Wagner, geboren am 19. Februar 1747, nach Frankfurt gekommen.*) Er hatte schon in Straßburg, seiner Vaterstadt, in Goethes Gesellschaft verkehrt; nun trat er in den Frankfurter Kreis des Dichters ein und nahm teil an dem ungebundenen genialen Treiben, das dort herrschte und sich in zügellosen poetischen Erzeugnissen äußerte. Im vierzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit" zeichnet Goethe Wagnern als einen guten Gesellen, der, obgleich von keinen außerordentlichen Gaben, doch auch mitzählte, nicht ohne Geist, Talent und Unterricht, als ein Strebender willkommen.

Bald zeigte sich Wagner der ihm dargebotenen Freundschaft unwert. In den Frankfurter gelehrten Anzeigen (1774 S. 762) ließ er eine grobe Parodie auf Goethes „unverschämten Gast" erscheinen, die mit den Worten schloß:

> Der Bengel! — schmeißt ihn tot den Hund! es ist ein
> Autor, der nicht recensiert will sein.

Bald darauf bewies er seinen Mangel an Taktgefühl von neuem. Im Winter 1774 auf 75 tobte der Kampf um den „Werther". Die begeisterte Aufnahme bei der großen Masse der Leser, zumal der Jugend, fand in der altgewordenen, von Männern wie Weiße und Nicolai geführten Kritik nur selten Wiederhall. Das Buch hatte die heftigsten Angriffe zu erdulden. Sein Kunstwert und vor allem seine Moral wurden bestritten, Travestieen suchten die tiefe Wirkung zu nichte zu machen. Goethe hütete sich, durch eine öffentliche Äußerung dem Sturme noch mehr Nahrung zu geben. Nur im Freundeskreise brachte er in derber poetischer Form, wie es damals bei ihm und den Genossen Sitte war, seine Verachtung der Gegner zum Ausdruck. Da beschloß Wagner vor die Bresche zu treten.

*) Erich Schmidt, Heinrich Leopold Wagner, Goethes Jugendgenosse. Zweite Auflage. Jena 1879. Für eine genauere Belehrung über Wagner und sein Verhältnis zu Goethe sei auf diese treffliche Schrift verwiesen.

Schwerlich aus ehrlichem Ingrimm, eher mit dem findigen Litteratensinn, der sein Pflänzchen mit Vorliebe in den sumpfigen Boden des Skandals pflanzt und davon goldene Früchte erhofft, verfaßte er in der Art der Goethischen Farcen, schon im Titel die Anlehnung an „Götter, Helden und Wieland" verratend, ein halb dramatisches Gedicht „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten".*) Prometheus war Goethe, Deukalion sein „Werther", die Kritiker wurden statt der Namen durch Bilder im Text bezeichnet, die, geschickt gewählt, keinen Zweifel ließen, auf wen sie gemünzt waren. Im Februar 1775 erschien das Pamphlet und erregte durch seine scharfen Angriffe gegen die anerkannten Führer in Sachen des litterarischen Geschmacks Aufsehen.

Goethes Manier war in ihren Äußerlichkeiten nachgeahmt, Lenz, Bürger, Boie, Claudius, Herder, Hamann, Knebel wurden getäuscht und hielten Goethen für den Verfasser. Das konnte dieser nicht ruhig hinnehmen. Nicht nur war die Satire unfein persönlich und jedes höheren Gesichtspunkts bar, es wurde darin auch auf private Verhältnisse, wie den in Mainz mit den Weimarer Prinzen geschlossenen Freundschaftsbund, angespielt. In den ersten Tagen des April kannte er den Verfasser, der sich bis dahin zu verstellen gewußt hatte, — sei es, daß er ihn in dem Machwerk selbst erkannt oder daß Wagner sich ihm entdeckt hatte; die Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" stimmt in diesem an sich unwesentlichen Punkte nicht mit Goethes „Erklärung" überein. Er säumte nun nicht, öffentlich die Autorschaft von sich abzuwehren. An seine Freunde versandte er eine auf ein Blatt besonders gedruckte Notiz und ließ dieselbe auch öffentlich in den Frankfurter gelehrten Anzeigen und andern Zeitungen bekannt machen. Beide Drucke stimmen mit kleinen Abweichungen in Orthographie und Interpunktion überein, nur daß der erste die Unterschrift G., der zweite statt dessen den vollen Namen „Goethe" trug. An Klopstock sandte er die Erklärung den 15. April mit folgenden Worten: „Hier, lieber Vater, ein Wörtchen ans Publicum, ich ging ungern dran, doch mußts seyn .... NB. Der Wagner, von dem das Blättchen sagt, ist eben die Personage, die Sie einen Augenblick auf meiner Stube des Morgens sahen, er ist lang, hager, Sie standen am Ofen."

Am 29. März war das gewesen, damals hatte offenbar Goethe Wagnern noch nicht als Verfasser des Pamphlets erkannt. Nach der „Erklärung" wird es zum Bruch zwischen beiden gekommen sein. Doch

*) Abgedruckt Kürschners Deutsche Nat.-Litt. Bd. 80, S. 359 ff. — Über die Verfasserfrage, die doch eigentlich gar keine Frage ist, siehe Erich Schmidt a. a. O. und Düntzer in der Einleitung zum 13. Band unserer Ausgabe S. XIX f.

hat ihre Verbindung nicht gänzlich aufgehört. Goethe trug zu einer Schrift Wagners bei (vergl. die Einleitung zu „Aus Goethes Brieftasche") und Wagner erhielt durch ihn Kenntnis von der Gretchentragödie.*) Aber von neuem zeigte er sich unzuverlässig. Er mißbrauchte Goethes Vertrauen und verfaßte eine Tragödie „Die Kindermörderin", in der Gretchens Schicksal auf dem Boden der Gegenwart aber in wesentlichen Zügen mit Goethe übereinstimmend dargestellt war.

Am 4. März 1779 ist Wagner gestorben

---

*) Am 18. Juli 1776 las Wagner in Straßburg seine jedenfalls eben beendete „Kindermörderin" vor. Er wird schwerlich lange nach Goethes Mitteilung mit der Ausnutzung des Gehörten gezögert haben, da die Gefahr nahe lag, daß der „Faust", der schon weit gefördert war, ihm zuvorkam. So sind wir wohl berechtigt, anzunehmen, daß erst im Herbst 1775 Goethe ihm von seinem Plane erzählt hat, zumal da die Ausführung dieses Teils der Goethischen Faustdichtung in diese Zeit zu setzen ist.

Recensionen

in die

Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Die Jahre 1772 und 1773.

Drucke: 1. Frankfurter gelehrte Anzeigen. vom Jahr 1772. Frankfurt am Mayn bey den Eichenbergischen Erben und Frankfurter ... 1773 ... Erben. 2. Goethes Werke. Ausgabe letzter Hand. Taschen-Ausgabe. 33. Band. Stuttgart und Tübingen 1830. S. 1—121. Der Titel nach 2.

A.

Recensionen, die Goethe in seine Werke aufgenommen hat.

1.

5 **Allgemeine Theorie der schönen Künste,** in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln abgehandelt, von Johann Georg Sulzer. Erster Teil, von A. bis J. Leipzig 1771. Bei Weidmanns Erben und Reich. 4. 568 S.

10 Wir glauben, es kann ein Werk der allgemeinen Erwartung nicht entsprechen, weil es nach einem der Kräfte des Verfassers, aber nicht der Natur seines Stoffs angemessenen Plan bearbeitet ist worden; es kann bei einzelnen Vollkommenheiten ein magres Ganze darstellen, und doch

5. Allgemeine Theorie der schönen Künste u. s. w. Frankfurter gel. Anz. Nr. 12. Den 11. Februar 1772. S. 89—94. Der Verfasser dieser Recension ist Merck. Merck an Höpfner (Merck-Briefe III, 54): „Bei Gellerts Werth und Sulzers Theorie gedenken Sie an Ihren Freund M". Höpfner an Nicolai 18. Februar 1773: „Von Merck ist z. E. Sulzers Wörterbuch." Deinet an Raspe 8. Februar 1772 (Weim. Jahrb. 6, 82): „Das nächste 12te Stück enthält die Beurtheilung von Sulzers Theorie. Sie werden den Mahler an den feinen Zügen erkennen. Das Stück ist einzig." Damit konnte damals unmöglich Goethe gemeint sein. Auch innere Gründe sprechen gegen seine Autorschaft (siehe v. Biedermann, Goethe-Forschungen I, 128 ff.). v. Biedermann weist darauf hin, daß in Wielands „Ausgewählten Briefen" (III, 26) zu der Stelle, wo Wieland den 18. Februar 1772 an Jacobi schreibt: „Ich möchte wohl wissen, wer die Recension gemacht hat!" der Herausgeber hinzugesetzt hat „Wahrscheinlich Goethe" und daß vielleicht dadurch Goethe und Eckermann zur Aufnahme bestimmt worden seien. Vgl. Herders Urteil über das besprochene Wer (im Briefe an Merck, Juli 1771): „Sulzers Wörterbuch ist erschienen; aber der erste Theil ganz unter meiner Erwartung. Alle litterarisch-kritischen Artikel taugen nichts; die meisten mechanischen nichts; die psychol. sind die einzigen und auch in denen das langwierigste darbendste Geschwätze, sowie auch Landsmannschaft und Partheilichkeit aus dem ganzen Werke leuchtet." — Daß Goethe vollständig mit Merck und Herder in seiner Stellung zu Sulzers Theorie übereinstimmte, zeigt die Polemik in der Schrift „Von deutscher Baukunst", die von ihm verfaßte Recension der Schrift „Die schönen Künste", die ironische Erwähnung im „Werther" (Werke 13, 9, 31 f.), die späteren Äußerungen in der „Italienischen Reise" (21, 1, 270, 26 ff.), in den Anmerkungen zu Diderots „Versuch über die Malerei" (Zweites Kapitel, „Einiges Allgemeine" und „Von der Harmonie der Farben"), zu denen Goethe (an Schiller 16. Nov. 1798) Sulzers Theorie benutzte, ferner die „Konfession des Verfassers" in der Geschichte der Farbenlehre und endlich der Brief an Zelter vom 20. August 1831. — Die Bezeichnung des Verlagsorts steht bei dieser und allen übrigen Recensionen über dem Titel. — einzeln. In 2 einzelnen. — 11. der Kräfte. Wiederauftauchen der alten Form, wie weiter unten S. 118, Z. 21. In 2 den Kräften. — 12. bearbeitet ist worden. In 2 ist bearbeitet worden. — 13. Ganze. In 2 Ganzes.

von derjenigen Seite, wohin ihn sein vorzügliches Talent zog, ein Monument seines Urhebers bleiben. Herr S. umfaßte einen Weltkreis von Materie; seine Schultern waren zu schwach; er sonderte also ab, was sie nicht tragen konnten, und handelte hierin als ein Mann, der für die Sache der Wahrheit und seines eignen Ruhms sorgte. Es enthält dieses Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunst gereist ist; allein er ist nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genossen. Nur Observationen, aber nicht Experimente hat er angestellt. Es ist Polybius der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon der General; Hume der Skribent, und nicht Burnet der Staatsmann, der schreibt. Wir wollen ihn selbst hören, was er von seinem Plane sagt: „Ich habe über die schönen Künste als Philosoph und gar nicht als ein so genannter Kunstliebhaber geschrieben. Diejenigen, die mehr kuriöse als nützliche Anmerkungen über Künstler und Kunstsachen hier suchen, werden sich betrogen finden. Auch war es meine Absicht nicht, die mechanischen Regeln der Kunst zu sammlen und dem Künstler, so zu sagen, bei der Arbeit die Hand zu führen. Zu dem bin ich kein Künstler und weiß wenig von den praktischen Geheimnissen der Kunst. Für den Liebhaber, nämlich nicht für den curiosen Liebhaber oder den Dilettante, der ein Spiel und einen Zeitvertreib aus den schönen Künsten macht, sondern für den, der den wahren Genuß von den Werken des Geschmacks haben soll, habe ich dadurch gesorgt, daß ich ihm viel Vorurtheile über die Natur und die Anwendung der schönen Künste benehme; daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus denselben ziehen könne; daß ich ihm sein Urteil und seinen Geschmack über das wahrhaftig Schöne und Große schärfe; daß ich ihm eine Hochachtung für gute und einen Ekel für schlechte Werke einflöße; daß ich ihm nicht ganz unsichre Merkmale angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterscheiden kann.“ Dieses war der Plan, den sich Herr S vorgeschrieben hatte. Allein war es der einzige und beste zur Fortschreitung der Kunst? Und war dieses Werk überhaupt das überlegte Unternehmen eines Mannes, der mit Scharfsicht des Geistes und Ehrlichkeit des Herzens das unermeßliche Feld übersieht, das er zu bearbeiten unternimmt? Die wesentlichen Mängel entspringen wohl aus der ersten und wahrsten Quelle, weil es unmöglich ist, daß ein einziger Mann alle dazu erforderliche Kenntnisse in sich vereinige. Wir kennen ein Genie in Deutschland, das den bildenden Geist

5. Ruhms. In 2 Ruhmes. — Nach sorgte in 2 Absatz. — 11. Burnet. Gilbert Burnet (1643—1715), Jurist und Theologe, besonders seit der Thronbesteigung Wilhelms von Oranien von großem Einfluß, Verfasser der History of his own time (London 1723—24), die hier wohl gemeint ist. — 12. Nach sagt in 2 Absatz. — 17. sammlen. In 2 sammeln. — 20. curiosen. In 2 curiösen. — Dilettante. In 2 Dilettanten. — 28. unsichre. In 2 unsichere. — 29. Nach unterscheiden kann in 2 Absatz. — 36. erforderliche. In 2 erforderlichen. — 37. Wir kennen ein Genie in Deutschland. Herder.

Platos mit der tastenden Erfahrungsphilosophie und dem mannigfaltigen Reichtume des Kunstrichterwissens vereinigt; und doch glauben wir, dieser Mann würde die Theorie der Kunst nur in Gesellschaft eines Lessing, Heyne, Ramler, Sulzer angreifen wollen und die Litteratur eines Hagedorn, Füeßli und Heinecken zu Rate ziehen. Nächstdem ist das Auditorium des Verfassers zu klein gewählt Warum darf der Kunstliebhaber nicht über die Kunst zuhören? Wir, die wir, nach des Verfassers Ausdruck, mit den Künsten Unzucht treiben, hätten immer gewünscht, daß er als Philosoph uns aus allgemeinen Grundsätzen die mannigfaltigen Phänomene erklärt hätte, von denen der Virtuose sagt: Das muß so sein, das läßt, das thut Wirkung. Immer ein bißchen mehr Dogma und dafür weniger moralische Predigt über unsre Unzucht! Die psychologischen Erklärungen abstrakter Ideen machen beinahe zwei Dritteile des Werks aus; sie sind meist nach dem einmal festgesetzten Plane gut geschrieben und sind Beilagen zu dem Ruhme des Verfassers als eines unsrer ersten Landwirte der Philosophie, der Einöden in urbares Land zu verwandeln weiß. Allein auch in diesen Artikeln wünschten wir nicht bloße Darzählung der Marksteine, sondern Bemerkung der Plätze, wie sie verstellt werden können, auch immer ein wenig Bakonische Bilderstürmerei, Fingerzeig und Ahndung zu Entdeckungen Columbs. Wir wundern uns, daß der Verfasser dem Faden nicht gefolgt ist, den Lessing und Herder aufgewunden haben, der die Grenzen jeder einzelnen Kunst und ihre Bedürfnisse bestimmt. Nachdem die Herren Theorienschmiede alle Bemerkungen in der Dichtkunst, der Malerei und Skulptur in einem Topf gerüttelt hatten, so wäre es Zeit, daß man sie wieder herausholte und für jede Kunst sortierte, besonders die der Skulptur und Malerei eigne Grundsätze. Allein dazu gehört freilich eine noch zu erfindende Psychologie, zu der alle Jahre vielleicht nur ein Bruchstein Erfahrung hinzukommt. — — Wir vermissen gerade dagegen dasjenige, was in einem nach alphabetischer Ordnung abgeteilten Werke vorzüglich statt finden kann, d. i. Kritik, Litteratur, Charakteristik einzelner Künstler. Der Recensent weiß aus eigner Erfahrung, wie undankbar es ist, in einer nach Epochen abgeteilten Abhandlung über die Kunst das Porträt eines großen Mannes an das

5. Hagedorn, nicht der Dichter, sondern dessen jüngerer Bruder Christian Ludwig (1713—1780), damals Generaldirektor der sächsischen Kunstakademieen, besonders bekannt durch seine „Betrachtungen über die Malerei" (Leipzig 1762). — Füeßli. Es kann hier von den vier Künstlern dieses Namens nur einer der beiden ältesten, Johann Kaspar (1707—1781) oder Hans Rudolf (1709—1795) gemeint sein. Von dem ersten besitzen wir die „Geschichte und Abbildungen der besten Künstler in der Schweiz" (Zürich 1769 ff.) und das „Verzeichnis der vornehmsten Kupferstecher" (Zürich 1771), von dem zweiten das „Allgemeine Künstlerlexikon" (1753—1777). — Heinecken, Karl Heinrich von (1706—1791), hier genannt wegen seiner „Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen" Leipzig 1768—1771. — 10. der Virtuose. Hier in der ältern Bedeutung „der Künstler von Beruf". — 11. das läßt = das ist passend, angemessen. Vgl. Grimms Wörterbuch VI, 229. — 13. Nach Unzucht in 2 Absatz. — 15. Beilagen, Beiträge. — 16. unsrer. In 2 unserer. — 20. Ahndung. In 2 Ahnung. — 27. eigne. In 2 eigenen.

andre zu stellen. So richtig jede einzelne Zeichnung sein kann, so ermüdet sie doch den Geist des Lesers; allein wenn er sie unter jeden Buchstaben verteilt antrifft, so gefällt es. Der Verfasser hat es mit einigen Büsten des Altertums versucht, allein den Mut sinken lassen, da die Galerie der neuern Zeiten zahlreicher wurde. Indessen ist die Mannigfaltigkeit noch nicht Entschuldigung genug für die gänzliche Abwesenheit, und das Genie war zu allen Zeitaltern eine so sparsame Erscheinung, daß die Sammlung und Auswahl der Charaktere gewiß keine Messe geworden sein würde. S. 459 spricht Herr S selbst für dieses unser pium desiderium. „Es würde angenehm sein und zu näherer Kenntnis des menschlichen Genies ungemein viel beitragen, wenn Kenner aus den berühmtesten Werken der Kunst das besondre Gepräg des Genies der Künstler mit psychologischer Genauigkeit zu bestimmen suchten.“ Man hat es zwar mit einigen Genien der ersten Größe versucht; aber was man in dieser Art hat, ist nur noch als ein schwacher Anfang der Naturhistorie des menschlichen Geistes anzusehen. Dazu gehört freilich mehr als Junius de pictura veterum, Gravina, du Bos, Brumoy und alle Kollektaneensammler alter und neuer Zeiten!

In Ansehung des Plans haben wir ferner bemerkt, daß die Theorie für den Liebhaber der Kunst, der noch nicht zum Kenner erwachsen ist, nicht genug zusammengehalten wird, sondern daß dasjenige, was unter einem Artikel hätte stehen und worauf man in den andern nur hätte verweisen dürfen, zu sehr auseinander gerückt ist; und dadurch geht der Augenpunkt verloren. Z. B. Entwurf, Anfang, Ende, Ganz, Anordnung hätte einen Artikel formieren können, sowie Falten und Gewand, Fassung und Begeisterung, Beweis, Beweisarten und Beweisgründe, Einheiten und Drama.

Wir würden undankbar sein, wenn wir nicht bemerken wollten, welche Artikel vorzüglich unsern Beifall gefunden haben. Dahin gehören: Anordnung, Ausdruck, Baukunst, Baumeister, Charakter, Comödie, eigentümliche Farbe, Entfernung, Farben, Gedicht, Geschmack, Haltung u. s. w. In allen bemerkt man das vorzügliche Talent des Philosophen, die verwickeltesten Ideen der Empfindung auseinander zu setzen und aus den ersten Kräften der menschlichen Seele herzuleiten. Dagegen wird es uns erlaubt sein, auch die Flecken anzuzeigen. Zuweilen scheint der Verfasser sein Auditorium aus den Augen zu lassen und nicht zu bedenken, daß hier muß gelehrt und nicht konversiert sein.

1. andre. In 2 andere. — kann. In 2 mag. — 9. Messe in 1 und 2. 1840 unnötig in „Masse“ verbessert. — 17. Des Franciscus Junius (1589—1677) Schrift „De pictura veterum libri tres“, zuerst in Rotterdam 1637. — Janus Vincentius Gravina (1664—1718) schrieb „Della ragion poetica libri due“, erschienen 1718. — Des Jean Baptiste Du Bos (1670—1742) „Réflexions critiques sur la poésie et la critique“, Paris 1719. — Brumoy, Pierre, Jesuit (1688—1742), hier genannt wegen seines „Théâtre des Grecs“ (1730) und seines „Traité de la poésie françoise“ (1724). — 32. u. s. w. In 2 u. a. m. — 33. verwickeltesten. In 2 verwickeltsten.

Zum Beispiel bei dem Artikel Abdruck hätte man für den Gelehrten, der kein Kunstkenner ist, der Pasten gedenken sollen; denn sonst glaubt ein jeder, man habe nur Abdrücke in Siegellack und Schwefel nötig, um eine Lippertsche Fabrik anzulegen. In der Anordnung wird zweimal der pyramidalischen Gruppierung gedacht, allein doch nicht der rechte Fleck so getroffen, daß dieser sonderbare Lehrsatz des Michel Angelo für den Unwissenden anschauend wird. Der Artikel Allegorie ist lang; allein wir fürchten, daß bei dieser Reise um die Welt die kleine Insel vorbeigeschifft worden, wo die ersten Bestandteile zu finden waren, nach denen man die Allegorie komischer und ernster Gattung von Homer bis auf Swift hätte ordnen können. Antike: Hier ist ein wenig Litteratur, aber alles so untereinander angegeben, wie bei einer Stockhausischen Bibliothek. Die Artikel Horaz, Anakreon, Homer überlassen wir den Kennern, um über ihre Vollständigkeit, Richtigkeit oder Dürftigkeit das Endurteil auszusprechen. Sehr schiefe Exempel sind uns aufgestoßen, wenn unter andern bei der Erfindung bemerkt wird, daß der Geist im Hamlet zu dem Geist in der Semiramis Gelegenheit gegeben habe.

Durch das Ganze herrscht überhaupt eine beständige Strafpredigt gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Hingegen sind fast alle Beispiele des Großen und Erhabenen aus der Noachide genommen. Nachdem sich die Wasser der epischen Sündflut in Deutschland verlaufen, so hätte man die Trümmer der Bodmerischen Arche auf dem Gebürge, der

4. eine Lippertsche Fabrik. Joh. Dan. Lippert (1702—1785) ahmte die alten Pasten in einer Porzellanmasse nach und gab 1755—1756 in seiner „Dacthyliotheca" ein Verzeichnis der von ihm verfertigten Abdrücke. — 7. anschauend. In 2 anschaulich. — 12f. wie bei einer Stockhausischen Bibliothek. Johann Christoph Stockhausens „Kritischer Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für die Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften", Berlin 1752 u. ö., „Bibliothek der neuesten ausländischen Litteratur", Hanau 1770, und „Neue Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- und Monatsschriften", ebenda 1771—1772. — 16f. daß der Geist im Hamlet ... gegeben habe. Das hat allerdings Voltaire selbst im dritten Teile der „Dissertation sur la tragédie ancienne et moderne", die er der „Semiramis" vordrucken ließ, angedeutet (Oeuvres, Basle 1784, III, 344): „Les Anglais ne croient pas assurément plus que les Romains au revenans; cependant ils voient tous les jours avec plaisir, dans la tragédie d'Hamlet, l'ombre d'un roi qui paraît sur le théâtre dans une occasion à peu près semblable à celle où l'on a vu à Paris le spectre de Ninus." Zu dem Protest gegen die Ansicht Sulzers gaben wohl die Bemerkungen Lessings im 10. und 11. Stück der Dramaturgie Anlaß. Siehe Lessings Werke Bd. 10, 49 ff. und besonders die Anm. zu 54, 2. — 20. Jacobi, Johann Georg, der Dichter. — 21. aus der Noachide. Bodmers Nachahmung des „Messias"; zuerst vollständig unter dem Titel „Noah" 1752 erschienen. — 21 bis S. 62, Z. 1. Nachdem sich die Wasser ... überlassen können. Anspielung auf die „Sündflut", ein anderes Epos Bodmers. In „Dichtung und Wahrheit" 7. Buch sagt Goethe: „Bodmers 'Noachide' war ein vollkommenes Symbol der um den deutschen Parnaß angeschwollenen Wasserflut, die sich nur langsam verlief." Da Goethe gerade während der Arbeit an diesem Teil von „Dichtung und Wahrheit" durch Schlosser die Frankf. gel. Anz. erhielt (am 31. März 1812 dankte er dafür, am 1. Juli sandte er das sechste und siebente Buch in die Druckerei), so beruhen diese Worte wohl auf einer Erinnerung an unsere Stelle. Vgl. auch das verwandte Bild in Goethes Brief an Zelter vom 27. März 1830, wo es von der „Emilia Galotti" heißt: „Zu seiner Zeit stieg dieses Stück, wie die Insel Delos, aus der Gottsched-Gellert-Weißischen u. s. w. Wasserfluth, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen." — 23. Gebürge. In 2 Gebirge.

Andacht weniger Pilgrime überlassen können. Wäre Herr S. selbst ein Dilettante, so würde sein Kunstsystem nicht trübsinniger Eifer, sondern heitrer Glaube sein, der nie schmählt. Über die Moralität seiner Schriften ist der Verfasser des Agathon und der Musarion bei allen gesunden Köpfen längst gerechtfertigt, und Kenner des menschlichen Herzens mögen entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziel führe als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Räsonnements.

2.

Über den Wert einiger deutscher Dichter und über andre Gegenstände den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel. 1. Stück. Frankfurt und Leipzig 1771. 8. 20 Bogen.

Es ist eine undankbare Arbeit, wenn man Ketzer retten soll, wie es diese Verfasser in Ansehung der allgemeinen Orthodoxie des Geschmacks sind, gegen die sie sich auflehnen. An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserm Publiko beinahe eins. Die sogenannten Freigeister in Sachen des Genies, worunter leider alle unsre jetztlebende

1—8. Wäre Herr S. ... des moralischen Räsonnements. Vgl. dazu Goethes Äußerung in „Dichtung und Wahrheit" 12. Buch: „Die Sulzersche Theorie war angekündigt, mehr für den Liebhaber, als für den Künstler. In diesem Gesichtskreise werden vor allem sittliche Wirkungen gefordert, und hier entsteht sogleich ein Zwiespalt zwischen der hervorbringenden und benutzenden Klasse; denn ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fordern, heißt ihm sein Handwerk verderben." — 2. Dilettante. In 2 Dilettant. — 10. Über den Wert einiger deutscher Dichter u. s. w. Frankf. gel. Anz. Nr. 15. Den 21. Februar 1772. S. 117—119. — Auch für diese Recension scheint durch den oben (S. 57) angeführten Brief Mercks dessen Autorschaft bezeugt zu sein. Doch mag Goethe Teil daran haben; denn die Worte „Recensent ist Zeuge" u. s. w. müssen von einem früheren Zuhörer Gellerts herrühren, der sich noch deutlich des Inhaltes der Vorlesungen erinnerte, und das war unter allen Mitarbeitern gewiß nur bei Goethe der Fall. v. Biedermann (a. a. O. S. 333) will auch die unmittelbar vorhergehenden beiden Sätze Goethen zuschreiben, weil „von sämtlichen Mitarbeitern an den gelehrten Anzeigen nur er die Bedeutung eines wahren Dichters zu erkennen verstand". Und Herder und Merck etwa nicht? Auch Scherer bemerkt, daß sich darüber streiten ließe. Er glaubt am ehesten in dem Satze „Sie wollten den lallenden ... predigen" Goethe zu vernehmen. Indessen, selbst wenn man berücksichtigt, daß die Worte „lallen" und „blinzen" von Goethe mit Vorliebe gebraucht werden und daß ferner die Stelle kräftiger, eigenartiger als das übrige klingt, muß man doch Bedenken tragen, einen einzelnen Satz, der nur das Vorhergehende noch einmal zusammenfaßt, einem andern Verfasser zuzuschreiben. Hätte Goethe irgendwie größeren Anteil an der Recension gehabt, so würde er wohl auch die Bevorzugung der Franzosen gegenüber den Engländern (im 13. Briefe) kräftig zurückgewiesen und nicht den „ganzen Schluß" seinen Lesern „zur Beherzigung empfohlen" haben. Auch die Lobpreisung Rabeners (Br. 1), der Tadel Wielands (Br. 4), die unbedingte Anerkennung Geßners (Br. 7) stand mit seinen Überzeugungen in Widerspruch. — Die Verfasser sind Jakob Mauvillon (1743—1794) und Ludwig August Unzer (1748 bis 1775). Ein zweites Stück erschien ebenfalls in Frankfurt und Leipzig 1772. Es ist in den Frankf. gel. Anz. 1772 (S. 781 f.) kurz besprochen, eine Recension, die weit eher Goethen zum Verfasser haben könnte, als die des ersten Stücks. — deutscher. In 2 deutschen. — andre. In 2 andere. — 18 f. jetztlebende große. In 2 jetzt lebenden großen.

große Dichter und Kunstrichter gehören, hegen eben die Grundsätze dieser Briefsteller, nur sind sie so klug, um der lieben Ruhe willen eine esoterische Lehre daraus zu bilden. Es thut uns leid, daß diese Verf. die Regeln einer Erbauungsschrift verkannt und nicht mehr erlaubte Charlatanerie bei ihren Patienten angewendet haben. Sie wollten den lallenden, schlafenden und blinzenden Teil des Publikums kurieren, und sie fangen dabei an, daß sie ihm seine Puppe nehmen — — Bilderstürmer wollen einen neuen Glauben predigen!

Gellert ist bei ihnen ein mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie: das ist zu hart! Gellert ist gewiß kein Dichter auf der Skala, wo Ossian, Klopstock, Shakespear und Milton stehen, nach dem Maßstab, womit Warton mißt, und wo selbst Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief seiner Heloisa nicht geschrieben hätte; allein hört er deswegen auf, ein angenehmer Fabulist und Erzähler zu sein, einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation zu haben, und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit gegeben, den Wust der elendesten Gesänge zu verbannen und wenigstens wieder einen Schritt zu einer unentbehrlichen Verbesserung des Kirchenrituals zu thun? Er war nichts mehr als ein Bel Esprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen und sich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat? Nicht allein bei uns, sondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Gläubigen immer eine unsichtbare Kirche bleiben. Der Recensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen nennen hören. Bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bei der gebrochenen Konstitution seines ganzen Wesens die Stärke des Helden vor Wut des Rasenden halten mußte, und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieser Welt vertritt,

9 f. Gellert ist ... Genie. Brief 2, S. 59. — 11 f. nach dem Maßstab, womit Warton mißt. Thomas Warton (1728—1790), der bekannte englische Dichter und Litterarhistoriker, gab 1772 seinen „Essay on the genius and writings of Pope“ heraus. — 13. Heloisa. In 2 Heloise. — 16 f. durch vernünftige ... verbannen. Goethes Meinung ist der hier ausgesprochenen gerade entgegengesetzt. Siehe unten S. 213, Z. 17 ff. 19. Er war nicht mehr ... Kopf. Bel Esprit ist hier der im Sinne der untergehenden Epoche feingebildete Geist, der verstandes- und regelmäßig produziert, im Gegensatz zum schöpferischen Genie. Vgl. unten in „Von deutscher Baukunst“ „unsre schöne Geister, genannt Philosophen“. — 24. Der Recensent ist Zeuge u. s. w. Vgl. Goethes Äußerungen über Gellerts Kolleg in „Dichtung und Wahrheit“ 6. und 7. Buch — 33. vor. In 2 für.

anriet, nichts von diesen Männern zu sagen. Wir wünschten, daß die Ausfälle der Verfasser weniger heftig wären; die Redensarten dethronisieren, aus der Schanze verjagen und dergleichen klingen zu feindlich oder zu niedrig. Indessen ist diese Schrift kein Gewäsche, wie man sie unter diesem Titel dem Publiko hat aus den Händen räsonnieren wollen. Unter der nachlässigen Weitschweifigkeit dieser Briefe verkennt man nie die denkenden Köpfe, und wir empfehlen die Erinnerung über die Journalisten gleich zu Anfang, die Bemerkung über den Unterschied der Fabel S. 142 und 148, die Rettung Miltons gegen die Ausmessungen des Herrn Professor Kästner S. 164, über das Lehrgedicht S. 195, und die vortrefflichen Gedanken über Wielands Verdienst als Lehrdichter in der Musarion S. 196, die Rangordnung Gellerts mit Dusch und Uz S. 200, den Augenpunkt, woraus sie die Gellertsche Moral betrachten, S. 243 und 250, und den ganzen Schluß unsern Lesern zur Beherzigung. Vorsatz zu schaden sieht man aus dem Detail der Kritiken; allein deswegen sind sie nicht unrichtig. Man hat unter den Fabeln freilich nicht die besten gewählt und bei den Erzählungen die schwache Seite Gellerts, das ist die Malerei, untersucht und ihn am Ende gar mit Ariosto gemessen. Wir sind aber doch versichert, daß diese Produktion mit allen ihren sauren Teilen ein nützliches Ferment abgiebt, um das erzeugen zu helfen, was wir dann deutschen Geschmack, deutsches Gefühl nennen würden.

3.

Schreiben über den Homer, an die Freunde der griechischen Litteratur. Von Seybold, Professor in Jena. Eisenach 1772. 8. 51 S.

Herbei, meine junge Freunde, herbei! die ihr euch längst nach dem Anschauen Homers gesehnt, euch ist ein neuer Stern aufgegangen, ein neuer Marschall, einzuführen zum Throne des Königs, ein neuer Prophet,

1. Nach sagen in 2 Absatz. — 24. Schreiben über den Homer. Frankf. gel. Anz. Nr. 73. Den 11. Sept. 1772. S. 577—581. — v. Biedermanns Meinung (a. a. O. S. 336) lautet kurz: „Offenbar Goethisch"; Scherer stimmte zuerst (Rundschau 17, 72 Anm.) für Herder, nahm dann aber seinen Zweifel an Goethes Autorschaft zurück. Minor und Sauer, Studien zur Goethe-Philologie S. 93 f. weisen die Recension ohne jede Einschränkung Herder zu. Ich muß ihnen beistimmen. Indem ich auf die dort angeführten Belege verweise, füge ich noch hinzu, daß dieser zerrissene, mit Ausrufungen durchsetzte Stil nur dem Jünger Hamanns eigen ist, während Goethes Perioden schon in dieser Zeit in edler Schönheit dahinfluten, wo er sie nicht in bewußter Absicht zu anderm Gange zwingt. Der Inhalt spricht allerdings höchstens in einer polemischen Stelle für Herder, ein Beweis, auf den kein großer Wert zu legen ist Aber Goethe war in seiner Auffassung vom Wesen Homerischer Dichtung und in ihrem tieferen Verständnis Herders Schüler und so läßt sich auch hieraus nichts über den Verfasser schließen. — 27. junge. In 2 jungen.

der sein Handwerk meisterlich treibt. Erst Klagen über diese letzte Zeiten, über die Wolke der Irrlehrer, die herumtaumeln, das Volk zu verführen, und sprechen: Siehe, Homer ist hier! Homer ist da! — „Ich aber," ruft er, „bring' euch ins Heiligtum; nicht nur zu ihm, auf seinen Schoß setz' ich euch, in seine Arme leg' ich euch! Herbei, ihr Kindlein!"

Wär's nur eine Büste des Altvaters, vor die er euch inzwischen stellte, euch deutete auf der hohen Stirne würdige Runzeln, auf den tiefen Blick, auf das Schweben der Honiglippe, daß der heilige Sinn der überirdischen Gestalt über euch käme, ihr anbetetet und Wärme und Mut euch entzündete! Welcher ist unter euch so unglücklich, der neologisch kritisch fragen dürfte: Warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohl anständig mit einer Perücke?

Hinaus mit ihm! daß er Professor Seyboldſ Fingerzeig folge, herumgetrieben werde in Wüsten, wo kein Wasser ist.

Also den Charakter Homerischer Gesänge zu bestimmen, tritt er auf, anzugeben, was und wie Homer gedichtet hat, den Maßstab zu bezeichnen, wornach seine Fehler und Schönheiten zu berechnen sind!

Fürs erste denn, Homers Stoff, und wie er weislich den interessantesten für seine Nation wählte — den Trojanischen Krieg zur Ilias, dessen Folgen zur Odyssee.

Der Trojanische Krieg! Stoff zur Ilias! Man sollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Überschrift; aber der Herr Professor haben's gelesen; schlimmer! studiert! immer schlimmer! Wer interessiert sich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Coulisse da? Ist zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt oder von was anders? Erfährt man nicht gleich, Troja wird Trutz aller Bemühung der Griechen diesmal nicht eingenommen? Setzt ja kaum einer einmal einen Fuß an die Mauer. Ist nicht das Hauptinteresse des Kampfs bei den Schiffen? — Und dann die Handlenden! Wessen ist das Interesse, der Griechen oder des Achills? Wann Homer seiner Nation schmeicheln wollte, war's der Weg, das Unglück ihres Heers durch den Eigensinn eines einzigen bestimmen zu lassen? Wo ist Nationalzweck im ganzen Gedicht? — Der Verdruß und die Befriedigung eines einzigen — woran die Nation teilnehmen mußte als Nation, ist hier und da das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der Odyssee! Rückkehr der Griechen! Der Griechen? Oder eines einzigen, einzelnen? und noch dazu des abgelegensten der Griechen? dessen Rückkehr oder Nichtrückkehr nicht den mindesten Einfluß auf

1. letzte. In 2 letzten. — 10. neologisch kritisch. Anspielung auf Schönaichs „Neologisches Wörterbuch" (1754), das vom Standpunkt Gottscheds aus Klopstock und die Schweizer verspottete. — 11. wohl anständig. In 2 wohlanständig. — 13. Fingerzeig. In 2 Fingerzeige. — 17. wornach. In 2 wonach. — 26. von was anders? In 2 von was anderem. — Trutz In 2 trotz. — 27. Bemühung. In 2 Bemühungen. — 29. Handlenden. In 2 Handelnden. — 30. Wann. In 2 Wenn.

die Nation haben konnte. Und auch hier wieder sucht der Herr Professor das Interesse in der gänzlichen Revolution dieser zwanzig Jahre, in der entferntesten Nebenidee.

Er kommt auf Homers Art, den Stoff zu behandeln, und fragt nach Anlaß seiner trefflichen Prämissen: Wer gab Homern ein, den Trojanischen Krieg und die Rückkehr der Griechen besonders zu behandeln? Warum teilte er die Ilias und Odyssee? — Und mehr solche Warums, die ihm die Ungereimtheit beantworten mag, die sie ihm eingab. Ferner plappert er dem Horaz nach: „Wer lehrte ihn, die Leser in die Mitte der Begebenheit reißen?" Das ist doch nur der Specialfall der Odyssee, um auch Geschichte der Einheit näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der Epopee gemacht. Und wo werden wir in der Ilias in medias res gerissen? Wohl nach dem Herrn Professor, da res der Trojanische Krieg ist. Ist und bleibt aber der Zorn des Achilles Stoff der Ilias, so fängt sie unstreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Darauf vom Einfluß des Zeitalters auf seine Gedichte! Da fängt der Herr Professor wieder von außen an; auch ist das bißchen Außenwerk alles, was er kennt. Von Krieg und Streitbegier, und wie das nicht so honett und ordentlich zuging wie bei uns, dann — einen Federstrich, mit dem er das Religionsverhältnis umreißt.

Hier endigt sich der allgemeine Teil seiner Abhandlung, und der Herr Professor spricht: „Aus dieser Beschreibung, die ich, wie man sieht, aus dem Homer selbst zusammengetragen habe" — wohl, zusammengescharrt, gestoppelt! — „läßt sich der Einfluß, den die Zeit des Trojanischen Kriegs auf die Sittenbeschreibungen und Sprache der Homerischen Gedichte hatte, angeben." Da ist's uns denn auch gegangen wie Leuten, die im Hause eines prahlenden Bettlers inventieren: durchaus die Hoffnung betrogen! Leere Kästen, leere Töpfe! und Lumpen!

Sitten! Und da, anstatt Gefühls des höchsten Ideals menschlicher Natur, der höchsten Würde menschlicher Thaten, entschuldigt er den Homer, daß seine Zeit Tapferkeit für die höchste Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenschaft den übrigen Stärken gleich war; entschuldigt das in dem unbedeutenden Tone professorlicher Tugendlichkeit, den wir in Deutschland über die Sitten griechischer Dichter schon mehr haben deräsonnieren hören.

1. konnte. In 2 könnte. — 5. Homern. In 2 Homeren. — 8ff. Ferner plappert er ... reißen?" Ad Pis. V. 147 ff.:

> Nec gemino bellum Troianum orditur ab ovo,
> Semper ad eventum festinat et in medias res,
> Non secus ac notas, auditorem rapit.

— 12. Epopee. In 2 Epopöe. — 27. inventieren, den Bestand aufnehmen, das Inventarium anfertigen. — 33 f. den wir in Deutschland ... hören. Minor und Sauer (a. a. O.) weisen darauf hin, daß sich dieser Ausfall gegen die „Versuche aus der Litteratur und Moral" von Cl. dius richte, gegen die Herder auch in der zweiten Bearbeitung der „Fragmente" (III, 9) polemisierte und die er dann von neuem in den „Kritischen Wäldern" (Werke ed. Suphan III. 296 und 428) angriff. Doch ist es wahrscheinlicher, daß er hier wieder auf seinen alten Widersacher Klotz und dessen Epistolae Homericae zielt.

Und wirft über das noch hier und da so fein spöttlende Vorwürfe an unsre Zeiten, daß man deutlich erkennt, er habe weder jene Zeiten, noch unsre, noch irgend welche Zeiten berechnen können.

Beschreibungen. Archäologischer Trödelkram!

Sprache. So wenig, was junge Freunde herbeilocken könnte, als bisher. Allotria. Kritische Weitläuftigkeiten. Doch dünkt ihn das der Gesichtspunkt zu sein, aus welchem man von den wahren Flecken und wahren Schönheiten Homers urteilen soll.

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homer schöpfen können, findet der Herr Professor auf einmal, daß sein Schriftchen schon zu lang sei. Uns wenigstens dünkt, das hätte der Hauptzweck des Herrn Verfassers sein sollen, und da streicht er dran hin, und aus dem, was er so kurz hinwirft, ließ sich auch ohne Lieblosigkeit schließen — er habe hier gar nichts zu sagen gewußt.

„Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter seiner Nation werden, wie Virgil." Wann war Virgil Dichter seiner Nation? Den Römern das, was Homer den Griechen war? Wann konnt' er's sein? Wenn sie sonst nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was mehrere aus ihm gelernt haben, mit Hyazinthen, Lotos, Violetten ihre Gedichte auszuputzen, braucht's all den Aufwand nicht. Drum wünschen wir auch zum Besten Homers und unsrer Litteratur Herrn Seybold keinen Schüler und Nachfolger. Besser unwissend als so belehrt.

4.

Franken zur griechischen Litteratur. 1. Abschnitt. Würzburg 1772. 8. 176 S.

Unter diesem mystischen Titel kommt in Würzburg eine Art von periodischer Schrift heraus, deren Plan von dem Verfasser S 4 dieses Abschnitts erzählt wird. „Er will uns das Genie und den Geist aller griechischen Schriftsteller, Historiker, Dichter und Philosophen kennen lehren; er will nachher einen forschenden Blick in alle Schriften seiner Originale wagen; zuerst sie im ganzen, hernach in ihren einzeln Teilen betrachten; die Verbindung

1. spöttlende. In 2 spöttelnde. — 6. Weitläuftigkeiten. In 2 Weitläufigkeiten. — 13. ließ. In 2 ließe. — 17. er's. In 2 er es. — 24. Franken zur griechischen Litteratur. Frankf gel. Anz Nr. 74. Den 15. Sept. 1772. S. 590—591. — Goethes Autorschaft ist nur vorübergehend (Rundschau 17, 72 Anm.) von Scherer zu Gunsten Herders angezweifelt worden. — Der Verfasser der besprochenen Schrift ist Johann Justus Herwig (1742—1801), ein ehemaliger protestantischer Prediger, im Jahre 1772 Kommerzienrat, Professor der eleganten Litteratur und Bibliothekar in Würzburg. Siehe über ihn auch Frankf. gel. Anz. 1772 Neudruck S. 196 und 392 und Allg. deutsche Bibl. 20, 265. — 32. einzeln. In 2 einzelnen.

des Plans, sowie die Ausführung desselben beurteilen; auf Schönheiten und Fehler merken; die Farbe des Ausdrucks untersuchen; Scharfsinn, Witz, Enthusiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen und seine Leser in das Zeitalter zurückführen, in welchem unser (d. i. jeder) Autor für seine Welt schrieb." — Uns schwindelt! Der Himmel gebe diesem Mann Methusalems Alter, Nestors Beredsamkeit und das Genie aller seiner Autoren zusammen! Was wird er dann nach 960 Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter, die einen Auszug aus der Iliade — Homerum in nuce, ohngefähr enthalten, vermutlich für die, welche nicht Zeit haben, den Homer zu lesen — diese Blätter, sagen wir, werden ohne Zweifel vorausgeschickt, um das große Werk nach 960 Jahren damit zu emballieren. Wir wüßten nicht, was wir sonst damit zu machen hätten. O ihr große Griechen! und du, Homer! Homer! — — doch so übersetzt, kommentiert, extrahiert, enukleiert, so sehr verwundet, gestoßen, zerfleischt, durch Steine, Staub, Pfützen geschleift, getrieben, gerissen —

— οὐδέ τί οἱ χρὼς σήπεται, οὐδέ μιν εὐλαί
Ἔσθουσ'.. — —
Ὣς τοι κήδονται μάκαρες θεοί
Καὶ νέκυός περ ἐόντος — —

(berührt nicht Verwesung sein Fleisch, nagt nicht ein Wurm an ihm; denn für ihn sorgen die seligen Götter auch nach dem Tode.)

5.

Robert Woods Versuch über das Originalgenie des Homers.

Aus dem Englischen. Frankfurt am Main. In der Andreäschen Buchhandlung. 8. 314 S.

Außer der britischen besitzt keine der jetzigen europäischen Nationen den Enthusiasmus für den Überbleibsel des Altertums, der weder Kosten noch Mühe scheut, um sie womöglich in ihrem völligen Glanze wieder

8. nach 960 Jahren. Das Alter Methusalems. — 14. große. In 2 großen. — 19—22. *οὐδέ τί . . . ἐόντος.* Il. 24, 414 f. und 421 f. — 26. Robert Woods Versuch über das Originalgenie des Homers Frankf. gel. Anz. Nr. 33. Den 23. April 1773. S. 268—271. — Nicht von Goethe, wie alle Recensionen aus dem Jahrgang 1773. Siehe die Einleitung. — Seine Bemerkungen über die neu beginnenden Homerstudien im 12. Buch von „Dichtung und Wahrheit" gehen wahrscheinlich auf diese Recension zurück. Sie lauten: „Auch das Homerische Licht ging uns neu wieder auf, und zwar recht im Sinne der Zeit,

herzustellen Wenn neulich der französische Kaufmann Guys die alten und neuern Griechen verglich, so war dies nur eine spielende Unterhaltung gegen das Verdienst, das sich Wood um den Homer erworben hat. In das Genie dieses Dichterpatriarchen einzudringen, können uns weder
5 Aristoteles noch Bossu Dienste leisten. Vergeblich würde man daher hier den Regelkram suchen, den Blair zur Erläuterung des Ossian und eine Dame zur Apologie des Schakspear angewendet haben. Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, so muß man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter Natur alles zu danken gehabt habe.
10 Ohne die genaueste Kenntnis aber der Zeiten und des Orts, wo er gesungen, wird dies nie möglich sein. Die Zeiten muß man, da uns außerdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm selbst und den Ort durch Reisen kennen lernen. Beides hat die große Schar seiner Ausleger bisher ganz vernachlässigt. Wood studierte seinen Homer mit philoso-
15 phischen Augen und stellte hierauf mehr dann eine Reise in die Gegenden an, die durch die Iliade und Odyssee berühmt geworden und deren physikalische Lage im Ganzen unverändert geblieben ist. Er war einer von der Reisegesellschaft, die sich aus den Ruinen von Balbek und Palmyra ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Er weihte dem Studium

die ein solches Erscheinen höchst begünstigte; denn das beständige Hinweisen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieser Seite betrachten lernte. Was mehrere Reisende zu Aufklärung der heiligen Schriften gethan, leisteten andere für den Homer. Durch Guys ward man eingeleitet, Wood gab der Sache den Schwung. Eine Göttinger Recension des anfangs sehr seltenen Originals machte uns mit der Absicht bekannt und belehrte uns, wie weit sie ausgeführt worden. Wir sahen nun nicht mehr in jenen Gedichten ein angespanntes und aufgedunsenes Heldenwesen, sondern die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart und suchten uns dieselbe möglichst heranzuziehen. Zwar wollte uns zu gleicher Zeit nicht völlig in den Sinn, wenn behauptet wurde, daß, um die Homerischen Naturen recht zu verstehn, man sich mit den wilden Völkern und ihren Sitten bekannt machen müsse, wie sie uns die Reisebeschreiber der neuen Welten schildern; denn es ließ sich doch nicht leugnen, daß sowohl Europäer als Asiaten in den Homerischen Gedichten schon auf einem hohen Grade der Kultur dargestellt worden, vielleicht auf einem höhern, als die Zeiten des Trojanischen Kriegs mochten genossen haben. Aber jene Maxime war doch mit dem herrschenden Naturbekenntnis übereinstimmend, und insofern mochten wir sie gelten lassen." — Robert Wood, geb. 1717, besuchte 1750—1752 die Stätten der Homerischen Dichtung zusammen mit Dawkins und Bouverie und drang bis nach Syrien, zu den Ruinen von Palmyra vor. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er die Ergebnisse seiner Reisen in „The Ruins of Palmyra" (Lond. 1753) und „The Ruins of Balbec" (Lond. 1757). Durch seine Ernennung zum Staatssekretär wurde er an der weiteren Ausführung seiner Homerstudien gehindert, im Druck erschien nur „A comparative View of the Ancient and Present State of the Troad; to which is added an Essay on the Original Genius of Homer" 1768 (angeblich nur in sieben Exemplaren gedruckt). Nach dem Tode Woods (9. September 1771) veranstaltete Jakob Bryant eine vermehrte Ausgabe (1775). — Homers. In 2 Homer. — 30. den. Druckfehler? In 2 die.

1 f. Wenn neulich ... verglich. In „Voyage littéraire de la Grece ou Lettres sur les Grecs anciens et modernes avec un parallèle de leurs moeurs, par M. Guys, Negociant, de l'Académie de Marseille". Paris 1771. Deutsch 1772. — 2. neuern. In 2 neueren. — 5. Bossu. René Lebossu (1631—1680). Sein „Traité du poëme épique" erschien 1675. — 6. Blair. Hugh Blair (1718—1800) begleitete Macphersons „Fingal" (1762) mit einer „Critical dissertation on the poem of Ossian". — 6 f. eine Dame zur Apologie des Shakespear. Mrs. Elizabeth Montagu (1720—1800) in ihrem „Essay on the writings and genius of Shakespear, compared with the Greek and French dramatic poets." London 1769. Deutsch von Eschenburg. Leipzig 1771. — 15. dann. In 2 denn

des Homer den größten Teil seines Lebens, das leider schon geendet ist. Was wir hier davon lesen, sind nur Bruchstücke eines allgemeinen Kommentars, den er über den Vater der Dichter schreiben wollte und der der einzige in seiner Art geworden wäre. Der Mangel einer wohl überdachten Ordnung, viele Lücken und die öftern Fingerzeige auf ein künftiges ausgearbeiteters Werk geben der Abhandlung das Ansehn des Unvollendeten. Indessen sind es die schätzbarsten Fragmente, die uns den Verlust des Hauptwerks bedauern machen, wenn nicht der Erbe des Verfassers, Herr Bryant, es unter seiner Verlassenschaft geendigt gefunden hat. Mit den scharfsichtigsten Blicken dringt er durch die Nebel eines so fernen Abstandes bis zur eigentlichen Kultur des Homerischen Zeitalters hindurch und lehrt es uns aus dem philosophischen Standpunkte der Geschichte der Menschheit betrachten. Man sehe zur Probe die Betrachtungen über die damalige Schiffahrt und über die Bildung der griechischen Sprache nach. Die Unwissenheit in diesen Dingen hat unzählige elende Beurteilungen erzeugt, die leider noch vor kurzem in gewissen zu Wien herausgekommenen Anmerkungen über die Iliade wiederholt worden sind. Woods Lokalseinsichten haben ihn zum Beispiel in den Stand gesetzt, über die Homerische Maschinen ein neues Licht zu verbreiten, die Fehler der Popeschen Karte auseinanderzusetzen, die berühmte Streitfrage über die Entfernung der Insel Pharus vom Lande zu entscheiden u. s. w. Auch Virgils Genie wird bei mehrern Gelegenheiten fürtrefflich detailliert. Selbst in so kühnen Mutmaßungen, in die sich der geschäftige Geist des Verfassers verliert, als die über Homers Vaterland, über die Chronologie der Homerischen Epoche und dergleichen sind, muß man in ihm den Denker bewundern, wenn man ihm auch nicht ganz beipflichten kann. Aus dem Buche herausgerissen muß es eine stolze Behauptung scheinen, wenn er sagt, daß selbst die Alten ihren Homer nicht so lokal und temporell studiert haben, als es sich gehört. Liest man aber das ganze Buch selbst, so wird man einräumen, daß die kritischen Betrachtungen, die uns von den Alten über den Homer übrig geblieben sind, wirklich tief unter den Aussichten stehen, die uns Wood eröffnet. Zur Ehre des Altertums wollen wir indessen mutmaßen, daß ihre besten Untersuchungen über den Homer ein Raub der Zeit geworden sind. Wood ließ seine Schrift 1769 nur als Manuskript für Freunde drucken. Als ein Geschenk kam sie nach Göttingen, wo sie Herr Heyne ausführlich beurteilte,

1. geendet. In 2 geendigt. — 3 f. und der der einzige. In 2 und der einzig. — 5 f. ausgearbeiteters. In 2 ausgearbeiteteres. — 17 f. Lokalseinsichten. In 2 Lokaleinsichten. — 18. Homerische. In 2 Homerischen. — 19. die Fehler der Popeschen Karte, die Popes Homerübersetzung (1715 bis 1725) beigefügt war. — 21. Nach entscheiden u. s. w. in 2 Absatz. — 22. fürtrefflich. In 2 vortrefflich. — 34. Nach sind in 2 Absatz. — 36. Heyne, Christian Gottlob (1729—1812), Professor der Altertumswissenschaft in Göttingen. Seine Recension von Woods Schrift erschien in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" 1770, S. 257—270.

dessen Recension hier der Vorrede des Übersetzers eingeschaltet worden ist. Das Heynische Lob und die Seltenheit des Werks reizte manche übersetzungsbegierige Hand, darnach zu trachten; aber alle Versuche waren vergebens. Herr Michaelis, der Besitzer jenes einzigen Exemplars in Deutschland, suchte in allen seinen Schriften die Verleger zu locken, um es dem Meistbietenden zu verhandeln. Wie der gegenwärtige Übersetzer es habhaft geworden sei, hat er nicht für gut befunden, zu entdecken. — Druck und Papier machen der Andreäschen Buchhandlung Ehre.

6.

Die schönen Künste in ihrem Ursprung, ihrer wahren Natur und besten Anwendung, betrachtet von J. G. Sulzer. Leipzig 1772. 8. 85 S.

Sehr bequem ins Französische zu übersetzen; könnte auch wohl aus dem Französischen übersetzt sein. Herr Sulzer, der nach dem Zeugnis eines unsrer berühmten Männer ein ebenso großer Philosoph ist als irgend einer aus dem Altertume, scheint in seiner Theorie nach Art der Alten mit einer exoterischen Lehre das arme Publikum abzuspeisen, und diese Bogen sind womöglich unbedeutender als alles andre.

Die schönen Künste, ein Artikel der allgemeinen Theorie, tritt hier besonders ans Licht, um die Liebhaber und Kenner desto bälder in Stand zu setzen, vom Ganzen zu urteilen. Wir haben beim Lesen des großen Werks bisher schon manchen Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundsätze, worauf sie gebaut ist, den Leim, der die verworfnen Lexikonsglieder zusammen kleben soll, untersuchen, so finden wir uns in der Meinung nur zu sehr bestärkt, hier sei für niemanden nichts gethan als für den Schüler,

4. Michaelis, Johann David (1717—1791), berühmter Theologe und Orientalist. Sein Briefwechsel mit Wood über die besprochene Schrift befindet sich handschriftlich auf der Göttinger Bibliothek. Darin versichert er Wood, daß er den „Essai" aufs strengste geheimhalte und ihn nur Heyne und Beemann gezeigt habe. — 10. Die schönen Künste in ihrem Ursprung u. s. w. Frankf. gel. Anz. Nr. 101. Den 18. Dez. 1772. S. 801—807. — v. Biedermann (a. a. O. S. 341) verweist mit Recht auf die Verschiedenheit der Behandlungsart in dieser Recension und der von Sulzers „Allgemeiner Theorie": „In gegenwärtiger Recension haben wir gewiß eine Goethesche." — Die hier besprochene kleine Schrift ist ein Sonderabdruck des Artikels „Künste" aus Sulzers großem Werk. — Die Übereinstimmung der hier ausgesprochenen Kunstansichten mit den in Goethes Aufsätzen über deutsche Baukunst und über Falconet, sowie in den Kunstgedichten dieser Jahre niedergelegten ist vollkommen. Auch in „Von deutscher Baukunst" polemisiert Goethe gegen Sulzers Definition der schönen Künste. — 22. bälder. In 2 eher. — 25. zusammen kleben. In 1 und 2 zusammen beleben; hier nach Seufferts Vorgang (Neudruck der Frankf. gel. Anz. S. CIV) gebessert.

der Elementa sucht, und für den ganz leichten Dilettante nach der Mode.

Daß eine Theorie der Künste für Deutschland noch nicht gar in der Zeit sein möchte, haben wir schon ehmals unsre Gedanken gesagt. Wir bescheiden uns wohl, daß eine solche Meinung die Ausgabe eines solchen Buchs nicht hindern kann; nur warnen können und müssen wir unsre gute junge Freunde vor dergleichen Werken. Wer von den Künsten nicht sinnliche Erfahrung hat, der lasse sie lieber. Warum sollte er sich damit beschäftigen? Weil es so Mode ist? Er bedenke, daß er sich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genusse versperrt; denn ein schädlicheres Nichts als sie ist nicht erfunden worden.

Die schönen Künste, der Grundartikel Sulzerischer Theorie. Da sind sie denn, versteht sich, wieder alle beisammen, verwandt oder nicht. Was steht im Lexiko nicht alles hintereinander? Was läßt sich durch solche Philosophie nicht verbinden? Malerei und Tanzkunst, Beredsamkeit und Baukunst, Dichtkunst und Bildhauerei, alle aus einem Loche durch das magische Licht eines philosophischen Lämpchens auf die weiße Wand gezaubert, tanzen sie im Wunderschein buntfarbig auf und nieder, und die verzückten Zuschauer frohlocken sich fast außer Atem.

Daß einer, der ziemlich schlecht räsonnierte, sich einfallen ließ, gewisse Beschäftigungen und Freuden der Menschen, die bei ungenialischen, gezwungnen Nachahmern Arbeit und Mühseligkeit wurden, ließen sich unter die Rubrik Künste, schöne Künste klassificieren zum Behuf theoretischer Gaukelei, das ist denn der Bequemlichkeit wegen Leitfaden geblieben zur Philosophie darüber, da sie doch nicht verwandter sind als septem artes liberales der alten Pfaffenschulen.

Wir erstaunen, wie Herr Sulzer, wenn er auch nicht darüber nachgedacht hätte, in der Ausführung die große Unbequemlichkeit nicht fühlen mußte, daß, so lange man in generalioribus sich aufhält, man nichts sagt und höchstens durch Deklamation den Mangel des Stoffes vor Unerfahrnen verbergen kann.

1. Elementa. In 2 Elemente. — Dilettante. In 2 Dilettanten. — 3 ff. Daß eine Theorie ... unsre Gedanken gesagt. Siehe oben S. 59. — 7. gute junge. In 2 guten jungen. — 10 ff Er bedenke ... erfunden worden. Derselbe Gedanke ist in dem Gedicht „Kenner und Enthusiast" (Werke 2, 234) ausgedrückt. — 15 Lexiko. In 2 Lexikon. — 28 f. septem artes liberales der alten Pfaffenschulen. Die Grundlagen der mittelalterlichen gelehrten Bildung wurden nach Marcianus Capella in sieben Fächer geschieden: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie.

Er will das unbestimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrängen und giebt uns ein gleich unbedeutendes dafür: die Verschönerung der Dinge. Er will nach hergebrachter Weise von Natur auf Kunst herüberschließen: „In der ganzen Schöpfung stimmt alles darin überein, daß das Aug' und die andern Sinnen von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden." Gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht so gut in den Plan der Natur als ihr Lieblichstes? Sind die wütenden Stürme, Wasserfluten, Feuerregen, unterirdische Glut, und Tod in allen Elementen nicht eben so wahre Zeugen ihres ewigen Lebens als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenhaine? Was würde Herr Sulzer zu der liebreichen Mutter Natur sagen, wenn sie ihm eine Metropolis, die er mit allen schönen Künsten, Handlangerinnen erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunter schlänge?

Eben so wenig besteht die Folgerung: „Die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsre Gemüter überhaupt zu der Sanftmut und Empfindsamkeit bilden." Überhaupt thut sie das nie: sie härtet vielmehr, Gott sei Dank! ihre echten Kinder gegen die Schmerzen und Übel ab, die sie ihnen unablässig bereitet, so daß wir den den glücklichsten Menschen nennen können, der der stärkste wäre, dem Übel zu entgegnen, es von sich zu weisen und ihm zum Trutz den Gang seines Willens zu gehen. Das ist nun einem großen Teil der Menschen zu beschwerlich, ja unmöglich; daher retirieren und retranchieren sich die meisten, sonderlich die Philosophen; deswegen sie denn auch überhaupt so adäquat disputieren.

Wie partikular und eingeschränkt ist folgendes, und wie viel soll es beweisen! „Vorzüglich hat diese zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeit in die Gegenstände gelegt, die uns zur Glückseligkeit am nötigsten sind, besonders die selige Vereinigung, wodurch der Mensch eine Gattin findet." Wir ehren die Schönheit von ganzem Herzen, sind für ihre Attraktion nie un-

1ff. Er will das unbestimmte ... Verschönerung der Dinge. Im Anschluß an Batteux, Les beaux arts réduits à un même principe (1746). — 12—16. Was würde Herr Sulzer ... hinunterschlänge? Eine Hindeutung auf das Erdbeben in Lissabon vom Jahre 1755, das auf den Knaben Goethe so tiefen Eindruck gemacht hatte. — Künsten, Handlangerinnen. In 2 Künsten als H. — 20—25. sie härtet vielmehr ... zu gehen. Der Grundgedanke des Goethischen „Prometheus". — 30. soll. In 2 sollte.

fühlbar gewesen; allein sie hier zum primo mobili zu machen, kann nur der, der von den geheimnisvollen Kräften nichts ahndet, durch die jedes zu Seinesgleichen gezogen wird, alles unter der Sonne sich paart und glücklich ist.

Wäre es nun also auch wahr, daß die Künste zu Verschönerung der Dinge um uns würken, so ist's doch falsch, daß sie es nach dem Beispiele der Natur thun.

Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; tausend Keime zertreten jeden Augenblick tausend geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander existierend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel: sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten. Schon das Tier durch seine Kunsttriebe scheidet, verwahrt sich; der Mensch, durch alle Zustände, befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfache Übel zu vermeiden und nur das Maß von Gutem zu genießen, bis es ihm endlich gelingt, die Circulation aller seiner wahr und gemachten Bedürfnisse in einen Palast einzuschließen, sofern es möglich ist, alle zerstreute Schönheit und Glückseligkeit in seine gläserne Mauern zu bannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele substituiert und seine Kräfte, von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgespannt, in Tugend, Wohlthätigkeit, Empfindsamkeit zerfließen.

Herr Sulzer geht nun seinen Gang, den wir ihm nicht folgen mögen; an einem großen Trupp Schüler kann's ihm so nicht fehlen; denn er setzt Milch vor und nicht starke Speise, redet viel von dem Wesen der Künste, Zweck, und preist ihre hohe Nutzbarkeit als Mittel zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit. Wer den Menschen nur einigermaßen kennt und Künste und Glückseligkeit, wird hier wenig hoffen; es werden ihm die vielen Könige einfallen, die mitten im Glanz ihrer Herrlichkeit der Ennui zu Tode fraß. Denn wenn es nur auf Kennerschaft angesehen ist, wenn der Mensch nicht mitwirkend genießt, müssen bald Hunger

1. zum primo mobili, zur anstoßgebenden Kraft — 6. würken. In 2 wirken. — 8. Was wir von Natur sehen u. s. w. v. Biedermann weist zu diesem Absatz auf den Aufsatz „Die Natur" (Werke 34, 5 ff) hin, der aber vielleicht nicht von Goethe verfaßt ist. Siehe darüber Goethes Briefe, Weim. Ausg., 6, 440. — 17. tausendfache. In 2 tausendfachen. — 19. wahr. In 2 wahren. — 21. gläserne. In 2 gläsernen.

und Ekel, die zwei feindlichsten Triebe, sich vereinigen, den elenden Pococurante zu quälen.

Hierauf läßt er sich ein auf eine Abbildung der Schicksale schöner Künste und ihres gegenwärtigen Zustandes, die denn mit recht schönen Farben hinimaginiert ist, so gut und nicht besser als die Geschichten der Menschheit, die wir so gewohnt worden sind in unsern Tagen, wo immer das Märchen der vier Weltalter sufficienter ist, und im Ton der zum Roman unpragmatisierten Geschichte.

Nun kommt Herr Sulzer auf unsere Zeiten und schilt, wie es einem Propheten geziemt, wacker auf sein Jahrhundert, leugnet zwar nicht, daß die schönen Künste mehr als zu viel Beförderer und Freunde gefunden haben; weil sie aber zum großen Zweck, zur moralischen Besserung des Volks noch nicht gebraucht worden, haben die Großen nichts gethan. Er träumt mit andern, eine weise Gesetzgebung würde zugleich Genies beleben und auf den wahren Zweck zu arbeiten anweisen können, und was dergleichen mehr ist.

Zuletzt wirft er die Frage auf, deren Beantwortung den Weg zur wahren Theorie eröffnen soll: „Wie ist es anzufangen, daß der dem Menschen angeborne Hang zur Sinnlichkeit zu Erhöhung seiner Sinnesart angewendet und in besondern Fällen als ein Mittel gebraucht werde, ihn unwiderstehlich zu seiner Pflicht zu reizen?" So halb und mißverstanden und in den Wind, als der Wunsch Ciceronis, die Tugend in körperlicher Schönheit seinem Sohne zuzuführen. Herr Sulzer beantwortet auch die Frage nicht, sondern deutet nur, worauf es hier ankomme, und wir machen das Büchlein zu. Ihm mag sein Publikum von Schülern und Kennerchens getreu bleiben, wir wissen, daß alle wahre Künstler und Liebhaber auf unsrer Seite sind, die so über den Philosophen lachen werden, wie sie sich bisher über die Gelehrten beschwert haben. Und zu diesen noch ein paar Worte, auf einige Künste eingeschränkt, das auf so viele gelten mag, als kann.

Wenn irgend eine spekulative Bemühung den Künsten nützen

2. Pococurante, eigentlich Sorgenlos, hier Bezeichnung des ästhetischen Indifferentisten, dem die Empfindung für das Schöne und das Häßliche fehlt. — 7 f. wo immer ... sufficienter ist, d. h. an deren Stelle das Märchen von den vier Weltaltern (die Ovid als Stufen der menschlichen Kultur annahm, während Hesiod deren fünf hat) noch mehr Befriedigung gewähren würde. — 24 f. der Wunsch Ciceronis ... zuzuführen. De officiis lib. I. In 2 Cicero's. — 28. Kennerchens. In 2 Kennerchen. — 29. wahre. In 2 wahren. — 33. als kann. In 2 als es kann.

soll, so muß sie den Künstler grade angehen, seinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um sich greife und sich thätig erweise. Denn um den Künstler allein ist's zu thun, daß der keine Seligkeit des Lebens fühlt als in seiner Kunst, daß, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publikum, ob das, wenn's ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warums gaffte oder nicht, was liegt an dem?

Wer also schriftlich, mündlich oder im Beispiel, immer einer besser als der andre, den sogenannten Liebhaber, das einzige wahre Publikum des Künstlers, immer näher und näher zum Künstlergeist aufheben könnte, daß die Seele mit einflösse ins Instrument, der hätte mehr gethan als alle psychologische Theoristen. Die Herren sind so hoch droben im Empyreum transcendenter Tugendschöne, daß sie sich um Kleinigkeiten hienieden nichts kümmern, auf die alles ankommt. Wer von uns Erdensöhnen hingegen sieht nicht mit Erbarmen, wie viel gute Seelen z. B. in der Musik an ängstlicher mechanischer Ausübung hangen bleiben, drunter erliegen?

Gott erhalt unsre Sinnen und bewahr uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister! Weil denn die nun nicht überall und immer zu haben sind, und es doch auch geschrieben sein soll, so gebe uns Künstler und Liebhaber ein *περὶ ἑαυτοῦ* seiner Bemühungen, der Schwürigkeiten, die ihn am meisten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geists, der in gewissen Augenblicken über ihn gekommen und ihn auf sein Leben erleuchtet, bis er zuletzt, immer zunehmend, sich zum mächtigen Besitz hinaufgeschwungen und als König und Überwinder die benachbarten Künste, ja die ganze Natur zum Tribute genötigt.

So würden wir nach und nach vom Mechanischen zum Intellektuellen, vom Farbenreiben und Saitenaufziehen zum wahren Einfluß der Künste auf Herz und Sinn eine lebendige Theorie versammeln, würden dem Liebhaber Freude und Mut machen und vielleicht dem Genie etwas nutzen.

---

3. ist's. In 2 ist es. — 7. warums. In 2 warum es. — 12. psychologische. In 2 psychologischen. — 13. so. In 2 ja. — Empyreum. Der oberste Himmel, Sitz der Seligen. — 15—18. Wer von uns Erdensöhnen ... erliegen? Wohl eine Erinnerung an Goethes eigne erfolglose Cellostudien. — 18. drunter. In 2 darunter. — 19. erhalt. In 2 erhalte. — bewahr. In 2 bewahre. — 23. *περὶ ἑαυτοῦ*, Selbstschilderung. — Schwürigkeiten. In 2 Schwierigkeiten.

7.

Empfindsame Reisen durch Deutschland von S. Zweiter Teil. Wittenberg und Zerbst. Bei Zimmermann. 8. 22 Bogen.

Alas the poor Yorick! Ich besuchte dein Grab und fand, wie du, auf dem Grabe deines Freundes Lorenzo, eine Distel, die ich noch nicht kannte, und ich gab ihr den Namen: Empfindsame Reisen durch Deutschland. Alles hat er dem guten Yorick geraubt, Speer, Helm und Lanze. Nur schade! inwendig steckt der Herr Präceptor S. zu Magdeburg. Wir hofften noch immer von ihm, er würde den zweiten Ritt nicht wagen; allein eine freundschaftliche Stimme von den Ufern der Elbe, wie er sie nennt, hat ihm gesagt, er soll schwatzen. Wir raten es ihm als wahre Freunde nicht, ob wir gleich zu dem Scharfrichtergeschlecht gehören, mit dem er so viel im ersten Kapitel seines Traums zu thun hat. Ihm träumt, er werde aufgehängt werden neben Pennylaß. Wir als Polizeibediente des Litteraturgerichts sprechen anders und lassen den Herrn Präceptor noch eine Weile beim Leben. Aber ins neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnütze und schwatzende Schriftsteller morgenländische Radices raspeln, Varianten auslesen, Urkunden schaben, ironische Noten sortieren, Register zuschneiden und andre dergleichen nützliche Handarbeiten mehr thun.

Es ist alles unter der Kritik, und wir würden diese Makulaturbogen nur mit zwei Worten angezeigt haben, wenn es nicht Leute gäbe, die in ihrem zarten Gewissen glauben, man müsse ein solches junges Genie nicht ersticken. Um unsern Lesern nur

2. Empfindsame Reisen durch Deutschland. Frankf. gel. Anz. Nr 18. Den 3. März 1772. S. 141—144. — In 2 ist diese Recension wesentlich gekürzt und die Stellung der einzelnen Abschnitte verändert. Sie beginnt dort ebenso wie in 1 bis „Präceptor S. in Magdeburg". Dann folgt (ohne Absatz) „Yorick empfand" bis „aus seinem Sacke hervor", und endlich die Fortsetzung des ersten Absatzes „Wir hofften noch" bis „Handarbeiten mehr thun". — Über den Verfasser des besprochenen Buches, Johann Gottlieb Schummel (1748—1813), vgl. W. Kawerau, Aus Magdeburgs Vergangenheit. Halle 1886. S. 141—176, und die weiter unten folgende Recension über Schummels „Lustspiele ohne Heiraten". — Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß Yorick, der Name des toten Narren im „Hamlet" V, 1, hier Lawrence Sterne, den großen englischen Humoristen bezeichnet, dessen „Sentimental journey" (1768) das Vorbild für Schummel und so viele andere elende Nachahmer wurde. — 9. Präceptor S. zu Magdeburg. Schummel war erst zu Anfang des Jahres 1772 als Lehrer an das Pädagogium des Klosters Unserer lieben Frauen in Magdeburg berufen worden. — 10. den zweiten Ritt. Der erste Teil der „Empfindsamen Reisen" Schummels erschien in der Ostermesse 1771, der zweite in der Michaelismesse desselben Jahres, der dritte und letzte im Frühjahr 1772. — 16. Pennylaß. In 2 Pennyleß.

eine Probe zu geben, welche schwere Hantierung wir treiben, dem Publiko vorzulesen, so ziehen wir einige Stellen aus. Eine kindliche Nachahmungssucht, die der Herr Präceptor mit seinen Schülern in imitationibus Ciceronianis et Curtianis nicht lächerlicher treiben kann, giebt den Schlüssel zu allen den Palliassestreichen, 5 womit er seinem Meister Yorik nachhinkt. Yorick empfand, und dieser setzt sich hin zu empfinden; Yorick wird von seiner Laune ergriffen, weinte und lachte in einer Minute, und durch die Magie der Sympathie lachen und weinen wir mit. Hier aber steht einer und überlegt: Wie lache und weine ich? Was werden 10 die Leute sagen, wenn ich lache und weine? Was werden die Recensenten sagen? Alle seine Geschöpfe sind aus der Luft gegriffen. Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor! Und wenn er uns eins von seinen Wesen soll handeln lassen, so greift er in die Tasche und gaukelt aus seinem 15 Sacke was vor. Ein Pröbchen Yorickſche Apostrophe. Bei Gellerts Grab findet er in der Dämmerung seine Bäckerin wieder, die ihm ehemals den Dukaten geschenkt hatte. Hier ruft er aus:

„Komm mit! Und warum komm? De gustibus non est disputandum, könnte ich hier füglich antworten; aber ich will de 20 gustibus disputieren, um mein ganzes Vaterland, wenn es sich von einem jungen Menschen will belehren lassen — zu belehren, welch einen falschen und unrichtigen Gebrauch es von den Wörtern Du, Er, Sie, Ihr, Sie zu machen gewohnt ist. Überhaupt zu reden, ist es seltsam und lächerlich, daß man sich durch ein Sie 25 von andern muß multiplicieren lassen, so wie man selbst andere damit multiplicieren muß — — so wie es widersinnig ist, daß ich von jemanden als von einer ganz fremden Person spreche, den ich vor mir sehe, höre — — und fühlen kann, wenn ich will. — — Allein Deutschland weiß das so gut als ich, ohne 30 es ändern zu können — — also muß ich davon schweigen. Um wie viel aber würde nicht das Übel vermindert werden, wenn man den Gebrauch der Wörter dergestalt festsetzte.“ Er führt endlich die Bäckerin in sein Wirtshaus und legt sich schlafen. Er erwacht sehr früh und hört den Hofhund bellen. „Das war 35 mir unleidlich — — bei jedem Hau fürchtete ich, meine Mutter würde aus ihrem Schlaf auffahren — — Ich suchte in dem

5. Palliassestreichen franz. pagliasse, ital. pagliaccio, Hanswurst. — 16. vor. In 2 hervor.

ganzen Zimmer nach einem Stück Brot herum. Nichts war zu finden. — — Aber sollte denn ein Hundemagen nicht Biskuit verdauen können? dachte ich — — und damit eilte ich mit einem großen Stück in der Hand nach dem Hofraume. — — die Bestie wollte rasend werden, sobald sie mich erblickte. — — Das ist eine Bestie κατ' ἐξοχήν, sagte ich, und damit ergriff ich in vollem Eifer den Stock und bläuete ihm Stillschweigen ein. — — Laß es gut sein! redete ich ihn nach einigen Minuten abbittend an — — Ich will dir deine Schläge reichlich vergütigen — — Die arme Bestie krümmte sich jämmerlich — — Ich wünschte, daß ich ihm keinen Schlag gegeben hätte, oder daß mir der Hund wenigstens die Schläge zurückgeben könnte — — Aber, dachte ich bei mir selbst, vielleicht verstellt sich das listige Tier nur! Nach seiner Höhe, Länge und Dicke zu rechnen, können ihm die paar Püffe, die ich ihm gegeben habe, unmöglich so wehe thun — — Noch nie hat mein von der Wahrheit in die Enge getriebenes böses Gewissen eine so feine Ausflucht ersonnen." (Ein schöner Pendant zu Yoricks Scene mit dem Mönch!) „Der Hund fuhr fort zu winseln — — hätte ich gestohlen, und man ertappte mich auf frischer That, so glaube ich immer, es würde mir nicht ängstlicher zu Mute sein, als mir bei dem Lamento des Hundes war — —" Endlich wird der Hund mit Eau de Lavande begossen; — — denn der Herr Präceptor sieht Blut — — „Der Hund ließ mit sich machen. Er roch den lieblichen Geruch des Wassers und leckte und wedelte mit dem Schwanze — — Nun konnte ich mich nicht länger erhalten, ihn zu streicheln, ob ich gleich für seinem Bisse noch nicht sicher war — — Eine so großmütige Überwindung des erlittenen Unrechts schien mir einer kleinen Gefahr mehr als würdig zu sein. Die Hundegeschichte hatte in meiner Seele eine kleine Säure zurückgelassen, die mit den Freuden schlechterdings inkompatibel war, die ich dem angebrochenen Tage bereits en gros bestimmt hatte. Ich suchte sie loszuwerden, und folglich war ich sie auch schon halb los — — Es kam darauf an, daß sich meines Wirts Küchenmagd aus ihren Federn erhob. Sie that es — — Ich überraschte sie in ihrem Négligé und machte dadurch sie und mich so beschämt, daß ich ihr geschwind ein Stück Fleisch für den Hund abforderte" ꝛc. ꝛc. Der Mann hat auch ein Mädchen, die er seine Naive nennt, und er thut wohl daran, wie jener, der auf sein

Schild zum Bären schrieb: Das ist ein Bär. Ein Gemälde von der schönen Naiven! Sie fragt ihn, ob es sein Ernst sei, daß sie ihn zum glücklichsten Sterblichen mache — — „Sie zog mich ans Fenster — — nickte mit dem Kopfe, daß ich mich bücken sollte — — ergriff mich mit beiden Händen bei dem Kinne — — drehte meinen Kopf langsam hin und her — — ihre Augen fielen bald in die Fronte, bald in die Flanke der meinigen — — diese drehten sich allemal nach der Seite der Attaque."

Von Wendungen eine Probe! „Jedoch ut oratio mea redeat, unde — — O küssenswürdiger Cicero, durch dieses herrliche Kommandowort denke ich von meiner Abschweifung ebenso geschwind wieder nach Hause zu kommen, als eine Kugel in die Köpfe der Feinde durch Tann! Tapp! Feuer." — — Endlich bekommt der Verfasser S. 73 ein ganzes Bataillon Kopfschmerzen, weil er was erfinden soll; und wir und unsere Leser klagen schon lange darüber.

8.

Die Jägerin, ein Gedicht. Leipzig 1772.

Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Wonnebald charakterisieren es zum deutschen Gedicht. Wir erwarteten hier keine markige Natur unsrer Ältervätер; aber auch nicht das geringste Wildschöne, trutz Titel und Vignette nicht einmal Waidmannskraft, das ist zu wenig. Des Dichters Wälder sind licht wie ein Forst unsrer Kameralzeiten, und das Abenteuer verpflanztet ihr so glücklich in ein Besuchzimmer als nach Frankreich. Auch hat der Mann gefühlt, daß seine Accorde nicht mit Bardengewalt ans Herz reißen. Die spröde Kunigunde, der er lange sein Leidenschäftchen vorgeklimpert, schmilzt endlich und spricht: Ich liebte dich geheim schon längst! Notwendig zur Wahrscheinlichkeit der Entwicklung, nur kein Kompliment für

18. Die Jägerin, ein Gedicht. Frankf. gel. Anz. Nr. 26. Den 31. März 1772 S. 207. — In ganz demselben Sinne spricht sich Goethe über das Bardenwesen in dem Briefe an Friederike Oeser vom 13. Februar 1769 (Briefe, Weim. Ausg. I, 196 ff.) aus. Der Barde Rhingulf, den er dort angreift, ist auch der Verfasser der „Jägerin", Karl Friedrich Kretschmann (1738—1809). Seine Biographie und eine Auswahl seiner Gedichte siehe im 48. Bande von Kürschners Deutscher Nat.-Litt S. 305 ff. — Vgl. auch weiter unten die Recension des Musenalmanachs für 1773. — Nach Goedeke (Grundriß, 2. Aufl., IV, 107) ist die „Jägerin" 1771 erschienen. — 30. Entwicklung. In 2 Entwickelung.

die Harfe. Wir bedauern, daß der Dichter, wie noch mehr Deutsche, seinen Beruf verkannt hat. Er ist nicht für Wälder geboren. Und so wenig wir das Verfahren seines Herrn Vaters billigen, der in dem angehängten Traumlied mit leidiger Grabmisanthropie ihm die Harfe zertritt, so sehr wir fühlen, daß sie das nicht verdient, so sehr wünschten wir, er möge sie gegen eine Zither vertauschen, um uns an einem schönen Abend in freundlicher Watteauischer Versammlung von Lieblichkeiten der Natur, von Niedlichkeiten der Empfindung vorzusingen. Er würde unsre Erwartung ausfüllen und wir ihn mit gesellschaftlichem Freudedank belohnen.

9.

Lyrische Gedichte von Blum. Berlin 1772. 8. 102 S.

Wir wissen fast nicht mehr, ob wir wünschen sollten, daß junge Dichter die Alten frühe lesen. Zwar unsere empfindungslose Lebensart erstickt das Genie, wenn die Sänger freier Zeiten es nicht erwärmen und ihm eine wenigstens idealische, freiere Atmosphäre eröffnen; aber eben diese Sänger hauchen auch oft ein so fremdes Gefühl in die Seele, daß der beste Dichter mit dem glücklichsten Genie bald sich bloß durch seine Einbildung im Flug erhalten und keine von den glühenden Begeisterungen mehr tönen lassen kann, die doch allein wahre Poesie machen. Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so groß? — — Die Natur trieb sie zum Singen, wie den Vogel in der Luft. Uns — — wir können's uns nicht verbergen — — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leier, und darum sind unsere beste Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nach-

8 s. Lieblichkeiten der Natur, von Niedlichkeiten der Empfindung. In 2 Lieblichkeiten der Empfindung. — 13. Lyrische Gedichte von Blum. Frankf. gel. Anz. Nr. 46. Den 9. Junii 1772. S. 367—368. — Die Gründe, die v. Biedermann (a. a. O. S. 335) gegen Goethes Autorschaft anführt, sind nicht genügend, ihm die Recension abzusprechen, noch weniger Scherers Hinweis auf die Worte „Der Raum erlaubt uns nicht", die er mit Unrecht überall als für Schlosser charakteristisch ansieht. Es ist dagegen zu betonen, daß die besprochene Schrift gerade in das Gebiet fällt, das ihm von den Leitern der Zeitschrift zugewiesen war. Der Stil zeigt, trotzdem v. Biedermann ihn „zu nüchtern" findet, nichts, was Goethes Schreibart fremd wäre. — Der Dichter der Lieder ist Joachim Christoph Blum (1739—1790). — 29. beste. In 2 besten.

geahmte Kopien. — — Wir sind zu dieser Beobachtung durch die lyrischen Gedichte des Herrn Blum geleitet worden. Dieser Dichter ist gewiß nicht ohne Genie; aber selten kann er sich länger erhalten, als er seinen Horaz im Gesicht hat. Dieser leuchtet ihm vor, wie die Fackel der Hero; sobald er allein gehen muß, so sinkt er! Der Raum erlaubt uns nicht, Beweise anzuführen; aber wir berufen uns auf jeden Leser, der seinen Horaz kennt, ob nicht fast immer der Dichter kalt und matt wird, wo ihm nicht Horaz und David Gedanken, Empfindungen, Wendungen, Situationen, jener selbst seine Mythologie leihet, die — — wir reden nach unserm Gefühl — — selten anders gebraucht wird, als wo die Imagination mit kaltem Herzen dichtet. Das bekannte Horazianische Duett: Donec gratus eram, hat Kleist weit besser übersetzt; aber das Klaglied des David und Jonathan haben wir nirgend so schön versificiert gesehen. Wir wünschen dem Verfasser ein unverdorbenes Mädchen, geschäftenlose Tage und reinen Dichtergeist ohne Autorgeist. Der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Komposition ans Publikum denkt und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journalistenruhm, als von seinem Gegenstand erfüllt wird.

10.

Brauns, H., Versuch in prosaischen Fablen und Erzählungen, München 1772. 8. 187 S.

Diesen Fablen hat der Herr Verfasser für seine Landsleute eine kleine Theorie angehängt, weil, sagt er nicht ohne Selbstgefälligkeit, „vielleicht etliche junge Leute sich hervorthun und ihm Fabeln nachschreiben könnten, so wie gleich etliche Bändchen freundschaftlicher Briefe erschienen wären, seitdem Er einen Versuch in freundschaftlichen Briefen geschrieben hätte. Diesen jungen Leuten

11. wo. In 2 wie. — 12. Horazianische. In 2 Horazische. — 13. hat Kleist weit besser übersetzt. Ewald v. Kleists Werke herausgeg. von Sauer I, 84 „Damoet und Lesbia". — 16. geschäftenlose. In 2 geschäftlose. — 22. Brauns, H., Versuch in prosaischen Fablen. Frankf. gel. Anz. Nr. 35. Den 1. Mai 1772. S. 277—279. — Ebenfalls von v. Biedermann (a. a. O. S. 334) Goethen abgesprochen, weil zu wenig vom „jungen Lord" darin sei. — Heinrich Braun (1732—1792) war kurf. bayrischer geistlicher Rat und Kanonikus in München; er hat eine große Anzahl theologischer und pädagogischer Schriften veröffentlicht und viele griechische und lateinische Autoren zum Schulgebrauch herausgegeben. — In 2 „Fabeln" statt „Fablen" (so auch ferner stets).

nun," meint er, „wären die echten Begriffe von der Fabel sehr nötig." — — Nötig sind sie freilich, sowohl den bösen jungen Leuten, die Herrn Braun Fablen nachschreiben, als allen andern, die sich ohne Genie in dieses Feld wagen; aber aus Herrn Brauns Theorie werden sie eben nicht sehr erleuchtet werden. Er sagt: „Die Fabel wäre eine kurze erdichtete, meistenteils tierische Handlung, worunter ein gewisser Satz aus der Sittenlehre verborgen liege." Unbestimmter kann man wohl nicht erklären. Uns dünkt überhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinandergesetzt. Wir glauben, daß sie im Anfang nichts war als eine Art von Induktion, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch nichts von dem dicto de omni et nullo wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man nämlich andere belehren oder überreden, so zeigte man ihnen den Ausgang verschiedener Unternehmungen in Beispielen. Wahre Beispiele waren nicht lange hinlänglich; man erdichtete also andere, und weil eine Erdichtung, die nicht mehr sagt, als vor Augen steht, immer abgeschmackt ist, so ging man aus der menschlichen Natur hinaus und suchte in der übrigen belebten Schöpfung andere thätige Akteurs. Da kam man auf die Tiere, und so fabulierte man fort, bis die Menschen mehr anfingen zu räsonnieren als zu leben. Nun erfande man Axiomen, Grundsätze, Systemen u. dgl. und mochte die Induktion nicht mehr leiden; zugleich entstunde das Unding der honetten Kompanie, zu welcher sich Dichter und Philosophen schlugen. Diese wollten der Fabel, die mit der Induktion gefallen war, wieder aufhelfen. Sie schminkten sie also, puderten sie, behängten sie mit Bändern, und da kam das Mittelding zwischen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lehren, sondern amüsieren wollte. Endlich merkte man, wie weit man sich von der ersten Erfindung entfernt hatte. Man wollte zu ihr zurückkehren und schnitte die Auswüchse ab; allein man konnte doch mit der Induktion nicht fortkommen und behalf sich also mit dem

1 f. der Fabel sehr nötig. Danach folgt in 2 ein Absatz. — 4. aus. In 2 durch. — 8 ff. Uns dünkt ... noch nicht genug auseinandergesetzt. Goethe braucht wegen dieser Äußerung nicht, wie v. Biedermann meint, von Lessings Arbeiten über die Fabel keine Kenntnis gehabt zu haben. Vielmehr mag ihm dabei der Gedanke an Herders Erörterungen über die Fabeltheorie vorgeschwebt haben. — 11 f. da man noch ... nullo wußte. Der Satz aus der Logik, welcher den Namen „dictum de omni et nullo" führt, wird hier als Vertreter der Abstraktion im Gegensatz zum früher herrschenden konkreten Denken angeführt. — 21 f. erfande man Axiomen. In 2 erfand man Axiome. — 22. Systemen. In 2 Systeme. — mochte die Induktion. In 2 mochte Induktion. — 23. entstunde. In 2 entstand.

bloßen Witz; da wurde die Fabel Epigramm. — — So würde die Geschichte der Theorie aussehen, die wir von der Fabel schreiben würden. Beispiele von der letzten Gattung würden wir genug in Herrn Brauns Fablen antreffen. Wir würden aber schwerlich welche daraus wählen; denn die meisten sind entweder schlecht erfunden oder abgenutzt oder falsch oder alltäglich. Herr Braun verspricht noch eine weitläuftigere Theorie von der Fabel. Sollten wir aus diesem Versuch auf ihren Wert schließen, so wollten wir sie verbitten; aber — — liceat perire poetis! Und warum sollte Herr Braun auch nicht so viel Recht haben, zu dichten und zu theoretisieren als andre?

11.

Gedichte von einem polnischen Juden. Mietau und Leipzig 1772. 8. 96 S.

Zuvörderst müssen wir versichern, daß die Aufschrift dieser Bogen einen sehr vorteilhaften Eindruck auf uns gemacht hat. Da tritt, dachten wir, ein feuriger Geist, ein fühlbares Herz, bis zum selbständigen Alter unter einem fremden, rauhen Himmel aufgewachsen, auf einmal in unsre Welt. Was für Empfindungen werden sich in ihm regen, was für Bemerkungen wird er machen, er, dem alles neu ist?

Auch nur das flache, bürgerliche, gesellig und gesellschaftliche Leben genommen, wie viel Dinge werden ihm auffallen, die durch Gewohnheit auf euch ihre Wirkung verloren haben? Da, wo ihr an langer Weile schmachtet, wird er Quellen von Vergnügen entdecken; er wird euch aus eurer wohlhergebrachten Gleichgültigkeit

13. Gedichte von einem polnischen Juden. Frankf. gel. Anz. Nr. 70. Den 1. September 1772. S. 555—558. — Diese Recension, unbedingt die wichtigste unter den von Goethe für sich in Anspruch genommenen, ist zum Glück unanfechtbar als sein Eigentum bezeugt durch zwei Briefe Höpfners (an Raspe 19. Oktober 1772: „Goethe ... hat unter andern Ihres Freundes Klotz Leben par Mons. Hausen, auch den polnischen Juden in der Frankfurter Zeitung recensiert", und an Nicolai 18. Februar 1773). — Der Verfasser der Gedichte, Isaschar Falkensohn Behr (1746—1781), gebürtig aus Salantin in Litauen, studierte in Königsberg, Berlin (wo sich Moses Mendelssohn seiner annahm) und Halle und war später als Arzt in Mohilew, Petersburg und Hasenpoth in Kurland thätig. Am letzten Orte ist er gestorben. Er hat außer den von Goethe besprochenen Gedichten nur noch seine medizinische Dissertation und einen „Anhang zu den Gedichten eines pohlnischen Juden" veröffentlicht. Wichtige Nachrichten über ihn enthält der Brief Karl Lessings an seinen Bruder Gotthold vom 11. Juni 1771. — 22. Auch nur das. In 2 kein Absatz. — gesellig. In 2 gesellige.

reißen, euch mit euern eignen Reichtümern bekannt machen, euch ihren Gebrauch lehren. Dagegen werden ihm hundert Sachen, die ihr so gut sein laßt, unerträglich sein. Genug, er wird finden, was er nicht sucht, und suchen, was er nicht findet. Denn
5 seine Gefühle, seine Gedanken in freien Liedern der Gesellschaft, Freunden, Mädchen mitteilen, wenn er nichts Neues sagt, wird alles eine neue Seite haben. Das hofften wir, und griffen — in Wind.

In denen fast zu langen und zu eitlen Vorberichtsbriefen
10 erscheint er in Selbstgefälligkeit, der seine Gedichte nicht entsprechen.

Es ist recht löblich, ein polnischer Jude sein, der Handelschaft entsagen, sich den Musen weihen, Deutsch lernen, Liederchen ründen; wenn man aber in allem zusammen nicht mehr leistet als
15 ein christlicher Etudiant en belles lettres auch, so ist es, deucht uns, übel gethan, mit seiner Judenschaft ein Aufsehn zu machen.

Abstrahiert von allem, produciert sich hier wieder ein hübscher junger Mensch, gepudert und mit glattem Kinn, und grünem goldbesetzten Rock (s. S. 11. 12), der die schönen Wissenschaften
20 eine Zeitlang getrieben hat und unterm Treiben fand, wie artig und leicht das sei, Melodiechen nachzutrillern. Seine Mädchen sind die allgemeinsten Gestalten, wie man sie in Societät und auf der Promenade kennen lernt, sein Lebenslauf unter ihnen der Gang von Tausenden; er ist an den lieben Geschöpfen so hin-
25 gestrichen, hat sie einmal amüsiert, einmal ennuyiert, geküßt, wo er ein Mäulchen erwischen konnte. Über diese wichtige Erfahrungen am weiblichen Geschlecht ist er denn zum petit volage geworden, und nun, wenn er mehr Zurückhaltung bei einem Mädchen antrifft, beklagt er sich bitterlich, daß er nur den Handschuh ehr-
30 erbietig kosten, sie nicht beim Kopf nehmen und weidlich anschmatzen darf; und das alles so ohne Gefühl von weiblichem Wert, so ohne zu wissen, was er will.

Laß, o Genius unsers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen

4. Denn. In 2 Dann. — 6. mitteilen, wenn. In 2 mittheilen, und wenn. — 9 ff. In denen fast zu langen .·. entsprechen. Behr giebt darin Nachricht von seiner Vergangenheit. — denen. In 2 den. — 16. Aufsehn. In 2 Aufsehen. — 26. wichtige. In 2 wichtigen. — 33. Laß, o Genius unsers Vaterlands u. s. w. Diese berühmte und oft angeführte Stelle ist hervorgequollen aus der Liebe zu Lotte Buff. Sein und ihr Bild stellt der Dichter hier nebeneinander als Idealgestalten eines deutschen

Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neusten, mannigfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausstellten; dessen empfin- 5 dendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losriß, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmut einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungne und erlogne 10 Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen mit dem Mut 15 eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugthun.

Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld, laß 20 ihn ein Mädchen finden seiner wert!

Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmut, sich in stillem Familienkreis häuslicher thätiger 25 Liebe glücklich entfaltet hat. Die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwürkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mitgebornen Wohlstand und Grazie. — 30 Ja, wenn sie in den Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den

Jünglings und seines Mädchens, im Gegensatz zu den konventionellen Figuren Behrs und der gesamten Lyrik der Anakreontiker. Was er ihr, die durch ein älteres Band gebunden ist, nicht sagen darf, spricht er sehnend hier aus: „Laß die beiden sich finden!"

7. losriß. In 2 losrisse. — Traum. In 2 Traume. — 10. erlogne. In 2 erlogene. — 28. liebwürkende. In 2 liebwirkende. — 30. mitgebornen. In 2 mitgebornem. — 34. ahndete. In 2 ahnete (so auch S. 87, Z. 5 und 7).

goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, daurender Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte.

Laß die beiden sich finden, beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall er ahndend und hoffend und genießend:

„Was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin."

Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasen-Ideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen.

Doch ob's solche Mädchen giebt? Ob's solche Jünglinge geben kann? Es ist hier vom polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten; auch haben wir nichts von seinen Oden gesagt. Was ist da viel zu sagen! durchgehends die Göttern und Menschen verhaßte Mittelmäßigkeit. Wir wünschen, daß er uns auf denen Wegen, wo wir unser Ideal suchen, einmal wieder, und geistiger begegnen möge.

12.

Cymbelline, ein Trauerspiel, nach einem von Schäckespear erfundnen Stoffe. Danzig.

Der Verfasser, da er sich laut dem Vorbericht nach einer schweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten mußte, beschäftigte sich mit Schäckespears Werken. Das hätten wir

1. daurender. In 2 dauernder. — 9 f. Was doch keiner mit Worten ausspricht u. s. w. Nach Klopstocks Worten in der Ode „An Cidli" (Werke III, 89):

„Wer der Geliebten spricht
Diese Liebe mit Worten aus?
Wer mit Thränen? und wer mit dem verweilenden
Vollen Blick, und der Seele drin?"

— 15. Nach geben kann? in 2 Absatz. — 22. Cymbelline. Frankf. gel. Anz. Nr. 74. Den 15. Sept. 1772. S. 591—592. — Der Verfasser ist J. G. Sulzer. — Vgl. Goethes Aufsatz „Zum Schäkespears Tag", wo derselbe Ton wie hier herrscht Als Kuriosum führe ich die Äußerung von Bruno Wagener (Shakespeares Einfluß auf Goethe, Halle 1890, S. 40) an: „Das Lob, das Goethe dem Britten darin [in der Recension des „Cymbelline"] spendet, erscheint in um so wunderbarerem Lichte, wenn man sich das Werk Shakespeares näher ansieht, das zu den abenteuerlichsten Verirrungen seiner Phantasie gehören dürfte!" — In 2 Cymbeline — Shakespear — erfundenen. — Das Stück erschien 1772.

ihm nun gleich sagen wollen, war für einen Rekonvaleseenten keine Lektüre. Wer an dem Leben, das durch Schäckespears Stücke glüht, teilnehmen will, muß an Leib und Seele gesund sein. Da bedauerten nun der Herr Verfasser aus innigem Gefühl einer kühlen, schwächlichen, kritischen Sittigkeit die vielen incongruités, durch die, (wie der treffliche Johnson ad hoc drama gleichfalls bemerkt hat) many just sentiments und einige Schönheiten zu teuer erkauft werden. Er beschloß also, das Gold von Schlacken zu scheiden (denn das ist ja seit undenklichen Jahren vox populi critici über Schäckespear), wenigstens einen Versuch zu machen, nichts weniger dem ehrsamen Publiko vorzulegen, als wie ungefähr Sophokles, wenn er diesen Stoff zu bearbeiten gehabt hätte, die Sachen würde eingerichtet haben. Nun travestierten sie also — nicht travestierten! dann bleibt wenigstens Gestalt des Originals — parodierten — auch nicht! da läßt sich wenigstens aus dem Gegensatz ahnden — also denn? — welches Wort druckt die Armut hier gegen Schäckespears Reichtum aus!

Schackespear, der den Wert einiger Jahrhunderte in seiner Brust fühlte, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte! — und hier — Komödianten in Zendel und Glanzleinewand, gesudelte Coulissen. Der Schauplatz ein Wald, vorn ein dichtes Gebüsch, wodurch man in eine Grotte geht, im Fond ein großer Stein von Pappe, auf dem die Herren und Damen sitzen, liegen, erstochen werden 2c.

So würde Sophokles die Sachen behandelt haben! Es ist schon ein ganz ungenialisches Unternehmen, das Schäckespears Stücke, deren Wesen Leben der Geschichte ist, auf die Einheit der Sophokleischen, die uns nur That vorstellen, reduzieren will; nun aber gar so nach der Abhandlung vom Trauerspiel in dem ersten Teil der älteren Leipziger Bibliothek zu modeln! Wir sind gewiß, daß es jeder — auch nur Leser Schäckespears — mit Verachtung aus der Hand werfen wird.

---

6. der treffliche Johnson. Samuel Johnson (1709—1784). Seine Shakespeare-Ausgabe erschien in London 1765. — 17. ahnden. In 2 ahnen. — druckt. In 2 drückt. — 21. Zendel, leichter Seidenstoff. — 30. Abhandlung vom Trauerspiel. Im ersten Stück der Leipziger „Bibliothek der schönen Wissenschaften" 1757, S. 17—68. Der Verfasser ist Friedrich Nicolai. Abgedruckt in Kürschners Deutscher Nat.-Litt. Bd. 72, S. 325ff.

13.

Neue Schauspiele, aufgeführt in den Kaiserlich Königlichen Theatern zu Wien. Erster Band. Preßburg. 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Diese Sammlung enthält fünf Drame oder Schauspiele oder Lustspiele oder Trauerspiele — — die Verfasser wissen so wenig als wir, was sie daraus machen sollen, aus der Wiener Manufaktur. In allen hat tragikomische Tugend, Großmut und Zärtlichkeit so viel zu schwatzen, daß der gesunde Menschenverstand und die Natur nicht zum Wort kommen können. Hier ist der Inhalt der Stücke; denn wir wollen sie nicht umsonst gelesen haben. Die Kriegsgefangnen: wenn nicht die Festung gerade in dem letzten Auftritt der letzten Handlung glücklich an die Freunde der Kriegsgefangnen übergegangen wäre, so hätte ein entlaufner Feldwebel einen Haufen sehr moralisch sententiöser Leute wider seinen Willen und wider alle Theatergerechtigkeit an den Galgen gebracht. Gräfin Tarnow: Zwei entsetzlich Verliebte wären nimmermehr ein Paar geworden, wenn nicht durch eine gewisse Excellenz ein Wunder geschehen wäre, dergleichen nur auf der Wiener Nationalschaubühne erhört worden sind. Schade, daß die Excellenz einen Schuß bekommt! Doch nicht schade, sie wäre sonst am Ende der Welt gewesen, ehe das Wunder zustand gekommen wäre, und dann weiß der Himmel, wie die Verliebten geheult haben würden.

Hannchen: Ein Herzog, ein Graf und ein Kammerdiener reißen sich um ein Mädchen. Der Kammerdiener wird vom Herzog erstochen; der Herzog, der dazu schon eine Frau Herzogin hat und des Mädchens Oncle ist, doch ohne es zu wissen, versteht sich wegen des decorum; der Herzog läßt sich unter einem falschen Namen von einem Betrüger mit dem Mädchen trauen, wird aber durch hunderttausend Dinge gehindert, die Decke zu beschreiten; und da also das Mädchen nach deutschen Rechten noch immer eine Jungfer bleibt, so heuratet sie den Grafen. Man schießt, sticht,

2. Neue Schauspiele, aufgeführt in den Kaiserlich Königlichen Theatern zu Wien. Frankf. gel. Anz. Nr. 31. Den 17. April 1772. S. 246—247. — Nach Goedeke (Gundriß ² IV, 69) eine Zusammenstellung von „Comödien-Bücheln", erschienen 1771. — 4. Drame. In 2 Drama. — 10. Nach umsonst gelesen haben in 2 Absatz. — 11. Die Kriegsgefangnen, oder: Große Begebenheiten aus kleinen Ursachen. Drama in fünf Aufzügen von Gottlieb Stephanie dem Jüngeren (1741—1800). — 13. entlaufner. In 2 entlaufener. — 15. Nach Galgen gebracht in 2 Absatz. — 16. Gräfin Tarnow. Drama in fünf Aufzügen von Johann Heinrich Friedrich Müller (eigentlich Schröter) (1738—1815). — 23. Hannchen, nichts weniger als ein Originalschauspiel in fünf Aufzügen von Christoph v. Keßler (geb. 1739). — 31. heuratet. In 2 heiratet.

heult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Knie, spricht Sentenzen, versöhnt sich, und, wie am Schluß versichert wird, alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang zufällt.

Der ungegründete Verdacht: Ein Lord wird durch einen halben Brief ein Narr und durch die andere Hälfte wieder gescheit. 5

Der Tuchmacher von London: Einen Augenblick später, und Lord Falkland und Wilson lagen in der Themse; dann gute Nacht Fanny, Sonbridge, Julie, Henrich, Betsi, David und den ehrlichen Tuchmachern!

Von dieser Sammlung soll nächstens der zweite Teil nachfolgen: denn seitdem Thalia und Melpomene durch Vermittelung einer französischen Kupplerin mit dem Nonsense Unzucht treiben, hat sich ihr Geschlecht vermehrt wie die Frösche! 10

14.

Zwei schöne neue Märlein: als 1. von der schönen Melusinen, einer Meerfey. 2. Von einer untreuen Braut, die der Teufel holen solle. Der lieben Jugend und dem Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfasset. Leipzig. In der Jubilatemesse 1772. 15

Allerdings wäre in den Märlein und Liedern, die unter Handwerkspurschen, Soldaten und Mägden herumgehen, oft eine neue Melodie, oft der wahre Romanzenton zu holen. Dann die Verfasser dieser Lieder und Märlein schrieben doch wenigstens nicht fürs Publikum, und so ist schon zehn gegen eins zu wetten, daß sie weit weniger verunglücken müssen als unsre neuere zierliche 20 25

4. Der ungegründete Verdacht. Lustspiel in einem Aufzug von P. M. von Brahm (geb. 1744). — 6. Der Tuchmacher von London. Drama in fünf Aufzügen nach dem Französischen (nach Falbaires Le fabricant de Londres) von Johann Andreas von Wieland (1736—1801). — 8. Henrich. In 2 Heinrich. — 10f. Von dieser Sammlung... nachfolgen. Es erschienen im ganzen zwölf Teile von 1771 bis 1775. — 15. Zwei schöne neue Märlein. Frankf. gel. Anz. Nr. 78. Den 29. September 1772. S. 623f. — v. Biedermann (a. a. O. S. 336) erhebt Bedenken gegen Goethes Autorschaft, weil es ihm „kaum unbekannt geblieben sein konnte, daß Zachariä der Dichter dieser Märlein war, und es deshalb auffällt, daß er diesen hier so scharf angegriffen haben sollte, nachdem er ihn wenige Jahre zuvor so begeistert angesungen hatte". Dabei ist nicht berücksichtigt, welcher Wechsel durch Herders Einfluß in Goethes Anschauung vom Wesen der Dichtung und besonders der volkstümlichen Poesie vorgegangen war, daß ihm jetzt der affektierte, ironisierende Romanzenton, den Gleim zuerst angeschlagen hatte und der auch in Zachariäs Märlein erklang, im höchsten Maße widerwärtig sein mußte. — Über Zachariä siehe Kürschners Deutsche Nat.-Litt. Bd. 44, S. 243f. — solle. In 2 soll. — 25. unsre neuere zierliche. In 2 unsere neueren zierlichen.

Versuche. Meistens ist's ein munterer Geselle, der den andern vorsingt oder den Reihen anführt, und also ist wenigstens die Munterkeit keine Prätension und Affektation. — Der Herr Student, der diese Märlein versifiziert hat, versifiziert sehr rein, soll aber dem ohngeachtet keine Märlein mehr versifizieren; denn ihm fehlt der Bänkelsängersblick, der in der Welt nichts als Abenteuer, Strafgericht, Liebe, Mord und Totschlag sieht, just wie alles in den Quadraten seiner gemalten Leinwand steht. Weder naive Freude noch naive Wehklage der Menschen aus Ritter- und Feenzeiten, deren Seele eine Bildertafel ist, die mit ihrem Körper lieben, mit ihren Augen denken und mit ihren Fäusten zuschlagen, — bei denen alles Merkwürdige ihres Lebens, wie in Schackespears Haupt- und Staatsaktionen, innerhalb vierundzwanzig Stunden unserem Auge vorrückt — sondern das alles könnte mit allen Ehren in Halberstadt gemacht und gedruckt sein.

15.

Geschichte des Fräulein von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen. Herausgegeben von C. M. Wieland. Zweiter Teil, bei Weidmanns Erben und Reich. Leipzig 1771. 8. 301 S.

Es haben sich bei der Erscheinung des guten Fräuleins von Sternheim sehr viele ungebetne Beurteiler eingefunden. Der Mann von der

3 f. Der Herr Student ... versifiziert hat. Ich weiß nicht, wie Goethe dazu kommt, hier als Verfasser einen Studenten anzunehmen, wenigstens ist in dem Abdruck in Zachariäs „Hinterlassenen Schriften", der mir allein vorgelegen hat und der, wie es scheint, vollständig ist, keine Spur zu entdecken, daß Zachariä bei der Herausgabe der Märlein diese Maske vorgenommen habe. Suchte etwa Goethe die Vermutung zu erwecken, er halte einen andern für den Verfasser, um den früher verehrten Zachariä durch seinen Tadel weniger zu kränken? — 5. ohngeachtet. In 2 ungeachtet. — 15. in Halberstadt, im Kreise Gleims und der andern französierenden Anakreontiker, die dort ihre leeren Verslein drechselten. — 17. Geschichte des Fräulein von Sternheim. Frankf. gel. Anz. Nr. 13. Den 11. Februar 1772. S. 100—102. — v. Biedermann (a. a. O. S. 331 f.) bezweifelt, daß Goethe die Recension geschrieben habe, weil er sich schärfer gegen Wieland ausgesprochen hätte, und deutet auf Merck hin. Scherer citiert zuerst (Sophie von La Roche und ihre Enkelin, Aufsätze über Goethe S. 77) eine Stelle der Recension als Äußerung Goethes, bezeichnet aber dann Merck als den Verfasser, weil Herder im Sommer 1771 an diesen über die Sternheim geschrieben habe und die Gesinnung in der Recension „im großen" mit der in Herders Brief harmoniere. „Der Recensent ist augenscheinlich durch Herder bestärkt oder geleitet." Bedurfte es für Merck einer Leitung, oder war er der Mann, sich leiten zu lassen? Immerhin mag er der Verfasser der Besprechung sein, da er zu der Zeit, wo sie entstand, unter allen Mitarbeitern der Frau von La Roche am nächsten stand. Goethe, der sie damals noch nicht kannte, hat jedenfalls die Recension nicht geschrieben. Der Stil weicht von

großen Welt, dessen ganze Seele aus Verstand gebaut ist, kann und darf das nicht verzeihen, was er eine Sottise du coeur nennt. Er überließ also schon lange das gute Kind ihrem Schicksal und gedachte ihrer so wenig als ein Kammerherr seiner Schwester, die einen Priester geheuratet hat. Der Schönkünstler fand in ihr eine schwache Nachahmung der Clarissa, und der Kritiker schleppte alle die Solözismen und baute sie zu Haufen, wie das Tier Kaliban bei unserm Freund Shakespeare. Endlich kam auch der fromme Eiferer und fand in dem Geist der Wohlthätigkeit dieses liebenswürdigen Mädchens einen gar zu großen Hang zu guten Werken. Allein alle die Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurteilen ein Buch — — es ist eine Menschenseele; und wir wissen nicht, ob diese vor das Forum der großen Welt, des Ästhetikers, des Zeloten und des Kritikers gehört. Wir getrauen uns den Schritt zu entschuldigen, durch den sie sich Derbyn in die Arme warf, wann wir den Glauben an die Tugend in dem Gemälde Alexanders betrachten, da er seinem Leibarzt den Giftbecher abnahm. Zu dem Glaubenseifer kommt oft Bekehrungssucht, und mischten wir dazu ein wenig Liebe zum Ausländischen, zum Außerordentlichen, in der Seele eines guten Kindes von zwanzig Jahren, die sich in einer drückenden Situation befindet, so hätten wir ohngefähr den Schlüssel zu der sogenannten Sottise. Die Scene bei der Toilette zeigt deutlich, daß das Werk keine Komposition für das Publikum ist, und Wieland hat es so sehr gefühlt, daß er es in seinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat. Das Ganze ist gewiß ein Selbstgespräch, eine Familienunterredung, ein Aufsatz für den engeren Zirkel der Freundschaft; denn bei Lord Rich müssen die individuellen Züge beweisen, daß dieser Charakter zur Ehre der Menschheit existiert. Das Journal im Bleigebürge ist vor uns die Ergießung des edelsten

dem seinigen erheblich ab, und dazu treten noch zwei gewichtige äußere Gründe. Das Wort „Augenpunkt" (S. 93, Z. 1) findet sich bei Goethe meines Wissens nie; wohl aber gerade in zwei Recensionen, die sicher Merck angehören (oben S. 60, 24 und S. 64, 13). Zweitens schreibt Goethe in dieser Zeit stets „Schäckespear", während hier „Shakespeare" (S. 92, 7) steht, ebenso wie weiter unten (S. 98, 10) in der Recension des Göttinger Musenalmanachs. Bei einem damals so unbekannten Namen ist der Setzer gewiß der Schreibung des betr. Recensenten gefolgt. — Sophie von La Roche, geb. Gutermann (1730—1807), die Jugendfreundin Wielands, eröffnete mit dem „Fräulein von Sternheim" ihre Thätigkeit als Schriftstellerin. Über ihre späteren Beziehungen zu Goethe siehe v. Loepers Einleitung zu Goethes Briefen an Sophie von La Roche, Berlin 1879. — Fräulein. In 2 Fräuleins. — 19. Zweiter Teil. Der erste Teil erschien zur Oster-, der zweite zur Michaelismesse 1771. Vermutlich war der erste Teil bereits in den „Frankfurtischen gelehrten Zeitungen" im Laufe des Jahres 1771 besprochen worden. Die Recension bezieht sich trotzdem auf den ganzen Roman. — 22. ungebetne. In 2 ungebetene.

4. geheuratet. In 2 geheiratet. — 5. Schönkünstler, derjenige, der aus der Beschäftigung mit den schönen Künsten einen Beruf macht. — 6. Clarissa, der berühmte Roman Samuel Richardsons. — 14. wann. In 2 wenn. — 20. ohngefähr. In 2 ungefähr. — 25 f. bei Lord Rich ... existiert. Nach Loeper (a. a. O. S. XII f.) ist der Lord Rich ein Abbild des Domherrn Christoph Willibald Freiherr v. Hohenfeld, des intimsten Hausfreundes der Familie La Roche. — 27. Bleigebürge. In 2 Bleigebirge. — vor uns. In 2 für uns.

Herzens in den Tagen des Kummers, und es scheint uns der Augenpunkt zu sein, woraus die Verfasserin ihr ganzes System der Thätigkeit und des Wohlwollens wünscht betrachtet zu sehen. Auch der Mut hat uns gefallen, mit dem sie dem Lord Rich einzelne Blicke in ihr Herz thun und ihn das niederschreiben läßt, was ihr innerer Richter bewährt gefunden hat. Es war ihr wahrscheinlich darum zu thun, sich selbst Rechenschaft zu geben, wie sie sich in der Situation ihrer Heldin würde betragen haben, und also betrachtet sie den Plan der Begebenheiten wie ein Gerüste zu ihren Sentiments. Will der Herr Kritiker uns ins Ohr sagen, daß die Fugen des Gerüstes grob in einander gepaßt, alles nicht gehörig behauen und verklebt sei, so antworten wir dem Herrn: Es ist ein Gerüste. Denn wäre der Maschiniste Derby so fein ausgezeichnet wie Richardsons Lovelace, so wäre das Ganze vielleicht ein Spinnengewebe von Charakter, zu fein, um dem ungeübteren Auge die Hand der Natur darin zu entdecken, und der Schrifttext wäre Allegorie geworden.

16.

Der goldne Spiegel oder die Könige von Scheschian, eine wahre Geschichte. Aus dem Scheschianischen übersetzt. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. 1. 2. 3. 4. Teil in 8.

Man kann in dem Pfad, den die Wielandische Muse gewandelt, drei Ruhepunkte geben, wo sie stille gestanden, zurückgesehen und ihre Richtung geändert. Der Grundstoff der ältesten Manier war Platonisches System, in dichtrischer Diktion dargestellt, die Charaktere, die sie in Handlung setzte, einzelne Ausflüsse aus der ersten Urquell des Guten und Schönen,

4. dem Lord. In 2 den L. — 12f Richardsons Lovelace. In dem oben erwähnten Roman. — 17. Der goldne Spiegel oder die Könige von Scheschian. Frankf. gel. Anz. Nr. 86. Den 27. Oktober 1772. S. 681—685. — v. Biedermann (a. a. O. S. 336) hält „das Ganze für zu philisterhaft, als daß man Goethe darin wiederfinden möchte", H. Hettner stimmte ihm (nach v. B.s Mitteilung im Archiv f. Littgesch. 12, 625) bei und dachte an Schlosser, Seuffert (Zeitschrift für deutsches Altertum 26, 264 ff.) möchte ihm die Recension nicht unbedingt absprechen, da die Abweichungen von Goethes sonstigen Äußerungen nicht von genügendem Gewicht seien, Scherer sagt zuerst (Aus Goethes Frühzeit S. 61): „eher von Merck als von Goethe", scheint aber dann infolge von Seufferts Erörterungen seine Zweifel fallen zu lassen (Einleitung zum Neudruck S. LXXXV). Dieses Schwanken der Meinungen erklärt sich aus dem Fehlen aller äußern Beweismittel. Der farblose Stil zeigt nichts nach irgend einer Richtung Charakteristisches; der Ausdruck „den Verfasser schikanieren", den Scherer anführt, findet sich auch in Recensionen, die sicher nicht von Goethe sind. Indessen ist die Haltung doch wohl zu ruhig und wohlwollend für Goethe, der sich schon von Wieland „geistig losgelöst" hatte, wenn auch eine feindselige Stimmung erst etwa ein halbes Jahr später eintrat. — Vgl. Seuffert, Der junge Goethe und Wieland (Zeitschrift für deutsches Altertum 26, 252 ff.) und „Wielands Berufung nach Weimar" (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1, 342 ff.). — goldne. In 2 goldene. — Könige. In 1 und 2 Königin. — 21. geben. In 2 angeben. — 23. dichtrischer. In 2 dichterischer. — 24. Urquell. In 2 Urquelle.

und der Sitz ihres Landes Empyreum. Sie stieg herunter zu den Menschen, vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moralische Welt als ein Paradies im Anschauen durchwandelt hatte, anfing, den Baum des Erkenntnisses selbst zu kosten. Nun wurden die dramatis personae gute ehrliche Menschenkinder, wie sie vor unsern Augen herumgehen, weder ganz gut noch ganz böse; der Umriß der Charaktere ward so schwebend und leicht gehalten, als es die Inkonsequenz der meisten und die Form der Societät, die ihn eindrückt, erfordert. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß und der Plan des Gebäudes reich und glänzend. Die Weltkenntnis blieb, der Dichter mag sie nun halb durchs Anschauen und halb durch eigene Ahndung erhalten haben, allzeit bewundernswürdig. Es waren Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, nur ins Griechen- oder Feenland versetzt. Dies war das männliche Alter, wohin die Geburt des Agathon und der Musarion fällt. Die Enkratiten sahen ihn als einen abgefallnen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken schwebte, sondern herabgekommen war,

Die Schafe des Admets zu weiden.

Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege unter dem Putz, und die ekle Moralisten, die nichts als gute und böse Gespenster sehen, verschlossen die Bücher ihren Töchtern. Dies, glauben wir, mag den Dichter bewogen haben, sich näher und deutlicher zu erklären und sein Leben in dem lehrenden Charakter zu beschließen. Zu dieser letzten Klasse rechnen wir den goldnen Spiegel, und aus der weisen Art, womit er die Speise zubereitet und austeilt, scheint er sein Auditorium genau angesehen und kurz gegriffen zu haben. Unsre Leser kennen das Buch, und unsre Anzeige kommt auch zur Bekanntmachung zu spät.

Man erlaube uns also, über die Komposition des Ganzen und das Besondre einiger Teile eine kleine Unterredung. Der Plan ist ohngefähr folgender: Schach Gebal, ein König von Scheschian, regierte bald so übel und bald so gut, daß weder die Guten noch die Bösen mit ihm zufrieden waren. Zu gesunder Einschläferung Seiner Majestät wird jemand im Königreich aufgesucht, ihm die Geschichte des Landes vorzutragen, und

1 f. Sie stieg herunter zu den Menschen. Ähnlich sagt Lessing im 63. Litteraturbriefe (Werke VII, 326): „Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern.“ — 11 Ahndung. In 2 Ahnung. — allzeit. In 2 allezeit. So auch unten S. 96, Z. 13. — 14. die Enkratiten, Name einer christlichen Sekte, die völlige Enthaltsamkeit beobachtete Zuerst von Hagedorn auf die Moralisten seiner Zeit angewandt — 15. abgefallnen. In 2 abgefallenen. — 17. Die Schafe des Admets zu weiden. Ungenaues Citat aus dem ersten Buch der „Grazien“ Wielands:

„Dem Gott der Dichter kam sogar
Die Grille, die seitdem den Dichtern eigen war,
Als Seladon sich zu verkleiden
Und unerkannt in blonder Hirten Schar
Die Herden des Admet, der schönste Hirt, zu weiden.“

— 19. ekle. In 2 eklen. — 24. zubereitet und austeilt. In 1 austeilt und zubereitet. — 28. ohngefähr. In 2 ungefähr. — 30. und fehlt in 2.

dieser findet sich in der Person des Danischmende. Die Scene ist am Bette des Königs in Beisein der Sultanin Nurmahal, und sobald der Philosoph in eine gewisse Wärme gerät und die edelste und größte Wahrheiten mit Überzeugung vorträgt, so schläft der König, wie sich's gebühret, ein. Der Dichter scheint bei dieser Vorkehrung sein Auditorium besser gekannt zu haben als Danischmende; denn er hat vor seine Leser, damit sie sich beim Aufwachen wieder finden könnten, keine einzige Wahrheit stehen lassen, die nicht mit Schwabacher Schrift gedruckt wäre. In dem ersten Teil geht die Absicht des Verfassers dahin, den Großen und Reichen einen Weg anzugeben, wie sie für ihre eigne Person glücklich sein könnten, in dem Beispiel eines Völkchens, das er durch Psammis, einen Philosophen seiner Schöpfung, kultivieren läßt.

In Vergleichung seines Vorbildes des Ah quel Conte! verliert dieses Werk etwas in Ansehung der Schöpfung- und Einbildungskraft. So karrikaturartig als die Crebellionischen Figuren sein mögen, so sind sie doch rund, es geht doch hier und da ein Arm, ein Fuß heraus. — Hier aber ist alles Inschrift, Satz, Lehre, Moral, mit goldnen Buchstaben an die Wand geschrieben, und die Figuren sind herumgemalt. Wir wollen den Verfasser nicht journalistenmäßig darüber schikanieren. Es scheint nun einmal, er hat in dieser Manier arbeiten wollen, und wenn man für einen reichen Mann bekannt ist, so steht es einem frei, seinen Aufwand einzurichten, wie man will. Lord Clive spielt ja auch gerne kleines Spiel. — Auch das Ideal des Völkchens im ersten Teil steht nur wegen der Moral des Psammis da, und von einer Verzierung, von Eisen gezeichnet und von Gravelot gestochen, verlangt niemand die Wahrheit eines Julius oder Lebrun. Der Verfasser lacht mit Recht über die schiefen Ausleger dieses Ideals; wir machen in Ansehung seiner Moralität keine üble Vorbedeutungen. Nur erlaube man uns die einzige Anmerkung, daß man im Gemälde menschlicher Geschichte nie Licht ohne Schatten gedenken kann, daß die Zeit sich ewig in Nacht und Tag einteilen, die Scene immer Mischung von Tugend und Laster, Glück und Unglück bleiben werde. Man verberge uns also nicht die eine Seite. Die marmornen Nymphen, die Blumen, Vasen, die buntgestickte Leinwand auf den Tischen dieses Völkchens, welchen hohen Grad der Verfeinerung setzen sie nicht

3. edelste und größte. In 2 edelsten und größten. — 11. Beispiel. In 2 Beispiele. — 13. seines Vorbildes des Ah quel Conte! Dieser Roman des jüngeren Crébillon (1707—1777) ist nach Seuffert (Vierteljahrschrift II, 580) nicht Wielands Vorbild gewesen, auch nicht für die Psammis-Episode, wie Seuffert früher (a. a. O. I, 353) angenommen hatte. Viel näher sei die Beziehung des „Goldnen Spiegels" zu Crébillons „Ecumoire". — 14. Schöpfung-. In 2 Schöpfungs-. — 22. Lord Clive ... Spiel. Lord Clive (1725—1774), der Begründer der englischen Macht in Ostindien. Worauf hier angespielt ist, weiß ich nicht. — 24. Eisen, Franz (1700—1777), französischer Historien- und Genremaler, oder dessen Sohn und Schüler Karl (1722—1778), Maler und Kupferstecher. — 25. Gravelot, Hubert Franz (1699—1773), französischer Zeichner und Kupferätzer. — Julius, Julio Romano (1492—1516), der Schüler und Arbeitsgenosse Raffaels. — 26. Lebrun, Charles (1619—1690), der berühmteste französische Maler seiner Zeit.

voraus? welche Ungleichheit der Stände, welchen Mangel, wo so viel Genuß, welche Armut, wo so viel Eigentum ist!

Wir danken dem Verfasser für die Moral des Psammis, die ganz aus unserm Herzen ist, und für die gute Art, womit er zu Ende des ersten Bandes eine Gattung moralischer Giftmischer, nämlich die gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei hat brandmarken wollen. Da die Societät diesen Heuchlern keine eigne Farben und Kragen gegeben hat, woran man sie von weitem erkennen konnte, so sind sie doppelt gefährlich.

Der zweite Teil zeigt in dem Exempel Azors, wie viel Böses unter einem gutherzigen Regenten geschehen könne.

Die Vorrede des dritten Teils kündigt den Verfasser immer noch voll von seinem edlen Enthusiasmus an, der ihn allzeit bezeichnet hat, für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden und dadurch das Wohl der Menschengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern. Wie verehrungswürdig ist der Mann, der bei seiner so großen Weltkenntnis noch immer so viel an Einfluß glaubt und von seinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine schlimmere Meinung hat!

Den dritten Teil ziehen wir den beiden ersten wegen der meisterhaften Pinselstriche vor, womit er den Despotismus geschildert hat. Selbst der Sokratische Faun in Königsberg kann nicht mit dieser Wahrheit und bittern Wärme gegen die Unterdrückung reden und sie häßlicher darstellen, als sie hier in des Eblis Gestalt erscheint. Sich und sein System scheint der Verfasser unter dem Namen Kador abgebildet zu haben. Denn alle schiefe Urteile, die wir je von Heuchlern aller Stände haben von seinen Grundsätzen fällen hören, sind hier in demjenigen vereinigt, was die Zeitverwandten Kadors von ihm behaupten. Der Despote Isfandiar geht endlich so weit, daß er alle seine Verwandten ausrotten will. Es gelingt ihm bis auf den letzten Sohn seines Bruders, Tifan, den ihm sein Wessir Dschengis entzieht und dafür seinen eignen Sohn den abgeschickten Mördern preisgiebt. Die Erziehung des jungen Tifan geschieht, wie man mutmaßen kann, auf dem Lande. Er wird ein guter Mensch und lernt gute Menschen kennen, ehe er in das Getümmel der großen Welt tritt. Die Grundsätze dieser Erziehung sind vortrefflich. Nicht so leicht war es, wenn der Dichter einige von den Umständen hätte angeben wollen, die in der Erziehung aller Großen zusammentreffen, die beinahe unvermeidlich sind, und die am Ende das hervorbringen, was wir das allgemeine Gepräge nennen würden. Vielleicht wäre dies die größte Schutzschrift für sie gegen alle Deklamationen der Dichter und Philosophen

7. eigne. In 2 eigene. — 15 f. Nach zu befördern in 2 Absatz. — 21. der Sokratische Faun in Königsberg ist Hamann. — 23. Gestalt fehlt in 1. — 23 f. Sich und sein System ... zu haben. Dieser Meinung stimmt Seuffert (a. a. O. I, 408 Anm.) bei. — 25. schiefe. In 2 schiefen. — 27. Nach ihm behaupten in 2 Absatz. — 30. eignen. In 2 eigenen.

gewesen. Tifan wird im vierten Teil Regent von Scheschian, und wir lassen uns nicht in die Grundsätze seiner Regierung ein. Sie sind so allgemein gut und anerkannt, als sie jemals auf dem Papier gestanden haben, und wir freuen uns abermalen, daß ein Mann von Wielands Talenten und Herablassung sich mit einer neuen Ausgabe hat beschäftigen wollen. Wir würden uns und unsern Lesern ein schlechtes Kompliment machen, wenn wir ihnen sagten, was sie schon lange wissen, daß in der Ausbildung der einzelnen Teile und des lichten und geordneten Kolorits hier nichts zu wünschen übrig bleibt.

17.

Musenalmanach 1773. Göttingen, in 12. bei Dietrich. Ohne das Register, die in Musik gesetzten Lieder und Kupfer, 234 S.

Herr Boie hat uns mit seinem Musenalmanach aufs künftige Jahr ein sehr angenehmes und frühes Geschenke gemacht. Der Sammler hat sich nun einmal durch seine gewissenhafte Wahl das Zutrauen der besten Köpfe Deutschlands erworben, und da ein Mann von wahren Talenten sich nicht fürchten darf, hier in einer Art von allgemeinem Ausruf unter unschicklicher Gesellschaft bekannt zu werden, so wird es Herrn Boie niemals an trefflichen Beiträgen fehlen. Es erscheinen dieses Jahr einige Namen von Dichtern, die nächstens allgemeiner bekannt zu werden verdienen; dahin gehören Herr (Klamer Eberhard Karl) Schmidt zu Halberstadt, dessen Petrarchische Versuche unsere Leser schon kennen, Herr Bürger in Göttingen und Herr Hölty, der unter den neuern Klopstockischen Nachahmern vielleicht am meisten Sprache und Rhythmus in seiner Gewalt hat. Das Gedicht auf Selmars Tod in dieser Sammlung, von Herrn Schmidt, ist ein Meisterstück in Tonfall, Sprache, Harmonie und wahrer Empfindung. Das Minnelied von Herrn Bürger ist besserer Zeiten wert, und wenn er mehr solche glückliche Stunden hat, sich dahin zurückzuzaubern, so sehen wir diese Bemühungen als eins der kräftigsten Fermente

4. abermalen. In 2 abermals. — 11. Musenalmanach 1773. Göttingen. Frankf. gel Anz. Nr. 91. Den 13 November 1772. S. 726—728. — Herder an Merck (Merck-Briefe I, 42): „Recensiren Sie doch den Musenalmanach bald." Caroline Flachsland an Herder 3. November 1772: „Merck recensirt ihn, wenn ich ihn wieder habe, will ich andächtig darin sein." Also ist Merck der Verfasser dieser Recension. — Über den Musenalmanach, den H. C. Boie seit 1770 in Nachahmung des in Paris seit 1765 erscheinenden „Almanac des Muses" herausgab, siehe Näheres in der Einleitung zum 49. Band von Kürschners Deutscher Nat.-Litt., besonders S. IX ff. — 14. Geschenke. In 2 Geschenk. — 19. Nach Beiträgen fehlen in 2 Absatz. — 21. Klamer Eberhard Karl Schmidt (1746—1824), Schüler Gleims. Sein Gedicht: „An meine Minne nach der 26. Canzone des Petrarca" ist vorher (S. 671) in den Frankf. gel. Anz besprochen, auf die größere Sammlung „Petrarchischer Versuche" (genauer „Phantasien nach Petrarcas Manier") bei dieser Gelegenheit nur hingewiesen. — 22. Bürger. Er war schon seit 1771 am Almanach beteiligt. — 23. Hölty lieferte in diesem Jahrgang seine ersten Beiträge. — neuern. In 2 neueren. — 24 f. Nach Gewalt hat in 2 Absatz. — 27. Das Minnelied, später „Winterlied" genannt, Bürgers Gedichte herausgeg. von Sauer S. 52.

an, unsre empfindsame Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien und ihrem Elysium der Wohlthätigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen.

Nur wünschten wir als Freunde des wahren Gefühls, daß diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Bardenwesen war, bloße Dekoration und Mythologie, sondern daß sich der Dichter wieder in jene Zeiten versetze, wo die Seele und nicht das Auge des Liebhabers auf dem Mädchen haftete, — und wann er die Gesänge Kaiser Heinrichs und Markgraf Heinrichs von Meißen nachempfunden hat, so bilde er sich durch die Liebe einer Miranda, einer Juliet u. s. w. bei Shakespearn. Das andre Stück, die Minne betitelt, scheint uns schon den Fehler zu haben, neuen Geist mit alter Sprache zu bebrämen. Von Herrn Claudius finden sich wieder einige ganz vortreffliche Stücke. Von Herrn Gottern ist eine Epistel an Madam Henseln eingerückt, die stückweise gut geraten ist, und die wir in dem drolligten Ton, womit sie anfängt, fortgeführt wünschten, ohne die ernsthafte moralische Betrachtungen am Ende. Unter dem Zeichen Q. und Y. liest man dieses Jahr von neuem sehr schöne Gedichte, die ungemein viel wahres Genie verraten. Man wähle z. B. S. 47 der schönste Gürtel, und die allerliebste Idylle S. 33. Aus den Neuen Hamburger Zeitungen hat Herr Boie die sogenannte Verse wieder abdrucken lassen, für die wir ihm aufrichtig Dank sagen. Die Winke, die der Dichter hier unserm lieben deutschen Vater- und Dichterlande in der wahren Inschriftsprache giebt, sind so wichtig, daß sie als Mottos vor künftige Dunciaden und kritische Wälder gesetzt zu werden verdienten. Von Herrn Wieland hat diese Sammlung ein merkwürdiges Fragment erhalten, Endymions Traum betitelt, wo der Dichter in der ihm eignen Laune über alle Systeme lacht, doch aber das seinige oder Aristippische von neuem als etwas empfiehlet, das nicht ganz und gar Endymions Traum sei. Wir dächten, weil's einmal so ist, daß die liebe Natur den Stoff selber wirkt und das System nichts als der Schnitt des Stoffs bleibt, so giebt es doch wohl keinen Rock, der für alle Taillen gerecht ist, es müßte denn der Rock des Herrn Christi sein, der zu E. hängt, der aber zum Unglück ein Schlafrock ist und also die Taille ge-

4. Nur wünschten wir. In 2 kein Absatz. — 7. die Seele und nicht das Auge. In allen früheren Drucken „das Auge und nicht die Seele". — 8. wann. In 2 wenn. — 10. Juliet. In 2 Julie. — Shakespearn. In 2 Shakespear. — 11. die Minne, seit 1789 „der Liebesdichter" (bei Sauer S. 45). — 12 f. Von Herrn Claudius ... Stücke. Im ganzen vier. — 13 f. Von Herrn Gottern ... eingerückt. Friedr. Wilh. Gotter (1746—1797). — Madam Hensel, die berühmte Schauspielerin, damals schon mit dem Theaterdirektor Seyler vermählt. — Gottern. In 2 Gotter. — 14. Henseln. In 2 Hensel. — 15. drolligten. In 2 drolligen. — 16. ernsthafte, moralische. In 2 ernsthaften, moralischen. — 17. Q. und Y. Götz. — 20. die sogenannte Verse. Zwölf Epigramme Klopstocks. — 26. Endymions Traum. Genauer „Gedanken bei einem schlafenden Endymion. Ein Fragment". — 32 f der Rock, ... zu E. hängt. Welcher der zahlreichen Orte, in denen angeblich der heilige Rock aufbewahrt wird, hier gemeint ist, läßt sich nicht entscheiden.

waltig versteckt. Herr Kretschmann erscheint hier in einem ganz unvermuteten Lichte des Patrons: er steht nämlich mit der Goldsichel unter dem heiligen Eichenstamm und initiiert als ein alter Barde den Ankömmling Telynhard. Er giebt ihm in der vierten Strophe S. 44 förmlich seinen Segen. Wer doch den Mann kennte, der ihn als Rhingulph eingeweiht hat, damit man's ihm ein klein wenig von Klopstocks und Gerstenbergs wegen verweisen könnte. Die Stücke unter O. verraten einen Mann, der der Sprache als Meister und Schöpfer zu gebieten weiß.

Die Arbeit des Herrn Unzers ist eingelegte Arbeit, mit ihrem chinesischen Schnickschnack auf Theebretten und Toilettekästchen wohl zu gebrauchen. Dem jungen Herrn Cramer sieht man gleichfalls an, daß er unter der Wolke hervorkeuchen möchte, die Klopstocks Glorie saumt. Von Vater Gleim, Michaelis, Gerstenberg, Freih. v. N. sind schöne Stücke da. Die übrigen Herren samt und sonders figurieren als Figuranten, wie sich's gebührt. Hinten sind einige Lieder, worunter Klopstocks Wir und Sie, in Musik gesetzt, das auch von neuem hier abgedruckt ist. Die Materie zu den Kupfern ist aus dem Agathon genommen; allein sie sind, wir wissen nicht aus welcher Ursache, da sie Meilen zum Verfasser haben, sehr schlecht geraten.

Im ganzen bleiben wir Herrn Boie allzeit ungemein für seine Bemühungen um die deutsche Anthologie verbunden.

18.

Lustspiele ohne Heiraten, von dem Verfasser der empfindsamen Reisen durch Deutschland. Bei S. G. Zimmermann. Wittenberg und Zerbst 1773. 8.

Der gute Herr Präceptor, dem wir im abgewichenen Jahr eine ganz andere Beschäftigung auftrugen, als empfindsame Reisen zu schreiben, hat

1. Nach versteckt in 2 Absatz. — Herr Kretschmann. Karl Friedrich Kretschmann, der sich als Barde den Namen Rhingulf beilegte. Siehe oben S. 80. — 4. Telynhard ist Gottlob David Hartmann (1752—1775). Den Bardennamen verdankt er Kretschmann. — 7. Nach verweisen könnte in 2 Absatz. — Die Stücke unter O. Ihr Verfasser ist Herder. — 8. Nach gebieten weiß in 2 kein Absatz. — 9. Unzers. In 2 Unzer. — Ludwig Aug. Unzer (1748—1775). Von ihm enthält der Almanach eine Elegie „Vou-ti bei Tsin-nas Grabe", in die chinesische Worte eingemischt sind und „Tcheru, ein chinesisches Sonett". — 11. Dem jungen Herrn Cramer. Karl Friedr. Cramer (1752—1807), der begeisterte Anbeter Klopstocks, hier der junge genannt zum Unterschied von seinem Vater, dem Mitarbeiter an den Bremer Beiträgen. — 13. Michaelis, Joh. Benj. (1746—1772), am Schluß seines Lebens ein Schützling Gleims — Über Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823) siehe Kürschners Deutsche Nat.-Litt. Bd. 48, 193 ff. — Freih. v. N. ist der Freiherr Eberhard Friedrich von Gemmingen (1726—1791). — 15. Nach sichs gebührt in 2 Absatz. — 15 f. worunter Klopstocks ... gesetzt. In 2: in Musik gesetzt, worunter ... Sie. — 16. Nach abgedruckt ist in 2 Absatz. — 18. Meilen. Johann Wilhelm Meil (1733—1805), beliebter Kupferstecher in Berlin. — 20. allzeit. In 2 allezeit. — 23. Lustspiele ohne Heiraten. Frankf. gel. Anz. Nr. 5. Den 15. Januar 1773. S. 39—40. — Vielleicht von Goethe. Im Jahrgang 1772 hatte er die „empfindsamen Reisen" besprochen. Siehe oben S. 77 und die Einleitung S. 39 Anm. 3.

wirklich sein Thema geändert. Aber statt Handlanger zu sein, will er doch noch immer mitmeistern. Da steht er nun vor dem Theater und seufzt nach der Ehre, seine Rolle zu spielen; — aber zum Unglück fehlt es ihm an Kenntnis, an Geschmack und Anstand. Ohne die Fackel des Hymen hat er drei Lustspiele verfertigt. Das erste heißt: Die unschuldige Frau oder viel Lärmen um Nichts. Gutherzige Weiber mögen sich diesen Dialog zum Troste vorlesen lassen. Die Herrn Raufbolde finden in dem Duell in drei Aufzügen, welcher das zweite Lustspiel ohne Heirat ist, alle Regeln der Schlägerei in einem treuen Auszug. Das dritte Theatralstückchen ohne Heirat heißt: Der Würzkrämer und sein Sohn, und soll eine Schulkomödie sein. Nun, da heiratet man sich ohne das nicht. Vielleicht hat ein wahres Geschichtchen dem Herrn Verfasser den Stoff zu diesem Auftritt gegeben, der aber so ohne alles Gewürz da angerichtet stehet, daß man schon beim ersten Anblick desselben genug hat.

19.

Beiträge zur deutschen Lektüre für Leser und Leserinnen. Leipzig, bei Büscheln. 8. 298 S.

Nachdem uns die geschäftigen Müßiggänger, die für geschäftige Müßiggänger arbeiten, bald aufs Kanapee, bald auf den Großvaterstuhl, bald in den Abendstunden, bald bei der Mittagsruhe verfolgt haben, nachdem wir Land- und Stadtbibliotheken, Jahrszeitreisen, Tagreisen, Brunnenreisen genug bekommen haben, so war kein Rat mehr übrig, als gegenwärtige Sammlung unter dem allgemeinen Vorwande der Lektüre unterzubringen. Sollten wir eine Stellung vorschlagen, in welcher man diese Beiträge lesen könnte, so wäre es stehend, und zwar auf einem Beine. Denn so würde man mit eben der Geschwindigkeit lesen, mit welcher der Verfasser gearbeitet hat. Das Modewort Lektüre heißt ohnedem weiter nichts als ebenso gedankenlos blättern, wie die Taglöhner der Buchhändler fabrizieren. Der größte Teil dieser Beiträge sind, wie gewöhnlich, Übersetzungen und zwar aus allen Zungen. Vornehmlich hat

4. Nach Anstand in 2 Absatz. — 17. Beiträge zur deutschen Lektüre. Frankf. gel. Anz. Nr. 14. Den 16. Februar 1773. S. 113—114. — Nicht von Goethe. — 19. Die geschäftigen Müßiggänger. Joh. El. Schlegels Lustspiel „Der geschäftige Müßiggänger". — 20. aufs. In 2 auf das. — 20 ff. Kanapee ... Brunnenreisen. Alle diese Bezeichnungen beziehen sich auf bestimmte, in jener Zeit erschienene Schriften, wie: Das Vergnügen auf dem Kanapee, Leipzig 1771 ff.; J. H. Saal, Abendzeitvertreib in verschiedenen Erzählungen. 11 Bde. Leipzig 1757—77; Abendstunden in lehrreichen und anmutigen Erzählungen. 24 Bde. Breslau 1760—78; J. G. P. Müchler, Zeitvertreib bei dem Nachtisch und Kaffeetisch. Berlin und Leipzig 1757 f.; Landbibliothek zu einem anmutigen und lehrreichen Zeitvertreibe. 25 Bde. Leipzig 1762—78; J. G. Jacobi, Die Winterreise (1769) und die Sommerreise (1770); Joh. Chr. Bock, Die Tagreise. Leipzig 1770 u. v. a. — 30. Nach fabrizieren in 2 Absatz.

sich Prior sehr oft müssen mißhandeln lassen. Den Herrn Verleger und übrige Freunde des Herrn Verfassers ersuchen wir, bloß die Übersetzung der Kirchhofselegie mit denen beiden prosaischen Übersetzungen, die man schon davon hatte, zu vergleichen Und wozu eine neue prosaische, da wir die vortreffliche poetische von Gotter haben? Am Chaucer (S. 129) hätte sich der Verfasser auch nicht versündigen sollen, da Schiebeler schon dies Stück übersetzt hatte. Seine eigenen prosaischen Zusammenschmierungen haben wir nicht auslesen können; nur so viel erinnern wir uns davon, daß er gelegentlich die vermoderte Wochenschrift von Mylius, den Freigeist, erhebt. Die Verse sind ungefähr von folgendem Kaliber:

Holde Nacht,
Unbewacht
Laß mich deinen Vorteil kennen;
Stelle mir
Lebhaft für,
Was die Liebe macht.
Laß mich frei mit Phyllis scherzen
Und sie alsdann feurig herzen,
Eh' der Neid erwacht.

Sehr fleißig sind Gedichte aus Müllers Versuchen eingerückt, der einmal über das andere ein großer Mann gescholten wird. Endlich macht uns die Vorrede die angenehme Hoffnung zu einem zweiten Teile.

20.

Theatralalmanach für das Jahr 1773, verfasset von einigen Liebhabern der deutschen Schaubühne, zu finden in dem Kaiserl. Königl. priv. Realzeitungscomptoir. Zweiter Teil. Wien. 12. 195 S.

So lang der Philosoph kein Lampeduse findet, wo ihn die unverfälschte Natur in Schauspielen und Schauspielern ergötzt, so lang wird

1. Prior, Matthew (1664—1721), englischer Dichter. — 3 Kirchhofselegie von Thomas Gray (1716—1771), 1771 von Gotter unter dem Titel „Der Dorfkirchhof" übersetzt. — 7. Schiebeler, Dan. (1741—1771), bekannt als Dichter von Romanzen und Singspielen. Hier ist sein Märchen „Der Hahn und der Fuchs" nach Chaucer gemeint, das in Eschenburgs Hamburgischen Unterhaltungen Bd. 3 1768 erschien. — dies. In 2 dieses. — Nach übersetzt hatte in 2 Absatz. — 9 f. die vermoderte Wochenschrift von Mylius, den Freigeist. Christlob Mylius (1722—1754), der Vetter Lessings, gab den „Freigeist" 1745 heraus. — 21. aus Müllers Versuchen. „Versuch in Gedichten" (Leipzig 1755) vom Leipziger Bürgermeister Karl Wilhelm Müller (1728—1801). — 25. Theatralalmanach für das Jahr 1773. Frankf gel Anz. Nr. 29. Den 9. April 1773. S. 233—236. — Nicht von Goethe. — Die Herausgeber des Almanachs sind Franz von Heufeld (1731—1795), seit 1769 Direktor des Wiener Theaters, und der Wiener Theatersekretär Ch. G. Klemm (geb. 1736). — 29. Lampeduse. In der zweiten der Unterhaltungen, die Diderot unter dem Titel „Dorval et

er sich begnügen, das rohe Possenspiel des täglichen Lebens zu betrachten, und aus dem Theater bleiben. So lange insbesondere die deutsche Bühne dem Eigensinne eines tausendköpfigten und ungebildeten Publikums und dem Mutwillen der Schreiber- und Übersetzerzunft ausgesetzt bleibt, so lang in ganz Deutschland nur ein tragischer Schauspieler, nur eine tragische Schauspielerin existiert, so lange die Gebler, die Stephanie schreiben dürfen und gelobt werden — wer wird es dem Philosophen verdenken, wenn er lieber wie mancher Bramine den ganzen Tag in einer Positur unthätig säße, als sich in den Schauplatz erhübe. Aber um der Philosophen willen allein Bühnen zu unterhalten, die nur Stücke von Schakespear, Ugolinos und Hermannsschlachten und von Schauspielern aufgeführt wissen wollen, wie sie sich die griechischen und britischen denken, möchte vor dem Jahr 2440 unthunlich sein. Also laßt uns zufrieden sein, daß wir noch ein Theater haben, daß wir wenigstens nicht rückwärts gehen, wenn wir (wie in allen menschlichen Künsten) nur unmerklich vorwärts gegangen sind; laßt uns jede, auch die unerheblichste Nachricht vom Zustande der deutschen Bühne (über den sogar ein Universalalmanach zu wünschen wäre) aus Patriotismus nicht verachten; laßt uns zufrieden sein, daß an einem Orte, wo vor kurzem noch Barbarei herrschte, itzt jährlich zwei Theatralkalender erscheinen können. Den einen, welcher den Titel genauer Nachrichten führt, haben wir dieses Jahr schon angezeigt. Der Verfasser derselben, Herr Müller, der sich auch die Ehre des ersten Gedankens anmaßt, hat vieles vor den Almanachsverfassern voraus. Beide sind für Auswärtige gute historische Quellen, wenn sie schon zu einer eigentlichen Geschichte nicht hinreichen. Sie geben uns bloß summarische Anzeigen (die seichten Räsonnements im Theatralalmanach sollten ganz wegbleiben), und man darf daher keine pragmatische Entwickelung der Ursachen, keine philosophische Charakterisierung suchen,

moi" seinem „fils naturel" anhing, ist die kleine, zwischen Sicilien und Tunis gelegene Insel Lampedusa erwähnt, die damals völlig unbewohnt war. (Diderot, Oeuvres complètes. Tome VII. Paris 1875, S. 108.) In Lessings Übersetzung lautet die Stelle: „Ach, meine Freunde, wenn wir jemals nach Lampedusa ziehen und da, fern von dem festen Lande, mitten in den Wellen des Meeres ein kleines glückliches Volk stiften, so sollen das [die Schauspieler] unsere Prediger sein." Wieland betitelt eine seiner poetischen Erzählungen „Clelia und Sinibald oder die Bevölkerung von Lampedusa" (1784), indem er die Insel, auf der zuvor nur ein Priester lebt, durch zwei nach langen Fährnissen glücklich gerettete Liebespaare bevölkert. Siehe auch die Anmerkung zu S. 104, Z 29.

3. tausendköpfigten. In 2 tausendköpfigen — 5 f. nur ein tragischer ... Schauspielerin. Ekhof und Mad. Seyler, frühere Hensel. Siehe über beide Lessings Hamburgische Dramaturgie. — 6. die Gebler, die Stephanie. Tobias Philipp Freiherr v. Gebler (1726—1786), Christian Gottlob Stephanie (1733—1798) und dessen jüngerer Bruder Gottlieb (1741—1800) versorgten die Wiener Bühne lange Zeit mit wertlosen, auf den Geschmack des Publikums berechneten Stücken, die großen Beifall fanden. — 10. um der Philosophen willen. In 1 um der Philosophen. — 13. vor dem Jahr 2440. Im Jahre 1771 war eine Schrift Merciers „l'an 2440. Rêve s'il en fut jamais" erschienen, ein ideales Zukunftsbild, zugleich eine Satire auf die Gegenwart. — 20. Nach erscheinen können in 2 Absatz. — 20 ff. Den einen ... schon angezeigt. Joh. Friedr. Müller, Genaue Nachrichten von beiden Kaiserl. Königl. Theatern in Wien. Zweiter Teil 1773. Besprochen in Nr. 11 der Frankf. gel. Anz. 1773.

sondern sich begnügen, die Sachen in einer gewissen Ordnung übersehen zu können. Der diesmalige erste Artikel im Almanach ist aus dem guten Gedanken entstanden, die zerstreuten Bemerkungen über die dramatische Kunst zu sammlen. Wenn die Sammlung eine Quintessenz aus
5 der Menge dramatischer Blätter wäre, die seit vier Jahren in Deutschland herumfliegen, oder aus Büchern gezogen wäre, wo man dergleichen Bemerkungen nicht suchte, so wäre sie löblich. Aber aus einem so bekannten Buche wie Sulzers Theorie fast fünf Bogen abdrucken lassen, das heißt den Käufer ums Geld bringen, zumal da keine Artikel im Sulzer mehr
10 bestritten werden können als die dramatischen. Der Artikel über die italienischen Schauspiele hat uns am besten gefallen. Die vortrefflichen Tonkünstler werden mit Recht bedauert, die solche nugas canoras bearbeiten müssen. „Es sind niederländer Spitzen auf Sackleinwand genäht; man besetze sie noch so häufig damit, der Boden bleibt immer Sackleinwand.“ Leider erhalten wir diesmal nur einen einzigen Plan von
15 einem Noverrischen Ballette. Mit Freuden lasen wir, daß die französischen Schauspieler endlich ganz fortgeschickt worden:

— — Du lächelst,
Muse, der gaukelnden Asterschwester,
20 Die in den goldnen Sälen Lutetiens
Ihr Liedchen klimpert.

Aber immer ist noch nur dreimal deutsches Schauspiel und dreimal Opera buffa. Wenn die Verfasser nicht gewohnt wären, den Mund meist ein wenig voll zu nehmen, so würden wir es glauben, daß der Tod der
25 Demoiselle Delphin für das Ballet ein unersetzlicher Verlust sei. Sie soll das bewundernswürdigste Subjekt gewesen sein, das je in Europa für das Große und Ernsthafte erschienen. Das Verzeichnis der deutschen Theatraldichter, das ist aller derer, die sich mit dreister Faust ans Drama wagen, ist dermalen sehr verbessert. Wir begreifen aber nicht, wie man
30 Herrn Romanus vergessen können, der doch im vorjährigen Kalender stand. Derschau hat ja auch einen Orest und Pylades geschrieben. Hudemann ist, dem Himmel sei Dank! längst tot. Herrn Pfeufers fruchtbare Feder hat uns weit mehr gegeben als Karl und Eleonore;

1 f. Nach übersehen zu können in 2 Absatz. — 4. sammlen. In 2 sammeln. — 10. Nach die dramatischen in 2 Absatz. — 12. nugas canoras. Horat., Epist. ad Pisones V. 322. — 15 f. von einem Noverrischen Ballette. Jean Georges Noverre (1727—1810), der erste Tänzer seiner Zeit, damals Ballettmeister in Wien. — 18 f. Du lächelst, Muse u. s. w Ich kann nicht angeben, woher diese Verse stammen. — 27. Nach erschienen in 2 Absatz. — 30. Romanus, Karl Franz (1731—1787), Lustspieldichter, bekannt besonders durch seine „Brüder“ (nach dem Terenz), die Lessing im 96. Stück der Dramaturgie besprochen hat. — 31. Derschau, Christoph Friedrich von (1714—1799). Sein Trauerspiel „Orest und Pylades, oder Denkmal der Freundschaft“ erschien in Liegnitz 1747. — 32. Hudemann, Ludwig Friedrich (1703—1770), nach kurzer Gegnerschaft, die durch sein Eintreten für die Berechtigung der Oper bedingt wurde, dauernd Anhänger Gottscheds. — Pfeufer, Benignus, † 1795. Das Trauerspiel „Karl und Eleonore“ erschien in Gießen 1772, der „Vendelino“ in Wetzlar 1771.

z. B. Vendelino. Scheibe ist auch der Übersetzer von den Lustspielen der Biehl. Sturzens Amt konnten die Verfasser aus den politischen Zeitungen wissen. Die einheimischen Theatraldichter haben diesmal einen besondern Abschnitt bekommen. Das Verzeichnis der aufgeführten Stücke belehrt uns: daß man immer noch wenig Trauerspiele, besonders wenn sie in Versen geschrieben sind, hingegen allen Wust von Dramen gern sehe, so schlecht sie auch zusammengeleimt sein mögen; daß man einerlei Stück zu Wien öfters als an andern Orten wiederholen könne; daß man sehr auf die Menge der Personen (S. 147) sehe, wenn es auch achtzehn Kinder sein sollten; daß man sogar anfange, sich an Schakespear zu versündigen. Die erbärmlichen eingestreuten Urteile raten wir jedem zu überschlagen. Über Stücke wie Emilia Galotti wissen die Herrn nichts auszurufen, als: „Wen hat es nicht entzückt!" Geblers Lob rauscht uns auf allen Seiten so sehr in die Ohren, so, daß die Verfasser selbst zu den posaunenden Theatraltrompetern gehören, deren sie S. 179 spotten. Die Männerchen unter Herrn Schirachs Fahne scheinen den Verfassern gar große Riesen. In Weißens Haushälterin soll zu viel Lokales sein. Sie können nicht begreifen, wie man Romeo und Julie so sehr habe bewundern können, da sie doch bekennen, daß ihnen eine Julie gefehlt habe; ja, man hat es sogar mit einem fünften Akte von Wiener Fabrik und mit fröhlichem Ausgange gespielt. Von Zeit zu Zeit geschehen versteckte Ausfälle auf den Herrn von Sonnenfels. Wer da endlich noch nicht wüßte, daß die Herrn Heufeld und Klemm, wovon sich ersterer in Kupfer stechen lassen, dieses par nobile, die Hauptverfasser wären, so dürfte er nur den allerliebsten Ausdruck S. 162 bemerken: die Geschichte der Fräulein von Sternheim sei genotzüchtigt worden. Das Register der Schauspieler erinnerte uns von neuem an die Ungerechtigkeiten, die Madame Hensel zu Wien erfahren müssen, und die mit Recht geflohen hat

das undankbare Land,
Wo Kaltsinn und Kabale wohnen.

---

1. Scheibe, Johann Adolf (1708—1776), Musiker und Verfasser von Texten zur Komposition. — 2. Sturzens Amt. Helferich Peter Sturz (1736—1779) war bis 1772 im dänischen Generalpostdirektorium, danach in der oldenburgischen Regierung. — 15 f. Die Männerchen unter Herrn Schirachs Fahne. Die Mitarbeiter an dem von Schirach herausgegebenen „Magazin teutscher Kritik", einem elenden, im Solde Klotzens stehenden Journal. — 17. Weißens Haushälterin. Über Christian Felix Weiße siehe Kürschners Deutsche Nat.-Litt. Band 72, S. 1 ff. Seine „Haushälterin" ist zuerst 1763 im zweiten Bande des „Beitrags zum deutschen Theater" gedruckt. — 18. Romeo und Julie, ebenfalls von Weiße (1767). Der Unfug, tragische Handlungen mit einem glücklichen Ausgang zu versehen, war damals in Wien allgemein üblich. — 22. Herrn von Sonnenfels. Siehe weiter unten S. 127, Z. 22. — Nach Sonnenfels in 2 Absatz. — 26. Nach genotzüchtigt worden in 2 Absatz. — 29 f. das undankbare Land ... wohnen. Aus Gotters „Epistel an Madam Hensel, jetzt Seyler" (Gedichte, Gotha 1787 1, 123):

Auf! flieh ein undankbares Land,
Wo Kaltsinn und Kabale wohnen,

21.

Die Lieder Sineds des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von M. Denis, aus der Gesellschaft Jesu. Wien, bei Trattnern. 1773. 8. 290 S. ohne Vorbericht.

Seitdem schon manches gründlich gegen unsre Bardenpoesie erinnert worden, haben es sich die kleinen Kunstrichterchen in Deutschland zur Regel gemacht, über alle Barden nach ihrem Belieben zu schmähen, und der wahre Kenner des Guten wagt es kaum, auch seine Gedanken zu sagen, und tritt dann wieder ab. Wir sind wider die Bardenpoesie nicht eingenommen. Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem oder dem Tone der Gleimischen Kriegslieder am besten verbreitet, und der Dichter selbst setzt sich lieber in die Zeiten der Unschuld in den Sitten, und der starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsre tändlende Zeiten besänge. Wo sind denn die schöne Thaten, die ein deutscher Ossian in unsern Zeiten besingen könnte, nachdem wir unsern Nachbarn, den Franzosen, unser ganzes Herz eingeräumt haben? Einem Patrioten singt kein Dichter in diesem Tone fremd, und antike griechische Schilderungen, mit deutschen Sitten verbrämt, sind doch ja wohl eben der Fehler oder wohl ein größerer, als Bardenpoesie in unserm Zeitalter. Wenn Tugend und Rechtschaffenheit statt der Kabale und der Laster unsers Jahrhunderts, statt der Bosheit der Priester und unsers Volkes wieder einmal die Oberhand gewinnen, dann erst kann der Barde seine Saiten umspannen und seinen Zeiten gemäß singen. Indes bringt jeder Barde sein Opfer zur Verbesserung unsrer Sitten, und dies hat auch hier Denis gethan. Von dem Vorberichte über die alte vaterländische Dichtkunst können wir nur Weniges sagen. Wir haben eben leider nichts Eigenes mehr aus jenen Zeiten, und wenn auch in Bibliotheken hie und da noch etwas wäre, so ist weder Lohn noch Ermunterung genug, daß man sich Mühe gäbe, diese Gesänge aufzusuchen; und es werden ja die Minnegesänge nicht einmal gelesen. Bei dieser Gelegenheit ersuchen wir Klopstock, uns mehr Nachricht von dem Barden zu geben, den er gefunden zu haben hofft. Welch ein an-

Entflieh an deines Damons Hand
Nach freundlichern, beglücktern Zonen:
Zieh mit ihm hin ins Himmelreich
Von jeder Weisheit, jeder Muse,
Zieh mit ihm hin nach Lampeduse;
Den nächsten Lenz besuch ich Euch!

2. Die Lieder Sineds des Barden. Frankf. gel. Anz. Nr. 58. Den 20. Juli 1773. S. 477—481. — Nicht von Goethe. Über seine Stellung zur Bardendichtung, die von der des Verfassers dieser Recension sehr verschieden ist, siehe oben S. 80, Z. 18 Anm. — Michael Denis ist in Bd. 48 von Kürschners Deutscher Nat.-Litt. S. 147 ff. behandelt. — 9. Nach wieder ab in 2 Absatz. — 12. der Unschuld in den Sitten. In 2 der Sittenunschuld. — 13. tändlende. In 2 tändlenden. — 14. schöne. In 2 schönen. — 24. Nach gethan in 2 Absatz. — 30 f. Bei dieser Gelegenheit ... hofft. Nach Düntzer (Aus Goethes Freundeskreise S. 9 Anm.) hat der Recensent hier eine Stelle in

genehmes Geschenk für die wenige Liebhaber der alten Poesie! Nun kommen wir auf die Gedichte selber: 1) An Ossians Geist. Ein Stück, Ossians vollkommen würdig. Es enthält den Hauptinhalt der Ossianischen Gedichte und zuletzt eine Klage über den verderbten Geschmack unsrer Zeit, in einem sanften klagenden Tone gesagt: 5

Seit diesem Gesichte bewohn' ich
Die Vorwelt und lerne die Weisen
Der Barden und rette der Töne
Zurück in mein Alter, so viel ich vermag.

Zwar haben mich viele verlassen, 10
Die vormal mir horchten! Sie klagen:
Die Steige, die Sined jetzt wandelt,
Ermüden; wer wollte sie wandlen mit ihm!

Doch Seelen, dem Liede geschaffen,
Empfindende Seelen, wie Deine, 15
Mein Lehrer! und sind sie schon wenig,
Die schließen bei meinen Gesängen sich auf.

2) Lehren der Vola. 3) Hagbard und Sygna. 4) Odins Helafahrt. 5) Asbiörns Prudas Sterbelied. 6) Hakons Leichengesang. 7) Regner und Kraka. 8) Egills Lösegesang. Sind Übersetzungen alter Barden, 20 deren Wert man ohne Schmeichelei hochschätzen wird, wenn man bedenkt, wie viel Mühe die Übersetzung eines solchen Stücks aus dem barbarischen Latein den guten Sined gekostet hat. Möchte er bald mehr solche Übersetzungen mitteilen! 9) Auf die Genesung Theresiens. War, so viel der Recensent sich erinnert, schon vorher bekannt. Der Vers fließt in diesem 25 Stück so sanft, so voll Wohllaut, daß man zärtlich gerührt werden muß, und besonders sind dem Herrn Denis die Reimen sehr gut geraten, die sonst eben den besondern Beifall unsrer Barden nicht haben. 10) Bardenfeier am Tage Theresiens, ist bekannt genug. 11) Auf Josephs Krönung. Ein vortreffliches Lied in einem harmoniereichen lyrischen Schwung. 30 12) Vier Gedichte auf die Reisen Josephs, wovon die drei erstre schon lange bewundert worden sind und die letzte gewiß allgemeinen Beifall

Klopstocks 1770 erschienenem Aufsatz vom Silbenmaße mißverstanden, in der von der Sprache des Sachsen (Kädmon) die Rede ist, „der nicht lange nach Wittekinds Barden gelebt hat, und den ich, ich könnte beinahe sagen, entdeckt habe, weil er uns, wie viel auch der Engländer Hikes von ihm sagt, dennoch unbekannt ist".

1. wenige. In 2 wenigen. — Nach alten Poesie in 2 Absatz. — 13. wandlen. In 2 wandeln. — 18 ff. Lehren der Vola ... Lösegesang. Nach einzelnen Liedern der Edda und nach Saxo Grammaticus. — 24. Nach mitteilen in 2 Absatz. — 27. Reimen. In 2 Reime. — 28. Nach nicht haben in 2 Absatz. — 28 f. Bardenfeier am Tage Theresiens. Das älteste Bardengedicht von Denis. — 30. Nach lyrischen Schwung in 2 Absatz. — 31. erstre. In 2 erstere. — 32. die. In 2 das.

erhalten wird. Aber in diesem ist nicht Joseph der Held, sondern Joseph der Vater, der Steurer des Mangels besungen:

Sein Herz,
Vaterempfindungen voll,
Flügelt sich, Elbe! zu dir vom türmenden Wien,
Flügelt sich, Moldau, zu dir.
Harre nach Boten nicht,
Die dir dein Herrscher schickt!
Joseph ist Herrscher. Kein Bot', er selber, er kömmt.

16) Die Säule des Pflügers. Auch schon lange bekannt. 17) An den Oberdruiden an der Ruhr. 18) An einen Bardenfreund. 19) Auf das Haupt der Starken bei den Markmännern. 20) An den Obersten der Barden Teuts (Klopstock). 21) An den Bardenführer der Brennenheere (Gleim). 22) An Friedrichs Barden (Ramler). 23) An den Oberbarden der Pleiße (Weiße). 24) An den beredtesten der Donaudruiden (Wurz). 25) Rhingulphs Lied an Sined. 26) Sineds Gesicht. Beide schon aus den Almanachen bekannt. 27) An einen Jüngling. Wie vieles müßten wir sagen, wenn wir von jedem besonders reden wollten. Die meisten sind ganz vortrefflich; dagegen stoßen wir aber auch hie und da auf matte Stellen, die wir hinwegwünschten. Bei einem Barden, der sonst so erhaben singt, wird man unter der Lesung schwacher Stellen etwas unwillig, da überdies diese Flecken sich so leicht abwischen ließen. Doch ist das Gute auch desto vollkommner, und dieser kleine Tadel soll keinen Leser abschröcken, diese dennoch vortreffliche Stücke zu lesen. 28) Vaterlandslieder. 1. Die Vorzüge seines Vaterlandes. 2. Freude über den Ruhm der vaterländischen Weisen. 3. Wider die Nachahmung der alten Griechen und Römer in deutschen Gesängen. 4. Freude über den Frieden und Ruhe seines Vaterlandes. 29) Morgenlied. 30) Abendlied. 31) Gruß des Frühlings. 32) Das Donnerwetter. 33) Klagen. a. Auf Gellerts Tod. b. Über den Geschmack Einiger seines Volkes. c. Über die Erziehungsart vieler deutschen Kinder. d. Über den Tod des Untervorstehers am Theresianum, Hohenwart. e. Über die Arme seines Volks. f. Über den Tod eines geliebten Vogels. Diese Elegie darf weder mit Catulls noch Ramlers Nänie verglichen werden. Sie enthält viel Artiges; aber den Recensenten däucht auch manches sehr gezwungen darin. Desto stärker und eindringender aber sind die vorhergehende Klagen geschrieben,

10. Nach lange bekannt in 2 Absatz. — 10 f. An den Oberdruiden an der Ruhr. Das ist H. J. von Kerens, Bischof von Roermond. — 11. Der Bardenfreund ist der Freiherr von Krestel. — 12. Mit dem Haupt der Starken bei den Markmännern ist der österreichische Feldmarschall Laudon gemeint. — 16. Rhingulphs Lied an Sined. Siehe oben S. 99, Z. 1 Anm. — 21. unter der Lesung. In 2 unter dem Lesen. — 22. ließen. In 2 lassen. — 24. abschröcken. In 2 abschrecken. — vortreffliche. In 2 vortrefflichen. — Nach zu lesen in 2 Absatz.

von welchen nur die über Gellerts Tod uns bekannt war. O Deutschland, höre doch einmal deine fromme Barden und folge ihnen! Sie singen jetzt noch immer Mitleid — aber sie können auch fluchen über die Sitten ihres Volks. 34) Urlaub von der sichtbaren Welt. In allen diesen Gedichten atmet menschliches Gefühl, Patriotismus, Haß des Lasters und der Weichlichkeit, und Lieb' der Heldeneinfalt. Oft spricht der Barde kühn, oft eindringend, oft sanft und zärtlich — oft thränend. Er hat seinen Gedichten Anmerkungen beigefügt, vielleicht um den bellenden Hunden aus dem Wege zu treten, welche über Klopstoks Oden und die Dunkelheit darin so ein lautes Geheule angefangen. Schirach und Konsorten werden freilich auch itzt noch nicht zufrieden sein, wenn gleich der Barde zu ihrer Schwachheit sich oft genug herabgelassen hat. Wir können Herrn Denis versichern, daß wir seine Lieder mit vielem Vergnügen gelesen haben. Nun wird nächstens Herr Mastalier auch eine Sammlung seiner Gedichte veranstalten, welcher wir mit Freuden entgegensehen. Endlich gewinnt doch vielleicht die gute Sache des Geschmacks durch die Bemühungen so vieler wackern Männer die Oberhand.

22.

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. Zum Druck befördert durch den Herausgeber der Geschichte Usongs. Im Verlag der neuen Buchhandlung. Bern 1772. 8. 223 S.

Diese Briefe waren anfangs als ein Anhang zum Usong bestimmt. Allein weil dieses ein Buch ist, wo Liebe, Krieg und

7. Nach oft thränend in 2 Absatz — 10. Schirach und Konsorten. Siehe S. 104, Z. 15 Anm. — 12. Nach herabgelassen hat in 2 Absatz. — 14. Mastalier (1731—1795), wie Denis österreichischer Jesuit und Nachahmer Klopstocks. Seine „Gedichte nebst Oden aus dem Horaz" erschienen in Wien 1774. — 15. Nach entgegensehen in 2 Absatz. — 19. Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. Frankf. gel. Anz. Nr. 27. Den 3. April 1772. S. 209—212. — v. Biedermann (a. a. O. S. 334) erklärte sich gegen Goethe, weil die Schreibweise zu steif, zu frei von den Gedankensprüngen und den übermütig hingeworfnen Aussprüchen des „jungen Lords" sei. Er meint (S. 344), daß die Aufnahme in die Ausgabe letzter Hand vielleicht die Folge einer Verwechselung mit der Recension des „Usong" (in Nr. 13) sei, die dort fehlt und die er für eine Goethische Arbeit hält. Jobst (Goethes religiöse Entwicklung. Stettin 1888. S. 5 Anm. 2) weist auf eine Parallelstelle zu S. 110, Z. 34 ff. (Wir geben allen Fanatikern — zurückfließen könne) hin, die in einem Briefe Mercks (an Nicolai 19. Jan. 1776) steht. Indessen kann ich die Vermutung, daß darauf hin Merck als Verfasser der Recension zu betrachten sei, nicht so „einleuchtend" finden, wie R. M. Werner (Anz. f. deutsches Altert. 14, 283 f.). Minor (Goethe-Philologie S. 110) sieht in der Recension ein Zeichen von Herders Einfluß auf Goethe, Scherer denkt an Schlosser, wegen des „warrlich" (siehe die Einleitung). Der Stil ist allerdings im Vergleich zu der gewöhnlichen Schreibweise Goethes in dieser Zeit ungewöhnlich kühl und ruhig referierend; doch stimmen die vorgetragenen religiösen Ansichten mit den seinigen überein, und dieser Grund

Geschäfte des gemeinen Lebens vorkommen, so konnten, sagt der Verfasser in der Vorrede, die Angelegenheiten der Ewigkeit nicht damit vermischt werden. Auch verwahrt sich der Herr Präsident dagegen, daß blöde Leser in diesen Briefen eines Vaters an seine Tochter nicht ihn suchen sollten. „Diese beide Namen hat man beibehalten," sagt er, „weil sie die unschuldigsten Bande der Liebe bezeichnen, die auf Erden möglich sind — — Allein es wäre eine unerträgliche Eitelkeit, an mich selber zu denken, wenn ich von Gott spreche." Diese Briefe sind hauptsächlich gegen die stolzen Weisen unsers Jahrhunderts gerichtet, die in Gott noch etwas anders als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen; die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sei kein Ungeheuer, diese Welt sei in den Augen Gottes noch etwas mehr als das Wartezimmer des künftigen Zustandes, und die sich vielleicht gar vermessen, zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort strafen. Der Herr Verfasser bestreitet diese nach seiner Meinung der Moralität so nachteilige Sätze mit allem Eifer. „Dieser Stolz," sagt er S. 18, „ist der Seele eigen und hat nicht in den groben Elementen seinen Sitz." S. 20. „Bei Gott ist kein Vergessen: das Vergeben ist eben so wenig von Gott zu gedenken. Der Widerwillen Gottes wider das begangne Böse behält ewig seine Stärke und ewig seine Folgen." S. 22. „Der Mensch wird mit der Quelle alles Übels, mit dem Eigenwillen, geboren. Dieser Eigenwille herrscht in einem Kinde unumschränkt, noch ehe als es andre Beispiele gesehen hat; es sträubt sich mit seinen schwachen Gliedern gegen allen Zwang." Auch die besten Menschen sind in dem Herzen Räuber und Mörder. „Denn, S. 24, eine neue Philosophie hat es gerade herausgesagt: Wenn Wünsche töten könnten, die Besitzer eines Guts, das mir gefiele, wären in großer Gefahr ihres Lebens gewesen." Oft hat der Herr Präsident mit schmerzhaftem Lächeln gesehen, „wie die bewunderten Dichter mit einer niedrigen Eifersucht das Verdienst verkleinern, das dem ihrigen gleich hoch zu

scheint gewichtig genug, um ihm die Recension nicht abzusprechen. — v. Biedermann verweist (Hempelsche Ausgabe Bd. 29, 20) auf die im gleichen Geiste geschriebene Recension der Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee (unten S. 113). — Der Herausgeber (oder richtiger Verfasser) des politischen Romans „Usong" ist Albrecht v. Haller, dessen zelotisch beschränkter religiöser Standpunkt weit von dem des jungen Goethe entfernt war.

5. beide. In 2 beiden. — 8. Nach von Gott spreche in 2 Absatz. — 9. unsers. In 2 unsres. — 16. nachteilige. In 2 nachteiligen. — 21. begangne. In 2 begangene. — 27. Philosophie. In 1 „Philosophinn" (wohl sicher Druckfehler).

wachsen drohen möchte, wie sie mit bittrem Grimme diejenigen verfolgen, die ihnen nicht räuchern". Wir haben es auch gesehen. Allein wir schließen nicht daraus, daß alle Wasser, die getrübt werden können, Kotlachen sind. Noch eine bisher neue Philosophie über die Dinge dieser Welt haben wir aus dieser Schrift gelernt. S. 191 sagt der Verfasser: „Hätte Gott die sündigen Menschen hier und in der Ewigkeit der Herrschaft des Lasters übergeben, ohne Beweise seiner Ungnade gegen die thätige Bosheit zu geben, so wäre er nicht mehr der Richter der Welt gewesen, und seine vernünftige Geschöpfe hätten bei ihrer Tugend keine Belohnung." Also wenn Gott nicht ausdrücklich gesagt und verboten hätte: Hasse deinen Bruder nicht! so würde mein Haß keine schädliche Folgen gehabt haben. Die Unmäßigkeit würde meinen Körper nicht zerrüttet und das Laster meine Seelenruhe nicht gestört haben! Auch von der Ewigkeit bekommen wir die sichersten Nachrichten. Der Mensch besteht, wie wir aus dem Katechismo wissen, aus Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen. Daraus zieht der Verfasser sein System des künftigen Zustandes. „Wollust und Geiz geht nicht mit uns in die Ewigkeit über" S. 192. Warum? „Weil wir keine Glieder mehr zur Wollust haben, und weil dort kein Gold ist. Aber der Stolz geht über." Von allen Wegen der Vorsehung wird überhaupt durch das ganze Buch immer der wahre und einzige Grund angegeben. S. 200: „Der von Gott (durch einen Mittler) erwählte Weg war den Grundtrieben des menschlichen Herzens am angemessensten. Warum? Es wird durch Furcht und Hoffnung beherrscht."

Wir übergehen die Ausfälle gegen die Feinde der Offenbarung, die öfters Luftstreiche sind, die Räsonnements über die Geschichte der Menschheit zu den Zeiten des Erlösers und die vielen auf einen Haufen geworfenen Beweise für das Christentum, von denen man so wenig, wie von einem Bündel Ruten fordern darf, daß sie alle gleich stark sein sollen. Auch gegen Ordnung und Komposition darf man nichts sagen, wenn man nicht in die Ketzerliste eingetragen sein will. Allein wir geben allen Fanatikern von beiden entgegengesetzten Parteien zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sei, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen und dessen Verhältnis zu ihm zur Sache Gottes zu machen und

12. schädliche. In 2 schädlichen.

darum mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sei, oder ob das, was in zwei Farben für unser Auge gebrochen wird, nicht in einen Lichtstrahl vor ihn zurückfließen könne. Zürnen und vergeben sind bei einem unveränderlichen Wesen doch wahrlich nichts als Vorstellungsart. Darin kommen wir alle überein, daß der Mensch das thun solle, was wir alle gut nennen, seine Seele mag nun eine Kotlache oder ein Spiegel der schönen Natur sein, er mag Kräfte haben, seinen Weg fortzuwandeln, oder siech sein und eine Krücke nötig haben. Die Krücke und die Kräfte kommen aus einer Hand. Darin sind wir einig, und das ist genug!

23.

Eden, das ist: Betrachtungen über das Paradies und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten. Nebst Vorrede von Dr. Karl Friedrich Bahrdt, Professor zu Gießen. Frankfurt a. M. bei Franz Varrentrapp. 1772. 8. 161 S.

Es gehört diese Schrift zu den neueren menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Überrest des Sauerteigs säubern und unserm Zeitalter die mathematische Linie zwischen nötigem und unnötigem Glauben vorzeichnen wollen. Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, sich das Menschenlehren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz sagen, wie viel unzweideutiger Genius, unzweideutiger Wandel und nicht gemeine Talente zum Beruf des neuen Propheten gehören. Wenn sie Welterfahrung besitzen, so werden sie sich bei einem großen Publikum (und das größeste

4. vor ihn. In 2 für ihn. — 14. Eden: das ist Betrachtungen über das Paradies. Frankf. gel. Anz. Nr. 49. Den 19. Juni 1772. S. 385—387. — v. Biedermann (a. a. O. S. 335) entscheidet sich für Goethe, Minor (Goethe-Philologie S. 110) führt stilistische Gründe für Herder an, denen Scherer beistimmt. Indessen war Goethe damals eben durch Herders Schule hindurchgegangen, und die Übereinstimmung des Inhalts mit den „zwo wichtigen biblischen Fragen", sowie das Goethische Lieblingswort „lallen" am Schluß sprechen entschieden für Goethe. — Daß das Buch trotz des Zeugnisses in den Briefen angesehener Gelehrten 2c. an Bahrdt (Leipzig 1798) II, 185 nicht von diesem verfaßt sei, läßt sich schon daraus schließen, daß er damals sicher Mitarbeiter an den Anzeigen war (siehe Scherer S. L); nach dem Zeugnis Meusels (Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller IV, 133) ist es von dem „gelehrten Sonderling" Jakob Heinrich v. Gerstenberg (1712—1776), dessen Schriften bis auf eine sämtlich von Bahrdt herausgegeben sind. — 18. neueren. In 2 neuern.

glauben sie doch vor Augen zu haben) ungern erlauben, auch nur Terminologiepagoden umzustoßen und aufzustellen, wenn sie bedenken, welche heilige, ihren Brüdern teure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden. Aber ihr ikonoklastischer Eifer geht weiter. Sie wagen sich an nichts weniger als vollkommen biblische Begriffe. — — Auch dieser Traktat will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel wegräsonnieren: ein Verfahren, das mit der allgemeinen Auslegungskunst auch des strengsten Denkers streitet: denn wenn je ein Begriff biblisch war, so ist es dieser. Er hängt so sehr mit der Lehre des Morgenländers von der menschlichen Seele, seiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben u. s. w. zusammen, wird durch seine Sittensprüche, Allegorien und Dogmata aller Zeiten und Sekten so sehr bestätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugestehen wollte als jedem andern menschlichen Buche, man diese Lehre unmöglich daraus verdrängen kann. So viele Stellen der Apostel und Evangelisten gehen davon aus und kehren dahin zurück, daß, wenn es auch nur ein von Christo in seinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, er doch durch ihn geheiligt und bestätigt worden; und nur allein der Vorsehung ist es vorbehalten, zu bestimmen, wie viel Wahrheit sie uns auch hierin hat entdecken oder verhüllen wollen. Wäre ferner die Lehre von einem Teufel ein nicht in der heiligen Schrift ausdrücklich gelehrter Satz (welches doch nie zu erweisen sein wird), wäre es dem großen Haufen nur Vorstellungsart von einem Principio des Übels, so wäre es schon als ein glücklich gefundener Markstein nicht zu verrücken, — — oder wäre er auch nur ein in die trübe Kanäle der Systeme abgeleiteter Satz, der aber von da in den öffentlichen Unterricht geflossen und Katechismusnahrung geworden, — — so würde er auch von dieser Seite ehrwürdig genug, um in ihm nicht die Ruhe und Seelensicherheit so vieler zu stören, die leicht zu verwunden, aber schwer zu heilen ist. Hätte der Verfasser sich den Schriften Mosis auch nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes, als Bruchstücken einer ägyptischen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern wissen, so würde er die Bilder der morgenländischen Dichtkunst nicht in einer homiletischen Sündflut ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, zerhauen und

5. als vollkommen. In 2 als an vollkommen. — 27. trübe. In 2 trüben. — 30. genug, um. In 2 genug sein, um. — 35. wissen. In 2 gewußt.

in ihm Bestandteile deutscher Universitätsbegriffe des achtzehnten Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es ist ekelhaft anzusehen, wenn uns ein solcher Skribent wie dieser unterscheiden will: das hat die ewige Weisheit unter der Geschichte Edens, unter dem Bild der Schlange gelehrt, und das hat sie nicht gelehrt. Man durchgehe nur den Inhalt der Betrachtungen, der dem Buche vorsteht, und sehe, was er nicht alles lehren will Nur schade, daß er das Stück des Inhalts über jede einzelne Betrachtung vorsetzt und dadurch den Leser noch aufmerksamer auf den Beweis macht. Unsre Leser erlauben uns, nur den Inhalt einiger Paragraphen herzusetzen. „§. 45. Das menschliche Blut wird unter dem Bild einer Schlange vorgestellt; §. 46. Diesem Blut kann eine List beigelegt werden; §. 47. und eben so wohl eine Rede; §. 50. Der Fluch der Schlange schickt sich auch ganz wohl auf das menschliche Blut; §. 51. Hieraus erhellet, warum das Blutvergießen zum Mittel der Versöhnung gemacht worden ist. §. 85. Man kann gar wohl sagen: das Opfer des Blutes Christi versöhne uns, indem es unser eigenes Blut des Lebens, d. i. seiner Wirksamkeit, beraubt.“ Mit dieser Dreustigkeit erklärt er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, worunter gewiß die Opfer gehören und von deren Entstehung der scharfsinnigste Geist nichts zu lallen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will.

24.

Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen J. F. Struensee, nebst desselben eigenhändiger Nachricht von der Art, wie er zu Änderung seiner Gesinnung über die Religion gekommen ist. Von Dr. B. Münter. Kopenhagen 1772. 8. 312 S.

Drei Arten von Menschen werden diese Bekehrungsgeschichte mit Vergnügen lesen. Der Neugierige, der nur immer fragt: Was hat der

2. anzusehen. In 2 anzusehn. — 6 f. der ... vorsteht. In 1 die ... vorsteht (Druckfehler). — 19. Dreustigkeit. In 2 Dreistigkeit. — 25. Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen J. F. Struensee. Frankf. gel. Anz. Nr. 72. Den 8. September 1772. S. 569—572. — v. Biedermann (a. a. O. S. 336) findet, daß diese Recension ganz in dem milden Sinne des bald darauf erschienenen „Briefes des Pastors zu * * *“ geschrieben sei. Scherer denkt wieder wegen des „warrlich“ an Schlosser, auch Seuffert erklärt sich gegen Goethe. Für Schlosser spricht auch die von Scherer (Einl. S. LXXXVIII) angeführte Stelle aus einem Briefe Petersens an Nicolai vom 6. Nov.

gesagt, und was sagte jener? Der dumme Bigotte, der zufrieden ist, wenn einer vor seinem Tode schön gebetet hat; und der ehrliche ebene Mann, der sich freut, wenn sein sterbender Nebenmensch an dem Rand des Grabs Beruhigung und Trost gefunden zu haben glaubt, ohne sich gerade darum zu bekümmern, auf was für einem Weg er dazu gekommen ist, und ob er selbst auf diese Art dazu gekommen wäre. — Der denkende Theolog und der Philosoph werden aber wenig Anteil an diesen Blättern nehmen können. Wir hatten gehofft, in dem unglücklichen Grafen einen Mann zu finden, der nach langen und tiefen Beobachtungen des physischen und moralischen Zustandes des Menschen, nach kühnen und sichern Blicken in die Ökonomie der Schöpfung, mit ausgebreiteter Kenntnis der Welt sich ein zusammenhangendes Religionssystem gebaut hätte, in dem wenigstens einige Festigkeit oder doch nur Glanz zu sehen wäre. Dieses System, dachten wir, wird Herr Dr. Münter mit warmem Gefühl, mit erleuchteter Vernunft bestreiten; er wird mit seinem armen Freund durch die Labyrinthe seiner Untersuchungen wandern, wird seinen wahren Begriffen Allgemeinheit geben, wird, seine Irrtümer zu heilen, seine Augen zu einem großen Blick über das Ganze öffnen, wird ihm die Religion in ihrer Simplicität zeigen, wird wenig von ihm fodern, um viel zu erhalten, und lieber den Funken im Herzen, sollte es auch bis ins Grab nur Funke bleiben, zu nähren und zu bewahren, als die helleste Flamme in der Phantasie aufzutreiben suchen. — Wir fanden uns aber betrogen. Struensee war so wenig Philosoph, als es Herr Dr. Münter zu sein scheint; und wahrlich, wäre es einer oder der andere um ein Quentchen mehr gewesen, so würden sie nimmermehr mit einander zurecht gekommen sein. Struensee eröffnet S. 10 seine Begriffe von der Metaphysik des Menschen; er hält ihn für eine Maschine, will ihm aber die Freiheit nicht absprechen, die jedoch durch die Empfindungen bestimmt würde. Die Handlungen seien nur unmoralisch, in so fern sie der Gesellschaft schadeten; an sich sei alles gleichgültig. — Ein so übelzusammenhangendes Gewebe war leicht zerrissen. Herr Dr. Münter setzt Hypothese gegen Hypothese, und so sehr die seinige mit willkürlichen Begriffen und Kunstwörtern ausgestopft war, die Struensee gewiß nicht oder wenigstens nicht so als wie

1772, in der es heißt, daß diese Recension „einen Rechtsgelehrten in Frankfurt zum Verfasser haben soll" (womit Goethe hier nicht gemeint sein kann). — Der Verfasser, Balthasar Münter (1735—1793), war seit 1764 Prediger in Kopenhagen. Er bereitete den unglücklichen Graf Johann Friedrich v. Struensee bei seiner am 28. April 1772 erfolgten Hinrichtung zum Tode vor. Da dem Schicksal des Grafen die allgemeine Teilnahme zugewandt war, erlebte das Buch eine Reihe von Auflagen, und wurde ins Englische, Schwedische, Französische, Dänische und Holländische übersetzt.

2. der ehrliche ebene Mann. Jakob Grimm (Wörterbuch III, 9) meint, daß hier „eben" soviel wie einfach, schlicht bezeichnen soll; doch findet sich für diese Bedeutung kein Beleg. Wohl aber ähnlich mit doppelter Negation „kein unebner Mann". — 3. Grabs. In 2 Grabes. — 5. Weg. In 2 Wege. — 7 f. Nach nehmen können in 2 Absatz. — 20. ins. In 2 im. — 22. Nach betrogen in 2 Absatz. — 27. er hält ihn für eine Maschine. Wie Lamettrie in seinem berüchtigten Brief „L'homme machine" (Leyden 1748). — 29. unmoralisch. In 1 und 2 moralisch (Druckfehler).

sein Gegner verstand, so war sie doch leicht wahrscheinlicher zu machen als die Struenseeische, die in sich nichts taugte. Schon in der dritten Unterredung wünschte der Graf die Unsterblichkeit. Er hatte Jerusalems Betrachtungen gelesen, und diese verleiteten ihn zu seinem Wunsch, der Herrn Dr. Münter die übrige Bekehrung außerordentlich erleichterte. Nun war nichts übrig, als dem Grafen seine Verbrechen recht empfindlich zu machen und ihn zu zwingen, Trost zu suchen. Das war auch die Operation, die Herr Dr. Münter vornahm, und die die natürliche Würkung hatte, daß Struensee, der nie Philosoph war, mit beiden Händen zugriff und sich alles gefallen ließ, was ihn trösten und ihm ein Glück jenseit des Grabes versprechen konnte, da diesseits keins mehr für ihn da war. Man lese diese ganze Schrift und insbesondere die Nachricht des Grafen selbst, so wird man, wenn wir uns nicht sehr betrügen, diesen Gang seiner Seele leicht finden, den Mann, der lange an einer Kette auf einem mühseligen Weg herumgezogen wurde, sich losreißt und unbekümmert, ob er auf Weg oder Wüstenei gerät, so lange herumschleudert, bis er in einen Abgrund sinkt, vor dem er zittert. Im Fallen strengt er seine Phantasie an mit tröstenden Hoffnungen von Ruhe, von Freude, von Glückseligkeit am Boden des Abgrundes, seinen Fall zu erleichtern, oder in jedem Wind den Gang eines Engels zu hören, der ihn aufhalten und zu glücklichern Gefilden tragen werde. Wir wollen dadurch weder des Herrn Dr. Münters menschenfreundliche Bemühung tadeln, noch des unglücklichen Grafen Bekehrung in Zweifel ziehen. Struensee wußte wohl selbst nicht, wo sein Glauben lag; wie sollte es Herr Dr. Münter wissen? Und da sich der Proselyte immer im allgemeinen auf Bücher berief und in den fürchterlichen kurzen Stunden, die ihm noch übrig waren, so ganz roh von Begriffen war, so war auch zu einer wahren Umbildung des Herzens und der Denkungsart, wenigstens in dem Weg, den Menschenaugen sehen können, keine Zeit vorhanden. Über den Wert der Bekehrung kann aber Gott allein urteilen; Gott allein kann wissen, wie groß die Schritte sein müssen, die hier die Seele thun muß, um dort seiner Gemeinschaft und dem Wohnplatz der Vollkommenheit und dem Umgang und der Freundschaft höherer Wesen näher zu kommen. — Das ist unser Urteil über diese Bogen, die wir demohngeachtet allen Eltern, Lehrern, Predigern und übertriebnen Devoten angelegentlichst empfehlen, weil sie aus ihnen die große Wahrheit lernen werden, daß allzustrenge und über die Grenzen gedehnte Religionsmoral den armen Struen-

2. Struenseeische. In 2 Struensee'sche. — 3f. Jerusalems Betrachtungen. Die „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" (Braunschweig 1768ff.) von dem bekannten Abt J. Fr. W. Jerusalem in Braunschweig. — 9. Würkung. In 2 Wirkung. — 10f. ihm ein Glück. In 2 ihm Glück. — 12. Nach da war in 2 Absatz. — 16. herumschleudert. In allen Ausgaben seit 2 „herumschlendert". — 21. Nach tragen werde in 2 Absatz. — 22. Bemühung. In 2 Bemühungen. — 33. Nach näher zu kommen in 2 Absatz. — 34. demohngeachtet. In 2 dem ungeachtet. — 35. übertriebnen. In 2 übertriebenen.

see zum Feind der Religion gemacht hat. Tausende sind es aus eben der Ursache heimlich und öffentlich, Tausende, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lang auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, Lamettrie, Helvetius, Rousseau und ihre ganze Schule haben der Moralität und der Religion lange nicht so viel geschadet, als der strenge, kranke Pascal und seine Schule.

25.

Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann. Dritter und letzter Band. Zürich 1773. 8. 342 S.

Es war immer so und natürlich, daß der nach Ewigkeit Hungernde und Dürstende solche Speisen sich droben in Phantasie

6. lang. In 2 lange. — 9. der strenge, kranke Pascal. Das Urteil über Pascal müßte jetzt, nachdem seine „Pensées sur la réligion" vollständig bekannt geworden sind, ganz anders lauten. — 11. Aussichten in die Ewigkeit (von Lavater). Frankf. gel. Anz. Nr. 88. Den 3. November 1772. S. 697—701. — Goethes Autorschaft, die früher mehrfach bestritten und angezweifelt worden war (v. Biedermann a. a. O. S. 337, Minor a. a. O. S. 113), ist jetzt bezeugt durch eine Abschrift des Briefes Lavaters an Zimmermann vom 4. Mai 1773, in dem es heißt: „Die Recension des dritten Teils der Aussichten in den Frankfurter Anzeigen halte ich für eine der besten, die gemacht sind. Unfehlbar werde ich mir Erinnerungen daraus zu Nutze machen; aber daß Recensent den Zweck dieser Briefe durchaus, und so sehr wie möglich verfehlt, ist so klar als zweimal zwei vier. Es ist nicht Herder, sondern Goethe, der auch Geßners Idyllen recensiert hat." Der Brief war schon im zweiten Bande von Lavaters „Geheimem Tagebuch" (Leipzig 1773) veröffentlicht; dort stand aber an Stelle des Namens Goethe ein N. Zu Anfang November 1772 hatte Schlosser Lavatern die Recension mit folgenden Worten angekündigt: „In unserem nächsten Blatt wird eine Recension von Ihren Aussichten erscheinen, aber nicht von mir. Ein Freund ist mir zuvorgekommen, und seine Recension ist so gut gesagt, enthält so viele Wahrheit, daß ich sie nie ersetzt haben würde. Sie ist nicht zu Ihrem Vorteil, das sage ich Ihnen ungeheuchelt, weil Sie ein Mann sind und kein Autor. Sie haben wirklich den Gedanken, daß das künftige Leben Fortsetzung des itzigen ist, nicht in seinem rechten Gesichtspunkt genommen, und das, was wahres Leben ist, verkannt." — Durch die „Aussichten in die Ewigkeit", deren erste zwei Bände in Zürich 1768—69 erschienen waren, wurde Lavater zuerst in den weitesten Kreisen bekannt. Er hatte ursprünglich, durch eine edle Dame 1765 angeregt, beabsichtigt, ein Gedicht von der Seligkeit der verklärten Christen zu schreiben. Aber alle poetischen Formen, in denen er den Gegenstand zu behandeln suchte, schienen ihm ungenügend; nur einige Stellen veröffentlichte er 1766 im „Erinnerer" und 1785 unter seinen „Vermischten gereimten Gedichten" unter dem Titel „Aussichten in die Zukunft, Fragmente eines Fragments". Indessen gab er den Gedanken an die Dichtung nicht auf und erörterte ihn seit dem 1. Juni 1768 in Briefen an seinen Freund, den berühmten Arzt Johann George Zimmermann (1728—1795), dessen Name sehr zum Erfolge des vielgelesenen und oft gedruckten Werkes beitrug. — Über die „Aussichten in die Ewigkeit" hat sich Goethe auch im 19. Buch von „Dichtung und Wahrheit" wiederholt geäußert: „Seine „Aussichten in die Ewigkeit" sind eigentlich nur Fortsetzungen des gegenwärtigen Daseins unter leichteren Bedingungen, als die sind, welche wir hier zu erdulden haben." — Und an einer späteren Stelle: „Durchdrungen ferner von dem großen Werte der durch Christum wiederhergestellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menschheit, aber zugleich auch bekannt mit den mannigfaltigen Bedürf-

bereitete, die seinem Gaumen hier angenehm waren, sein Magen hier vertragen konnte. Der weiche Orientaler bepolstert sein Paradies um wohlgeschmückte Tische, unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Auserwählten und ihre ewig reine Weiber herabhängen. Der brave Norde überschaut vor Asgard in den Tiefen des Himmels unermeßlichen Kampfplatz, ein erwünschtes Feld seiner unzerstörlichen Stärke, ruht dann, sein Glas Bier mit Heldenappetit auszechend, neben Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte, denkende Theolog und Weltkündiger hofft dort eine Akademie, durch unendliche Experimente, ewiges Forschen sein Wissen zu vermehren, seine Erkenntnis zu erweitern.

Herr Lavater wird uns verzeihen, wenn wir seinen Plan zur Ewigkeit, den er, nach sich berechnet, freilich für allgemein halten muß, nur für einen specialen, und vielleicht den specialsten ansehen können.

In dem ersten Teil S. 23 erklärte er sich schon, wie er sein Gedicht für den denkenden und gelehrten Teil der Menschen, besonders Christen, bestimme. Bisher hat er Wort gehalten und eröffnet nur Aussichten für Denkende und Gelehrte; wenigstens ist mit allzugroßer Vorliebe für diese gesorgt; sie stehen überall vornen an, und Neuton und Leibniz haben zu ansehnliche Vorzüge vor Bürgern und Bauern, als daß man nicht merken sollte, einer ihrer Familie habe den Hofstaat dieses Himmelreichs zu bestallen gehabt

Herr Lavater macht kein Geheimnis, daß Bonnet ihm den ersten Anlaß gegeben Wie deutlich sieht man nicht in dem zwölften Briefe, dem letzten des zweiten Bandes, eine Seele, die von Spekulation über Keim und Organisation ermüdet, sich mit der Hoffnung letzt, die Abgründe des Keims dereinst zu

nissen des Geistes und des Herzens, mit dem grenzenlosen Verlangen nach Wissen, selbst fühlend jene Lust, sich ins Unendliche auszudehnen, wozu uns der gestirnte Himmel sogar sinnlich einlädt, entwarf er seine „Aussichten in die Ewigkeit", welche indes dem größten Teil der Zeitgenossen sehr wunderlich vorkommen mochten."

2. Orientaler. In 2 Orientale. — 5. reine. In 2 reinen. — 6. Asgard. In der nordischen Mythologie der Sitz der Götter, wo ihre zwölf Burgen stehen. — 26 f. Daß Bonnet ihm den ersten Anlaß gegeben. Es ist Charles Bonnets Palingénésie philosophique ou idées sur l'état passé et sur l'état futur des êtres vivants (Genf 1769), von Lavater übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben in Zürich 1769—70. In der Vorrede zum zweiten Teil ist die viel besprochene Aufforderung an Moses Mendelssohn enthalten, entweder Bonnets Beweise für das Christentum zu widerlegen, oder zum Christentum überzutreten.

durchschauen, die Geheimnisse der Organisation zu erkennen und vielleicht einmal da als Meister Hand mit anzulegen, wovon ihr jetzt die ersten Erkenntnislinien nur schwebend vordämmern; eine Seele, die, in dem großen Traum von Weltall, Sonnendonnern und Planetenrollen verloren, sich über das Irdische hinauf entzückt, Erden mit dem Fuß auf die Seiten stößt, tausend Welten mit einem Finger leitet und dann, wieder in den Leib versetzt, für die mikromegischen Gesichte Analogie in unsern Kräften, Beweisstellen in der Bibel aufklaubt.

Von dem gegenwärtigen Teile, der dreizehn Briefe enthält, müssen wir sagen, daß sie nach unsrer Empfindung sogar hinter den vorigen zurückbleiben. Und wir haben in diesen Briefen nichts gesucht, als was uns der Verfasser versprach: ausgegoßne Ahndungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund, und Samenblätter von Gedanken; und statt allem diesem finden wir Räsonnement und Perioden, zwar wohl gedacht und wohl gesprochen, aber was soll uns das!

Schon da wir vor dem ersten Teile den Inhalt der zukünftigen Briefe durchsahen, machte es einen unangenehmen Eindruck auf uns, die Abhandlungen von Erhöhung der Geistes-, sittlichen und politischen Kräften in Briefe abgeteilt zu sehen. Was heißt das anders, als durch gelehrtes Nachdenken sich eine Fertigkeit erworben zu haben, auf wissenschaftliche Klassifikationen eine Menschenseele zu reduzieren. Und da wir nun gar die Briefe selbst durchschauen und finden, was wir vermuten konnten, aber doch immer weniger, als wir vermuteten Im dreizehnten Brief, „von Erhöhung der Geisteskräfte", logisch-metaphysische Zergliederung der Geschäftigkeit unsers Geistes, durch Multiplikation jenes Lebens würdig gemacht. Er schließt wie in den vorhergehenden Briefen: „Heben wir hier eins, so heben wir dort tausend," als wenn nicht eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend dieser Erde bestünde. Doch das geht durchs ganze Buch durch. Denn auch in diesem Briefe tritt Erkenntnis vornen an, die ewige Wißbegierde, das systemati-

13f. ausgegoßne Ahndungen. In 2 ausgegossene Ahnungen. — 21. Kräften. In 2 Kräfte. Die „Kräften", die schwache Pluralform, wurde in Goethes Jugend noch öfter gebraucht, siehe die Belege im Grimmschen Wörterbuch V, 1932 (Kraft I, 3, a). Vgl. auch oben S. 57, Z. 11 den von Merck gebrauchten Dat. Sing. „Kräfte". — 23. erworben zu haben. In 2 erworben haben. — 25. und finden. In 2 finden wir.

sierende Erfahrungsammeln. Hat er nie bedacht, was Christus den großen Hansen ans Herz legt: „Wenn ihr nicht werdet, wie diese Kindlein," und was Paulus spricht: „Das Stückwerk der Weissagungen, des Wissens, der Erkenntnis werde aufhören, und nur die Liebe bleiben." Aber ach! im vierzehnten Brief führt er die Liebe erst auf den Schauplatz; und wie? Über unsre sittliche Kräfte nach Anlaß theologischer Moral mit einiger Wärme homiletisiert er, daß Phrase die Empfindung, Ausdruck den Gedanken meist so einwickelt, daß alles zusammen auf das Herz gar keine Wirkung thut. Nicht besser ist's im fünfzehnten und siebzehnten Briefe. In jenem sind uns die Knechtschaft und Herrschaft anstößig gewesen; biblisch-bildlich mögen sie sein, der Empfindung sind sie nichts, und die Analogie aus diesem Leben nicht gedacht. Haben hier fünfzig Lässige nötig, durch einen Würksamen ermuntert zu sein, muß es hier Menschen geben, die Mittelpunkt sind und Sonne; aber dort, wo alles, Hindernis und Trägheit, wegfallen soll —! Wir wollen uns in kein Widerlegen und Vordrängen unsrer Meinungen einlassen. In dem siebzehnten Brief, von den gesellschaftlichen Freuden des Himmels, ist viel Wärme, auch Güte des Herzens, doch zu wenig, um unsre Seele mit Himmel zu füllen. Dem sechzehnten Brief, von der Sprache des Himmels, wollen wir sein Wohlgedachtes nicht ableugnen; doch quillt auch da nichts aus der Seele, es ist so alles in die Seele hereingedacht. Der achtzehnte und neunzehnte Brief, von Vergebung der Sünden und den seligen Folgen des Leidens, werden hoffentlich die heilsame Würkung haben, gewisse Menschen über diese Materie zu beruhigen. Wir sagen gerne von den übrigen nichts; über das Einzelne haben wir nichts zu sagen; wir sind viel zu sehr mit der Vorstellungsart, aus der Herr Lavater schreibt, vertraut, als daß wir ihn von denen Seiten schikanieren sollten, von denen er sich schon so viel hat leiden müssen. Und aus unserm Gesichtspunkt haben wir gesagt, was wir zu sagen hatten. Der grübelnde Teil der Christen

2. den großen Hansen. Vergleiche im Urfaust S. 81, Z. 29: „Gros Hans! nun bist du wieder am Ende deines Witzes" und Faust I, V. 2727 f.: „Der große Hans, ach wie so klein! Läg', hingeschmolzen, ihr zu Füßen." — In 2 „dem großen Haufen." — 7. sittliche. In 2 sittlichen. — 10. fünfzehnten. In 2 „funfzehnten", wie gleich nachher „funfzig". — 13. der Empfindung sind sie nichts. In 1 „nicht" (Druckfehler). In 2 „der Empfindung zusagend sind sie nicht". — 15. Würksamen. In 2 Wirksamen, wie weiter unten „Wirkung". — muß es hier. In 1 müssen es hier. — 31. er sich schon. In 2 er schon.

wird ihm immer viel Dank schuldig bleiben. Er zaubert ihnen wenigstens eine herrliche Welt vor die Augen, wo sie sonst nichts als Düsterheit und Verwirrung sahen.

Noch einige Worte von dem zu erwartenden Gedichte. Hätte Herr Lavater für den empfindenden Teil der Menschen zu singen, sich zum Seher berufen gefühlt, er hätte übel gethan, diese Briefe zu schreiben, würde sie auch nicht geschrieben haben. Er hätte empfunden für alle. Die aus seinem Herzen strömende Kraft hätte alle mit fortgerissen. Allein als Denker Denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da ihr ehe hundert Herzen vereinigt als zwei Köpfe, da sollte er wohl Gesichtspunkte variieren, Skrupels aus dem Wege räumen; und dazu bestimmte er die Briefe. Wir wissen nicht, ob er den Zweck durch sie erreicht. Seinem alten Plan bleibt er getreu, seinen Gesinnungen auch, trutz allem Widerspruch. Da dünkt's uns dann, er hätte doch besser gethan, gleich mit der ersten Wärme ans Gedicht zu gehen und zu wagen, was er doch noch wagen muß.

Wir wünschen ihm Glück zu seiner Unternehmung. Und wenn er irgend einen Rat von uns hören mag, so hat er über diese Materien genug, ja schon zu viel gedacht. Nun erhebe sich seine Seele und schaue auf diesen Gedankenvorrat wie auf irdische Güter, fühle tiefer das Geisterall und nur in Andern sein Ich. Dazu wünschen wir ihm innige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unsrer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geister durch alle Sinnen und Glieder sprachen, in dessen Busen die Engel wohnten: dessen Herrlichkeit umleucht' ihn, wenn's möglich ist, durchglüh' ihn, daß er einmal Seligkeit fühle und ahnde, was sei das Lallen der Propheten, wenn ἄῤῥητα ῥήματα den Geist füllen!

---

3. Düsterheit. In 2 Düsternheit. — 5. Herr fehlt in 2. — 11. Skrupels. In 2 Skrupel. — 14. trutz. In 2 trotz. — 23 f. mit dem gewürdigten Seher unsrer Zeiten, d. h. mit dem, der (von Gott) gewürdigt wurde, der Seher unsrer Zeiten zu sein. Wahrscheinlich ist Swedenborg, vielleicht auch Klopstock gemeint. — In 2 unserer. — 27. umleucht' ... durchglüh'. In 2 umleuchte ... durchglühe. — 28. ahnde. In 2 ahne. — 29. ἄῤῥητα ῥήματα: unaussprechliche Worte. 2. Korinth. 12, 4.

26.

Predigten über das Buch Jonas von Johann Kaspar Lavater, gehalten in der Kirche am Waisenhause. Winterthur, Heinrich Steiner und Comp. 1773. Die erste Hälfte. gr. 8. 254 S.

Jedes große Genie hat seinen eignen Gang, seinen eigenen Ausdruck, seinen eignen Ton, sein eignes System und sogar sein eignes Kostüm. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten. Wir müßten bei Vergleichungen einer Lavaterischen Schrift mit der andern den seltsamsten Kontrast, und selbst in einer und derselben Schrift die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerei, vom Edeln und Lächerlichen zu erblicken glauben. Allein der Recensent hat diesen Mann seit einiger Zeit genauer studiert und würde sich nun der Sünde fürchten, dieses Urteil über ihn zu fällen. Jener Kontrast ist bloß scheinbar — so wie überhaupt der Begriff von dem, was man Kontrast nennt, eigentlich nur relativ ist. Denn eigentlich nennen wir alles so, was dem gemeinen Haufen der Menschen auf- und nebeneinander gestellt lächerlich und abgeschmackt vorkommt. Ist aber jedes große Genie zugleich Original, hat es seiner Natur nach seinen eignen Gang, sein — eignes Kostüm, wie wir oben sagten, so ist das in Beziehung auf ihn nicht mehr Kontrast, und der Zuschauer muß seine Weise mit Ehrerbietigkeit betrachten, ohne sich unterfangen zu wollen, jeden Schritt desselben nach dem gemeinen Maßstabe zu beurteilen. Er muß, was ihm ungewöhnlich ist, mit abgewandten Blicken vorbeilassen, oder, wenn er so demütig sein kann, anstaunen — und so wenig er begreifen kann, wie der Mann darauf kam, dennoch damit sich beruhigen, daß er zu sich selbst sage: So denket, so spricht nur — ein Lavater! Und also nun kein Wort weiter von dem, was ein anderer Recensent vielleicht würde gerügt haben.

2. Predigten über das Buch Jonas. Frankf. gel. Anz. Nr. 37. Den 7. Mai 1773. S. 297—301. — Der Verfasser der Recension ist Bahrdt. Deinet schreibt an ihn den 13. April 1773: „Ich besinne mich und mache ein Päckel Lavaters Predigten über Jonas, sobald als möglich!" und am 8. Mai: „Daß ein bischen Ragout beim Jonas mit untergelaufen, geschah ja mit Ihrem Vorwissen und Ihrer Genehmigung. Sie sollen Oberherr bleiben, mein Theurer; aber ich bin in Frankfurt, wo die Häute gegerbt werden." Aus der letzten Stelle geht hervor, daß Bahrdts Besprechung vor dem Druck Änderungen in Frankfurt erfahren hat; doch sind diese keineswegs von Goethe vorgenommen worden, der ja am Jahrgang 1773 überhaupt nicht beteiligt war und dessen Stil außerdem in keinem Satze zu erkennen ist. Indessen hat er im „Werther" (Bd. 13, S. 32 Anm. unsrer Ausgabe) ein Zeugnis von seiner Beschäftigung mit diesen Predigten Lavaters gegeben und ihnen Beifall gezollt. — Die zweite Hälfte der Predigten über das Buch Jonas erschien zugleich mit einer neuen Auflage der ersten in Winterthur 1782. — 13 f. vom Edeln und Lächerlichen. In 2 von Edelm und Lächerlichem.

Herr Lavater hat diese Predigten seinem durch mancherlei Demütigungen bewährten lieben Freund und Bruder Hasenkamp, Rektor am Gymnasium zu Duisburg, zugeeignet und uns von ungefähr einen Fingerzeig auf die Ungründlichkeit mancher Urteile von seiner Denkart gegeben, die wir nicht unbemerkt lassen können: „Menschlichkeit auszubreiten, lieber Freund, Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschentugend, ist einer meiner Hauptzwecke bei diesen Predigten. Dies, lieber Bruder, sei dir ein Wink! Herzlich gern möchte ich mich noch länger über wichtige Reichsangelegenheiten Christi mit dir unterhalten (so denkt, so spricht nur — ein Lavater! also nur geduldig darüber hin, lieber Leser!); aber ich kann es nicht. Ich sage also nur noch: Sei weise, sei ein Mann! — widersetze dich ferner, lieber Bruder, mit Weisheit, Sanftmut und leuchtender Stärke des Geistes und Herzens den beiden großen Feinden der Wahrheit und Tugend, — ich meine das emporbrausende christusleere Christentum auf der einen, und die vernunftlose Schwärmerei auf der andern Seite.“ Sprich, lieber Leser, ob unser Lavater nicht fürtrefflich denkt! Aber, sprich, ob es nicht höchst wünschenswürdig wäre, daß man beide diese Feinde besser kennen lernte, als sie die meisten kennen? Denn wie viele wissen die große Frage richtig zu beantworten: Was heißt christusleeres Christentum? was vernunftlose Schwärmerei? welches sind ihre Grenzlinien, welche die Malzeichen des Tiers? Möchte sie doch einst ein Lavater beantworten!

Die erste der Predigten handelt von der Allgemeinheit der göttlichen Fürsehung. Vorn erzählt Herr Lavater schön und ungekünstelt den sonderbaren Ruf des Jonas aus der Geschichte des Textes. Wobei wir uns doch gewundert haben, wie Herr Lavater sagen konnte: „Das ist schwer zu begreifen — daß er auf den tollen Einfall geriet, vor dem Angesichte des Herrn zu fliehen und seiner allgegenwärtigen Hand gleichsam zu entlaufen,“ da doch die Anmerkung so alt als richtig ist, welche die besten Ausleger zu Ablehnung dieses Vorwurfs gemacht haben, daß ein allgemeines Nationalvorurteil bei den Juden war, als ob (פני יהוה) das Angesicht Gottes nur über die Juden leuchte; das heißt, daß Gott nur unter seinem Volke seine Specialprovidenz durch unmittelbare Offenbarungen und andere besondere Wirkungen äußere, ja, daß er sich um die Heiden gar nicht bekümmere und sie seiner Vorsorge würdige. Ohnfehlbar hatte auch Jonas den Gedanken, wenn er nur Gott (wie man sagt) aus dem Gesichte, das heißt aus Palästina wäre, so würde er von so unangenehmen Aufträgen nichts weiter zu befürchten haben, — und läßt nicht selbst der ehrliche Charakter des Jonas, den Herr Lavater in der Folge rühmt, jeden nachdenkenden Leser ver-

9. über wichtige Reichsangelegenheiten Christi. „Christi“ fehlt in 1 und 2; indessen ist schon im 39. Stück der Frankf. gel. Anz. 1773 bemerkt, daß das Wort einzuschieben sei — 10. geduldig. In 2 geduldig. — 36. Ohnfehlbar. In 2 unfehlbar; so auch S. 123 Z. 7 und Z. 9.

muten, daß eine solche durch ein allgemeines Vorurteil gestimmte Schwachheit bei dieser Flucht zum Grunde müsse gelegen haben? S. 22 ist der Gedanke: „Mir scheint unter allen (heiligen Verfassern) keiner so ganz ausdrücklich, so ganz durchaus und mit dem größten Fleiße dies (nämlich die allwaltende Fürsehung Gottes glaubwürdig und so viel wie möglich handgreiflich zu machen) immer vor dem Auge gehabt zu haben, — wie der Verfasser dieses Buchs," ohnfehlbar etwas übertrieben. Wir dürfen Herrn Lavater nur an das Buch Hiob erinnern, um seine Beistimmung zu erhalten. Im Buche Hiob ist ohnfehlbar der Satz: „Gottes Fürsehung ist unergründlich — aber doch immer durch den Ausgang groß und bewundernswürdig," die offenbare Hauptabsicht des Verfassers gewesen, so wie ich glaube, daß im Buche Jonas der Zweck war, obgedachtes jüdisches Vorurteil zu widerlegen und zu zeigen, daß sich Gottes Fürsehung auch auf die Heiden erstrecke. Der Gedanke: Die Stimme der Fürsehung ist die Stimme Gottes, den Herr Lavater S. 64 u. f. ausführt, ist seit jeher auch der Lieblingsgedanke des Recensenten gewesen, und er hat sich immer wohl dabei befunden. Kurz, wir haben alle Predigten dieses ersten Bandes mit Vergnügen und mit warmer Hochachtung für den Verfasser gelesen und empfehlen sie unsern Lesern aus Überzeugung. Noch sind die Rubriken von den übrigen anzuzeigen. Zweite Predigt: Das Fehlerhafte in dem Betragen Jonas'. Dritte: Das Gute in dem Betragen Jonas'. Vierte: Die Schiffgefährten Jonas'. Fünfte: Jonas in und außer dem Walfische. Sechste: Unwandelbarkeit der göttlichen Güte. Siebente: Vorbereitungspredigt auf den Kommunionstag vor dem Bettag.

27.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafen nach türkischen Gesetzen. Andere, durchgehends verbesserte und mit einem Anhang vermehrte Ausgabe, welche die Widerlegung der wichtigsten Zweifel enthält. Bayreuth und Leipzig. 1772. 8. 306 S.

Man weiß aus der ersten Ausgabe, daß dieses Buch die Lehre von der moralischen Freiheit geradezu widerlegt. —

20—25. Noch sind ... vor dem Bettag fehlt in 2. — 27. Alexander von Joch, über Belohnung und Strafen. Frankf. gel. Anz. Nr. 103. Den 28. Dezember 1772. S. 817—820. — Jedenfalls von Goethe, wie schon v. Biedermann (a. a O. S. 341 f.) bemerkt hat; obwohl die Recension nicht von „Hahnenfüßen" überfüllt ist, wie er behauptet. Denn unter diesen sind doch nur inhaltliche und stilistische Keckheiten zu verstehen; und hier findet sich davon nur sehr wenig.

Es waren einmal einige Vögel in einer weitläuftigen Volière. Ein Buchfink sagte zu seinem Nachbar Zeisig, der von einem Bäumchen zum andern munter herumflatterte: Weißt du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig stecken? — Was Käfig, sagte der Zeisig; siehe, wie wir herumfliegen! Dort ist ein Käfig, wo der Kanarienvogel sitzt. — Aber ich sage dir, wir sind auch im Käfig. Siehst du dort nicht das Gegitter von Draht? — Das ist dort; aber siehe, so weit ich auf allen Seiten sehen kann, steht keins! — Du kannst die Seiten nicht alle übersehen. — Das kannst du auch nicht! — Aber denke nur, fuhr der Buchfinke fort, bringt uns nicht unser Herr alle Morgen dort in den Trog Wasser, streut er uns nicht hier auf die Ecke Samenkörner? Würde er das thun, wenn er nicht wüßte, daß wir eingeschlossen sind und nicht davonfliegen können? — Aber, sagte immer der Zeisig, ich kann ja freilich davonfliegen! — So stritten sie noch lang, bis endlich der Kanarienvogel aus seiner Ecke rief: Kinder, wenn ihr streiten müßt, ob ihr im Käfig seid oder nicht, so ist's so gut, als wäret ihr nicht darinnen! —

Seitdem uns ein alter Philosoph diese Fabel gelehrt hat, seitdem haben wir allen Streit über Freiheit aufgegeben. Es ist vielleicht auch keine gelehrte Zänkerei weniger gründlich behandelt worden als diese. Meist hat man auf der einen Seite Begriffe nach Willkür geschaffen und meist auf der andern Einwürfe aus schiefen Induktionen geholt. Am Ende war Spott hier und Anathema dort der Beschluß des sehr entbehrlichen Dramas.

Herr Alexander von Joch ist nicht weit von der gewöhnlichen Methode abgegangen. Er setzt aus von dem allgemeinen Schicksal, geht alsdann auf den Menschen und seinen Willen über, zeigt, daß sein Verstand nicht frei sei, weil er von den Gegenständen und seinem physischen Gesetze abhänge, noch weniger aber der Wille, welcher teils durch die Notwendigkeit, das Angenehme zu wählen, das Unangenehme zu meiden, teils durch den ebenfalls knechtischen Verstand regiert würde.

Umsonst widerstrebt das Gefühl. Wir werden erstaunlich

1. weitläuftigen. In 2 weitläufigen. — 7. Gegitter. An Luna V. 15 (Bd. I, S. 34) „das gläserne Gegitter", Clavigo (Bd. VIII, S. 407, Z. 19) „am heimlichen Gegitter". — 16. lang. In 2 lange. — 19. Seitdem ... gelehrt hat. Der alte Philosoph wird wohl nur eine vorgeschobene Person sein. Die Fabel trägt deutlich das Gepräge Goethischer Erfindung. — 30. seinem physischen Gesetze. In 2 seinen physischen Gesetzen.

betrogen, wir glauben in dem Augenblick, wir wollten, in welchem wir gezwungen werden; und dann, wer kennt nicht die Gewalt einer Lieblingsidee, einer Idea fixa!

Warum aber diese Idee? Gewiß nicht um der Moral und um der Lehre von Verdienst und Strafe willen. Die Schönheit ist gefällig, ob sie gleich ein Geschenk des Himmels und kein selbst erworbener Wert ist. So auch moralischer Wert. Belohnungen und Strafe aber sind immer unentbehrlich, weil sie eben die Mittel sind, wodurch der Wille gezwungen wird. — Das ist ohngefähr so der Hauptinhalt von dem System des Herrn Alexander von Joch, an welchem uns die oft gute Laune, das Originelle und Offenherzige sehr wohl gefallen hat, ob wir gleich wünschten, daß er seiner Meditation einen andern Vorwurf gewählt hätte.

Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freiheit von sehr vielen Gelehrten, wenigstens Schriftstellern, für weit leichter gehalten wird, als sie ist. Man stellt sich meistens vor, daß ein flüchtiges Räsonnement die Sache ausmachte; aber in der That: wer von ihr gründlich reden wollte, der müßte ganz das innere Wesen und die erste Springfeder aller Thätigkeit erkennen. Wer wagt sich in diese Tiefe, wenn er sie kennt?

Insbesondere aber, dünkt uns, hat man den wahren Punkt des Streits fast immer verfehlt. Es ist gar nicht die Rede von der Frage: ob ein Wesen seinem Wesen gemäß handlen müsse? Wer sollte das leugnen? Doch haben's alle die, welche die Gleichgiltigkeit der Wahl vertheidigen wollen. — Laßt die sich drehn, wie sie können! — Die eigentliche Frage sollte, dünket uns, so vorbereitet und festgesetzt werden:

Ein thätiges Wesen ist alsdann weder frei noch gezwungen, wann alle Handlungen, die es thut, auf seinen eigenen Selbstgenuß hinauslaufen; gezwungen aber ist's, wann sie zum Genuß, den ein anderes Wesen hat, abzwecken. — Freiheit ist ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff, muß es auch sein; denn ohne Bestimmung, folglich ohne Zwang, ist nichts möglich, nichts gedenkbar. Freiheit druckt Abwesenheit von einer gewissen Bestimmung aus. Nun von was für einer? Von einer wesentlichen, innern?

9 f. ohngefähr. In 2 ungefähr. — 23. Streits. In 2 Streites. — 24. handlen. In 2 handeln. — 25 f. Gleichgiltigkeit. In 2 Gleichgültigkeit. — 30. eigenen. In 2 eignen. — 31. wann. In 2 wenn. — 35. druckt. In 2 drückt.

Unmöglich! Also ist es Thorheit, da das Wort Freiheit zu gebrauchen, wo von solchen Bestimmungen die Rede ist; es heißt da eben so viel als sein und nicht sein. Soll das Wort Sinn haben, so muß es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältnis ist, das nicht wesentlich ist, ohne welches das Wesen existieren konnte. — Sieht man die Lehre von der Freiheit in diesem Lichte, so kann man wohl eher etwas Vernünftiges dafür sagen, und ich zweifle, ob Herr von Joch sie alsdann widerlegen würde.

Eben diese Aussicht breitet auch Licht über die daniederschlagende Lehre vom Schicksal. Es ist nicht genug, wie Alexander von Joch, sich bloß auf die tausend kleine Gelegenheitsursachen zu berufen, die eine Veränderung im Weltsystem machen. Alle wirken; ohne alle kann die Veränderung nicht stattfinden; das weiß ich oder glaub' ich vielmehr; aber alle sind wieder unnütz ohne meine Wirkung. Es ist also einmal ein Zirkel, das Fatum anzunehmen, weil die Menschen nicht frei sind, und den Menschen die Freiheit absprechen, weil das Fatum angenommen worden ist. Auf der andern Seite aber ist jeder durch die ihm wesentliche Bestimmung, nach seinem eigenen Selbstgenuß zu wirken, immer in so fern Herr seines Schicksals; wenigstens dient das Schicksal ihm. — Doch die Materie ist unerschöpflich, und der Kanarienvogel in unsrer Fabel sagt alles, was wir von diesem Buch und der ganzen Streitfrage denken.

28.

Herrn Hollands philosophische Anmerkungen über das System der Natur, aus dem Französischen, von Wetzel. Bern im Verlag der neuen Buchhandlung. 8. Erster Teil 358 S. Zweiter Teil 334 S.

Gegen einen leichtgerüsteten Franzosen tritt hier ein schwer bewaffneter Deutscher, gegen einen Parteigänger ein regulierter Krieger auf.

6. konnte. In 2 könnte. — 10 f. daniederschlagende. In 2 darniederschlagende. — 12. kleine. In 2 kleinen. — 16. ein Zirkel. circulus vitiosus, in dem das, was bewiesen werden soll, als Beweisgrund gebraucht ist. — 21 f. Nach das Schicksal ihm Absatz in 2. — 26 f. Herrn Hollands philosophische Anmerkungen über das System der Natur. Frankf. gel. Anz. Nr. 66. Den 17. August 1773. S. 546—547. — Georg Jonathan Freiherr v. Holland (1742—1784) lebte am Hofe Katharinas II. und

Indessen sind weder Waffen noch Kunst sein eigen, und das war hierzu auch nicht nötig. Mit einer guten Belesenheit in Sulzers, Kants, Mendelssohns, Garvens Schriften konnte er schon den französischen Weltweisen überflügeln. Herr Holland hat nur das Verdienst eines guten philosophischen Sammlers, und wir glauben auch, daß er selbst seine Quellen würde dankbar angezeigt haben, wenn er nicht französisch und für Franzosen geschrieben und also die Citationen gescheut hätte. Nur haben wir uns bei seiner ausgebreiteten Lektüre darüber gewundert, daß er nicht zu wissen scheint, was Voltaire gegen das Système de la nature geschrieben und was unser Herz gegen dasselbe und gegen Voltaires Widerlegung erinnert hat. Herr Wetzel hat (wenn nun einmal die französische Schrift ins Deutsche übersetzt werden sollte) das Verdienst eines sorgfältigen Übersetzers, wobei man gern einige Fehler gegen die deutsche Grammatik übersieht. Er that wohl, daß er das Système zugleich mit übersetzte; denn so kann man zugleich beide Parteien hören. Aber bei seinen Invektiven gegen die Franzosen hätte er sich Herrn Hollands Billigkeit zum Muster vorstellen sollen. Man muß niemanden der zu irren scheint, Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit absprechen und Eigensinn und Tücke aufbürden, so lang man nicht weiß, ob der Gegner mit Vorsatz Irrtümer lehre.

29.

Über die Liebe des Vaterlandes, von J. von Sonnenfels. Wien 1771. 8. 131 S.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an sich wäre schon ein schlimmes Zeichen, wenn die unzufriedne Übersichtigkeit der Menschen nicht dafür bekannt wäre, daß sie oft die ganze Welt durchsucht und ausfragt nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen.

Eine akademische Schrift, unter dem Vorsitze J. v. S. in

des Herzogs von Württemberg in Lübben in Schlesien. Seine Reflexions philosophiques sur le système de la nature erschienen in Paris 1772. Über das „système de la nature“ des bekannten Führers der Encyklopädisten Baron Holbach (1723—1789) siehe Goethes Äußerungen im 11. Buch von „Dichtung und Wahrheit“. — Die Jahreszahl 1773 ist erst in 2 dem Titel zugesetzt. Das Buch trägt die Zahl 1772.

3. Garvens. In 2 Garve's. — 9f. was Voltaire gegen das Système de la nature geschrieben. In seinem „Dictionaire philosophique“ unter dem Artikel „Dieu, réponse au système de la nature“ 1770. — 10. unser Herz. Vermutlich ist hier die Erstlingsschrift des Arztes und Philosophen Markus Herz (1747—1803) „Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit“ (Königsberg 1771) gemeint — 22. Über die Liebe des Vaterlandes Frankf. gel. Anz. Nr. 41. Den 22. Mai 1772. S. 321—327. — Sicher von Goethe, dessen Art sich hier unverkennbar ausspricht. — Joseph v. Sonnenfels (1733—1817), einer der Führer der Aufklärung in Österreich. — 25. unzufriedne. In 2 unzufriedene.

der k. k. Theresianischen adeligen Akademie nebst 75 Lehrsätzen aus der Polizeihandlung und Finanz verteidigt von vier bis sechs Uhr! Da war ihre Bestimmung vollendet; das hätte auch ihr Lebensziel sein sollen, und sie hätte ruhen mögen bei ihrer großen Familie bis an jüngsten Tag. 5

Über die Liebe des Vaterlands in Form eines Traktats, fürs deutsche Publikum!

Die ewigen mißverstandnen Klagen nachgesungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus." Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitztümern zu ruhen, ein Feld, 10 uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern 15 nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist?

Römerpatriotismus! Davor bewahr uns Gott wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, drauf zu sitzen; kein Bett, drinnen zu liegen. Nachdem Herr Sonnenfels in 20 den zwei ersten Hauptstücken allerlei Empfindungen, Eigenliebe, Stolz, Beschränkung, Anhänglichkeit und dergleichen, mit Nationalzügen mancherlei Völkerschaft wohl durcheinandergerührt und mit historischen Bonmots und Chronikmärchen à la Zimmermann und Abbt fein gewürzt, macht er im dritten nach einem Kameral- 25 anschlag die Vorteile bekannt zur Einpflanzung der Vaterlandsliebe aus dem Lande, das eine Nation bewohnet:

Was trägt { Jagd, Fischerei, Viehzucht, Feldbau, eben Land, gebirgigt Land, unfruchtbares Land } zur Vaterlandsliebe bei? 30

6. Vaterlands. In 2 Vaterlandes. — 14. vergebene. In 2 vergebne. — 19. drauf. In 2 darauf. — 21. zwei ersten. In 2 ersten zwei. — 24 f. à la Zimmermann und Abbt. Gemeint sind wohl Johann George Zimmermanns Schrift „Von dem Nationalstolze" (Zürich 1758) und Thomas Abbts „Vom Tode fürs Vaterland" (Berlin 1761), die mit der Rede von Sonnenfels verwandte Gegenstände behandeln. — 33. gebirgigt. In 2 gebirgig.

Da kommen nun die jagenden und streifenden Völkerschaften am übelsten zurecht. Und hier müssen wir anmerken, daß Herr Sonnenfels, durch das Wort Vaterland verführt, durchaus zu sehr als glebae adscriptus diskuriert, und wir halten's noch immer mit dem Themistokles: Nicht der Boden, sondern die Verhältnisse eines Volks, deren zwar viele auch aus dem Lande, das sie bewohnen, hervorspringen, bestimmen Nation. So haben die Juden Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigne Geschlechter.

Im vierten Hauptstück werden den Gesetzgeber Handgriffe gelehrt. Lykurg, Solon, Numa treten als Collegae Gymnasii auf, die nach der Kapazität ihrer Schüler exercitia diktieren. In den Resultaten des Lebens dieser großen Menschen, die wir noch dazu nur in stumpfen Überlieferungen anschauen, überall Principium, politisches Principium, Zweck zu sehen, mit der Klarheit und Bestimmtheit, wie der Handwerksmann Kabinettsgeheimnisse, Staatsverhältnisse, Intriguen bei einem Glase Bier erklärt, in einer Streitschrift zu erklären! — — Von Geheimnissen (denn welche große historische Data sind für uns nicht Geheimnisse?), an welche nur der tieffühlendste Geist mit Ahndungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu räsonnieren! — — Es wird alle Tage schlimmer. Ehmals gab man nur Gelehrsamkeit in solchen Schriften preis: an der war doch nichts fürs Menschengeschlecht verloren; jetzt mißhandeln die Herren guten Sinn und Empfindung!

Durchaus werden die Gesetze en gros behandelt, alle Nationen und Zeiten durcheinandergeworfen, unsrer Zeit solche Gesetze gewünscht und gehofft, die nur einem erst zusammengetretenen Volk gegeben werden konnten. Und man sieht nicht, daß man in die Luft redt und ausgezischt zu werden verdient wie einer, der Damen im Reifrocke Evas Schürzchen vorpanegyrisieren wollte.

Fünftes Hauptstück. Regierungsformen, nach wohl skelettierter tabellarischer Terminologie, was sie zur Verbreitung der Vaterlandsliebe beitragen mögen.

Und nun zuletzt im sechsten Hauptstück gehn die Mitbürger so drein, und auch hier alles ut supra. Familiengefühl,

4. glebae adscriptus, ein an die Scholle Gefesselter. Den Leibeignen war es verboten, ihren Wohnsitz zu verlassen, daher so viel wie Höriger. — 4 f. wir halten's noch immer mit dem Themistokles. Plutarch, Themistokles Kap. 11. — 19 f. Ahndungen. In 2 Ahnungen. — 29. redt. In 2 redet.

diesen Hauptstamm, auf den alles ankommt, dessen Boden nur das Vaterland ist; Regierungsrat; die Luft, die ihn umgiebt, davon alle andre Empfindungen Zweige sind, von dem man ausgehen, dahin man zurückkehren muß, auch, um nur das Gemeinste zu sagen, hier als ein Heckchen zu betrachten, das doch auch mit am Wege steht und im Vorbeigehn einen Blick verdient!

Am sonderbarsten ist uns vorgekommen, daß Herr Sonnenfels das Anfassen der Landsleute in der Fremde auf Rechnung der Vaterlandsliebe schreibt, da das doch grad dagegen deponieren könnte. Zuletzt verspricht er leichtgezeichnete Skizzen von Patrioten.

Man ehrt in den Skizzen großer Meister den reinen Hauch ihres Geistes, ohne irgend eine Hülle. Leider müssen wir hier auf unser Gewissen beteuern, daß wir, wie in den Gemälden des Verfassers, nichts denn willkürlich hingesudelte Striche haben wahrnehmen können. Porträts! Freilich immer noch so charakteristisch als die zwölf Apostel in Holzschnitt, die man, trotz aller venerablen Verzerrung, wenigstens an ihren Schlüsseln, Schwerten, Kreuzen und Sägen unterscheidet.

30.

Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen. Aus dem Englischen. Leipzig. 8. Erster Teil 16 Bogen. Zweiter Teil 14 Bogen.

Das Werk ist aus dem britischen Museum. Nun für ein Museum war das kein Stück! Ins Hinterstübchen mit; in die

3. andre. In 2 andern. — 6. Vorbeigehn. In 2 Vorbeigehen. — 17 f. an ihren Schlüsseln, Schwertern, Kreuzen und Sägen. Der heilige Petrus trägt auf bildlichen Darstellungen als Symbol gewöhnlich die Schlüssel, Paulus die Schwerter, Andreas das schräge Balkenkreuz, Philippus das Antoniuskreuz, Simon Zelotes die Säge. — 20. Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen. Frankf. gel. Anz Nr. 86. Den 27. Oktober 1772. S. 686—687. — Unzweifelhaft von Goethe. — Der Übersetzer der besprochenen, 1772 erschienenen Schrift ist Christian Heinrich Schmid (1746—1800), damals Professor in Gießen. In „Dichtung und Wahrheit" (12. Buch) erzählt Goethe von seinem Zusammentreffen mit ihm. Schmid ist im Laufe des Jahres 1772 unter die Mitarbeiter an den Frankf. gel. Anz. aufgenommen worden, er hat nach Goethes Zeugnis (an Kestner 25. Dezember 1772) in Nr. 97 „Von deutscher Baukunst" recensiert. Die Verachtung, in der er bei Goethe und seinen Genossen stand, zeigt sich außer in dem angeführten Briefe auch in einer Reihe von andern Äußerungen, die v Loeper (Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit III, 346 f.) zusammengestellt hat. Schmid ist auch der Recensent des „Götz" im „teutschen Merkur", den Goethe im 13. Buch von „D. und W." erwähnt. — 23. aus dem britischen Museum, einer Zeitschrift, die Schmid in Leipzig 1770—71 herausgab. Von dem dritten Teil steht in Nr. 1 der Frankf. gel. Anz. 1772 eine im ganzen anerkennende Recension, in der auch der letzte Teil der „Charakteristik der vornehmsten Nationen" ausführlich besprochen ist. — 24. mit. In 2 damit.

Küche! da ist sein Platz; je mehr berauchert, desto besser! Charakter polierter Nationen! Werft die Münze in den Tiegel, wenn ihr ihren Gehalt wissen wollt; unter dem Gepräge findet ihr ihn in Ewigkeit nicht.

Sobald eine Nation poliert ist, sobald hat sie konventionelle Wege, zu denken, zu handlen, zu empfinden; sobald hört sie auf, Charakter zu haben. Die Masse individueller Empfindungen, ihre Gewalt, die Art der Vorstellung, die Wirksamkeit, die sich alle auf diese eigene Empfindungen beziehen, das sind die Züge der Charakteristik lebender Wesen. Und wie viel von alledem ist uns polierten Nationen noch eigen? Die Verhältnisse der Religion, die mit ihnen auf das engste verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Gesetze, der noch größere Druck gesellschaftlicher Verbindungen und tausend andere Dinge lassen den polierten Menschen und die polierte Nation nie ein eigenes Geschöpf sein, betäuben den Wink der Natur und verwischen jeden Zug, aus dem ein charakteristisches Bild gemacht werden könnte.

Was heißt also nun Charakter einer polierten Nation? Was kann's anders heißen als Gemälde von Religion und burgerlicher Verfassung, in die eine Nation gestellt worden ist, Draperie, wovon man höchstens sagen kann, wie sie der Nation ansteht. Und hätte uns der Verfasser dieses Werkchens nur so viel gesagt, nur gezeigt, wie die polierte Nation denn unter allen diesen Lasten und Feßlen lebt. Ob sie sie gedultig erträgt, wie Isaschar, oder ob sie dagegen anstrebt, sie bisweilen abwirft, bisweilen ihnen ausweicht oder gar andere Auswege sucht, wo sie noch freiere Schritte thun kann; ob noch hier und da unter der Politur der Naturstoff hervorblickt; ob der Stoff immer so biegsam war, daß er die Politur annehmen konnte; ob die Nation wenigstens eigene, ihrem Stoff gemäße Politur hat oder nicht, und dergleichen. Vielleicht würde ein philosophischer Beobachter noch auf diese Art eine erträgliche Charakteristik zustande bringen. Aber der Verfasser reiste gemächlich seine große Tour durch England, Frank-

1. berauchert. Die Vernachlässigung des Umlauts, ebenso wie weiter unten in „burgerlich" und „Burger". In 2 beräuchert. — 6. handlen. In 2 handeln. — 9. eigene. In 2 eignen. — 15. eigenes. In 2 eignes. — 19. burgerlicher. In 2 bürgerlicher. — 24. Feßlen. In 2 Fesseln. — gedultig. In 2 geduldig. — wie Isaschar, einer der Söhne Jakobs, von dem es 1. Mose 49, 14. 15 heißt: „Isaschar wird ein beinerner Esel sein und sich lagern zwischen die Grenzen. Und er sahe die Ruhe, daß sie gut ist, und das Land, daß es lustig ist; er hat aber seine Schultern geneiget zu tragen, und ist ein zinsbarer Knecht geworden."

reich, Italien, Spanien, Deutschland und die Niederlande. Blickte in seinen Pufendorf, konversierte mit schönen Herrn und Damen und nahm sein Buch und schrieb. Zum Unglück ist in der ganzen Welt nichts schiefer als die schönen Herrn und Damen, und so wurden seine Gemälde gerade ebenso schief; den Engländer verteidigt er immer gegen die Franzosen; den Franzosen setzt er dem Engländer immer entgegen. Jener ist nur stark, dieser nur tändlend, der Italiener prächtig und feierlich, der Deutsche sanft und zählt Ahnen. Alles vom Hörensagen, Oberfläche, aus guten Gesellschaften abstrahiert — und das ist ihm Charakteristik! Wie so gar anders würden oft seine Urteile ausgefallen sein, wenn er sich heruntergelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauern auf seinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Burger bei seiner Kanne Wein und den Gelehrten und Kaufmann in seinem Kränzchen oder seinem Kaffeehaus zu sehen. Aber das fiel ihm nicht einmal ein, daß da Menschen wären; oder wenn's ihm einfiel, wie sollte er die Geduld, die Zeit, die Herablassung haben? Ihm war ganz Europa feines französisches Drama oder, was ziemlich auf eins hinauskommt, Marionettenspiel! Er guckte hinein und wieder heraus, und das war alles!

31.

Johann Jakob Mosers, königlich dänischen Etatsrats, neueste kleine Staatsschriften. Frankfurt und Leipzig bei Metzler. 1772. 8. 20 Bogen.

Unsere Leser werden diese vortreffliche Sammlung einiger kleinen Abhandlungen aus dem deutschen Staatsrechte schon aus der ersten Auflage kennen, die im Jahr 1768 erschien und die hier völlig unverändert geblieben ist. Wir wollen sie nur daran erinnern, daß die Ausführung des päpstlichen Entscheidungsrechts in zwiespaltigen Wahlen

2. Pufendorf, Samuel von (1632—1694), der berühmte Begründer des Naturrechts. — Herrn. In 2 Herren (so auch Z. 4). — 7. tändlend. In 2 tändelnd. — 11. oft fehlt in 2. — 14. Burger. In 2 Bürger. — 19 f. feines französisches Drama ... Marionettenspiel. Vgl. den Aufsatz zum Shakespearestag. — 23 f. Johann Jakob Mosers neueste kleine Staatsschriften. Frankf. gel. Anz. Nr. 30. Den 13. April 1773. S. 241—245. — Nicht von Goethe. — Johann Jakob Moser (1701—1785), äußerst fruchtbarer Staatsrechtslehrer, 1759—1764 durch Herzog Karl von Württemberg auf dem Hohentwiel gefangen gehalten. — neueste. In 2 neuste.

geistlicher Reichsfürsten, welche gegen Herrn Pestels bekannte Schrift gerichtet ist und gleich bei ihrer ersten Erscheinung begierig aufgesucht wurde, und dann der unmaßgebliche Vorschlag wegen Verfertigung einer Reichsusualmatrikul, der wegen der mühsamen Ausarbeitung dem berühmten Verfasser so viel Ehre gemacht hat, darinnen enthalten seien. Die übrigen Abhandlungen betreffen bekanntlich das Recht, die Besteurungsart zu bestimmen und abzuändern, eine Nachricht vom geistlichen Gut im Württembergischen und die Verbindlichkeit landesherrlicher den Landständen erteilten Resolutionen. Da das Buch schon bei seiner ersten Ausgabe in mehreren Journalen, z. B. in der Allgemeinen deutschen Bibliothek, im Anhang zu den zwölf ersten Bänden, S. 797 u. f., längst angezeigt und gerühmt worden ist, so würde es ein schlechtes Kompliment für unsere Leser sein, wenn wir ihnen den Wert desselben noch erst anpreisen wollten, und wir würden auch nicht einmal so viel davon gesagt haben, wenn nicht der Herr Auszugsmacher in dem 17. Stück der Gelehrten Zeitung von Frankfurt an der Oder es als eine neue Schrift angesehen und sich die Mühe genommen hätte, dem Publikum den Inhalt eines Buchs weitläuftig vorzuzählen, welches das Publikum schon vor fünf Jahren besser als jener unwissende Recensent gekannt und genutzt hat. Bei dem greulichen Zustande unserer lieben Zeitungskritik hat noch das Abenteuer gefehlt, daß Leute ohne alle litterarische Kenntnisse sich zu Kunstrichtern aufwerfen; und — dank sei es der Hausenschen Zeitungsfabrik! — das hätten wir doch nun erlebt.

32.

Die erleuchteten Zeiten oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Deutschland. Züllichau 1772. 8. 12 Bogen.

Eine langweilige Schulchrie. Der vermutlich sehr junge, wenigstens sehr unerfahrne Verfasser kennt die Welt nur nach den vier Fakultäten und muß wo von einem stolzen Halbgelehrten gehört haben, daß wir in erleuchteten Zeiten leben. Das ärgert ihn nun, und deswegen beweist er, daß die Philosophen nicht erleuchtet sind, weil noch einige die beste Welt verteidigen; die

1. gegen Herrn Pestels bekannte Schrift. Friedrich Wilhelm von Pestel (1724—1805) Professor der Rechte in Leyden. — 14. noch erst. In 2 erst noch. — 23. der Hausenschen Zeitungsfabrik. Über Hausen siehe S. 134, Z. 25. Er gab von 1771—1775 in Lemgo die „Auserlesene Bibliothek" und 1773 in Frankfurt a. O. die „Gelehrte Zeitung" heraus. — 26. Die erleuchteten Zeiten. Frankf. gel. Anz. Nr. 79. Den 15. September 1772. S. 588—589. — Durchaus Goethisch. — 34. die beste Welt, d. h. die von Leibniz aufgestellte Behauptung, daß die bestehende Welt die beste aller möglichen Welten sei.

Ärzte nicht, weil noch so viele Menschen sterben; die Juristen nicht, weil so viele Gesetze ohne Prozesse und so viele Prozesse ohne Gesetze da sind; die Theologen nicht, weil sie so eigensinnig sind, und weil man so oft bei ihren Predigten einschläft; die Humanisten nicht, weil sie das Lateinische und Griechische nicht ernstlich genug treiben, das Hebräische so schwer machen, so viele Verse schreiben und dergleichen. Unsre Sitten taugen auch nichts, weil wir zu sinnlich sind, nicht genug in der Bibel lesen und sonderlich in dem Zeugungsgeschäfte nicht genug über die Geheimnisse, die darin verborgen liegen, meditieren, sondern bloß so hin zeugen. — Daß doch solche Leute reformieren wollen! Die Stelle vom Vorbilde des Propagationssystems S. 171 ist blasphemer Unsinn, den wir uns scheuen hierher zu setzen; alles Übrige ist flaches Gewäsch, ohne einen einigen allgemeinen Blick, ohne Verstand, ohne Kenntnis, ohne Laune. — Erleuchtete Zeiten! das war wohl der Mühe wert, zu fragen, ob wir in solchen Zeiten leben! oder wenn man doch fragen wollte, so mit Amtsmiene zu antworten, so zu deklamieren! Hätt' doch der Mensch über den Mann im Mond oder den weißen Bär geschrieben! das war sein Beruf! — Wer sich noch unterfängt, unsre Zeiten für erleuchtet zu halten, der soll zur Strafe diese zwölf Bogen lesen; und wer sie gar deswegen dafür hält, weil er darin lebt, der soll sie auswendig lernen!

—

33.

Leben und Charakter Herrn Christian Adolf Klotzens, entworfen von Karl Renatus Hausen. Halle 1772. 8. 93 S.

Wären die Biographen von jeher so gestimmt gewesen, wir würden so viel Beschwerden über zu hochgespanntes Lob nimmer

7. Unsre. In 2 Unsere. — 10 f. Nach hin zeugen in 2 Absatz. — 12. Propagationssystem, System der Fortpflanzung — 13. hierher. In 2 hieher. — 15. Nach ohne Laune in 2 Absatz. — 20. Nach sein Beruf in 2 Absatz. — unsre. In 2 unsere. — 25. Leben und Charakter Herrn Christian Adolf Klotzens. Frankf. gel. Anz. Nr. 43. Den 29. Mai 1772. S. 342–343. — Goethes Autorschaft ist bezeugt durch Höpfners Briefe an Raspe vom 19. Oktober 1772: „Goethe ... ist Doctor juris in Frankfurt und hat unter andern Ihres Freundes Klotz Leben par Mons. Hausen ... recensirt" und an Nicolai vom 18. Februar 1773: „Von Merck ist z. E. Sulzers Wörterbuch, von Goethe Hausens Schandsäule für Klotzen und der polnische Jude." — Karl Renatus Hausen (1740—1805), Professor in Frankfurt a. O., zuerst der Freund, dann der erbitterte Gegner von Christian Adolf Klotz (1738—1771), der jetzt noch durch seine Streitigkeiten mit Lessing bekannt ist. Vgl. Scherer, der junge Goethe als Journalist (Deutsche Rundschau 17, 69). — Auch Jacobis Verteidigung Klotzens gegen die Angriffe Hausens hat Goethe recensiert; siehe unten S. 141. — 28. viel. In 2 viele.

gehört haben. Man kann dem Verfasser nichts weniger vorwerfen als die Idealisierung seines Helden. Wo andre den Menschen auf Dichterfittigen emportragen, läßt er ihn geruhig sinken oder giebt ihm wohl gar einen Stoß zu Beschleunigung seines Falls. Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vors Publikum hingelegt! Kein Mann von Genie, das heißt ohne Fähigkeit, neue große Ideen aus der Tiefe zu heben, eine lebhafte Einbildungskraft, andrer Erfindungen zu benutzen und zu detaillieren, doch ohne Applikation, ohne anhaltenden Fleiß. Gelehrsamkeit, aber was für? Keine ausgebreitete, sondern diffundierte, keine gründliche, sondern velitierende, nicht einmal Belesenheit im wahren Sinn. Und was hat er gethan? Ein paar Autores herausgegeben. Weiter? Unbedeutende Traktätchen geschrieben. Aber sein Hauptwerk? Acta literaria. Sein Hauptwerk! Recensieren, necken, lästern.

Und als Professor, keine Intention auf seine Lesestunden, keinen guten Vortrag dazu, und also keinen Beifall. In seinem moralischen Charakter Züge, die sich nur mit der unvergleichlichsten Inkonsequenz entschuldigen lassen. Schändliche Doppeltheiten gegen Vertrauende, die flachste Eitelkeit, Neid über Vorzüge andrer, also Mißtrauen. — — Wir mögen nicht weiter ausschreiben; wir haben mehr christliche Liebe dann Herr Hausen und sind Recensenten.

Mußten Sie denn das Wort (gewiß so leicht weggesprochen als irgend eins des seligen geheimen Rats, und wenn's zur Stunde der Empfindung gesagt war, desto schlimmer!) mußten Sie das Wort: Wenn ich tot bin, müssen Sie mein Leben beschreiben — — wie ich bin in wahrem Bilde — — auch alsdann, wenn wir Feinde werden sollten! für eines Mannes strengstes Ernstwort nehmen? War es nicht vielmehr im genauesten Sinn der Wille eines Menschen, der da spricht: Macht mit der Beerdigung meines Leibes keine Umstände! Was wird man zum Exekutor sagen, der dem Toten auch gar sein Sterbehemde auszieht und seine mißgestalte Nackt-

2. andre. In 2 Andere (so auch Z. 8 u. 20). — 4 u. 6. Nach Falls und hingelegt Absätze in 2. — 9. Nach anhaltenden Fleiß Absatz in 2. — 10. diffundierte, zerstreute. — 11. velitierende, hin und her flatternde. — 12. Nach wahren Sinn Absatz in 2. — 14. Acta literaria, von Klotz seit 1761 herausgegebene Zeitschrift, in der außer Recensionen auch Biographieen verstorbener Gelehrter erschienen. — 17. Nach keinen Beifall Absatz in 2. — 19. Doppeltheiten. In 2 Doppelheiten. — 22. dann. In 2 denn. — 31. genauesten. In 2 genausten. — 34. mißgestalte. In 2 mißgestaltete.

heit, an eine Landstraße hingeworfen, den Augen des Publikums prostituiert und Vögeln und Hunden preisgiebt? Freilich ein Leichenbegängnis ohne Umstände.

Wir sagen gern nichts von der Person, die Herr Hausen selbst in diesem Stücke spielt; uns könnte er's übel nehmen, und jeder Leser muß die Bemerkung ohne uns machen.

34.

Lobrede auf den Herrn Friedrich Karl Kasimir von Creutz ꝛc. Frankfurt am Main 1772. gr. 8. 68 S.

Ohne Gefühl, was so ein Mann gewesen, ohne Ahndung, was so ein Mann sein könne, schreibt hier Einer die schlechteste Parentation. Der Gang dieses sonderbaren Genies, das Durcharbeiten durch so viele Hindernisse, die düstre Unzufriedenheit bei allem Gelangen, wird in der Feder unsers Skribenten recht ordnungsgemäßer Cursus humaniorum et bonarum artium, und der sehr eigen charakteristische Kopf wohlgefaltete honette Alletagsmaske. Das ist immer das Schlimmste, was den Menschen wie Creutz widerfahren kann, deren Leben vielfach vergällt wird, weil sie nicht sind wie andre, daß man, um sie nach dem Tod wenigstens in ehrbare Gesellschaft introduzieren zu können, ihre Gestalten verwischt und beteuert: Sie waren wie andre vortreffliche Leute auch!

---

8. Lobrede auf Herrn Friedrich Karl Kasimir von Creutz. Frankf. gel. Anz. Nr. 50. Den 23. Junii 1772. S. 399—400. — v. Biedermann (a. a. O. S. 335) sagt mit Bezug auf diese Recension: „Mag allenfalls, weil einmal in Goethes Werke gekommen, darin bleiben." Weshalb sollte man sie ihm auch absprechen? Gerade die starke Betonung der Persönlichkeit ist völlig im Sinne Goethes, der unter allen Besitzungen auf Erden ein eigen Herz für die kostbarste hielt. — Hartmann (F. C. C. von Creutz, Heidelberg 1890 S. 13) sagt: „K. Schwarz vermutet — aber ohne jeglichen Beweisgrund — den Freiherrn Alexander Adam v. Sinclär als Verfasser dieser Schrift" (der Lobrede). — Über den Freiherrn von Creutz (1724—1770), der als Dichter in den Bahnen Hallers wandelte, siehe die angeführte Schrift von Hartmann. — 10. Ahndung. In 2 Ahnung. — 12. Parentation, Leichenpredigt. Danach in 2 Absatz. — 14. Gelangen = gelingen (so in 2); siehe Grimms Wörterbuch IV, 1, 2 (gelangen 4 e). — 16 f. Nach Alletagsmaske in 2 Absatz. — 19. andre. In 2 andere (so auch Z. 21). — Tod. In 2 Tode.

35.

Gedanken über eine alte Aufschrift. Leipzig, bei Weidmanns Erben und Reich. 1772. 8. 62 S.

Sie reden, was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmert's mich? So heißt die Aufschrift. Zwo Arten von Menschen leben nach dieser Maxime, sagt der Verfasser: die großen und kleinen Sultane und die Cyniker. Jene, weil sie glauben, die andern Menschen wären nur Frösche; diese, entweder weil sie kein Verdienst haben und sich weder über diesen Mangel ärgern, noch ungerecht genug sind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das sie nicht haben, oder weil sie sehen, daß sie es doch niemand recht machen können. Diese, sagt der Verfasser, handeln am klügsten, und zum Beweis zeigt er in einer philosophischen Laune, an welcher man den Dichter der Musarion und des Agathons nicht verkennen kann, wie wunderlich die Welt Lob und Tadel verteilt. Endlich schließt er mit der Grundmaxime seiner menschenfreundlichen Moral, daß man die Menschen ertragen soll, ohne sich über sie zu ärgern. Diese wenige Blätter enthalten eine Menge vortrefflicher Anmerkungen. Wir hätten aber gewünscht, daß der Verfasser, dem man so gerne zuhört, uns auch den Wachspuppenzustand vorgestellt hätte, in dem diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben, der Maxime seiner Inschrift zu folgen. Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter Tausenden haben sie kaum zween.

---

2. Gedanken über eine alte Aufschrift (von Wieland). Frankf. gel. Anz. Nr. 23. Den 20. März 1772. S. 180—181. — v. Biedermann (a. a. O. S. 333 f.) kann keinen zureichenden Grund finden, die Recension Goethen abzusprechen, auch Seuffert (Zeitschrift f. deutsches Alterth. 26, 264) scheint sich auf Goethes Seite zu neigen. (Allerdings kann der von ihm angeführte Grund, daß hier ebenso wie in der Kritik von Sulzers Theorie, Musarion und Agathon unter den Werken Wielands ausgezeichnet sind, nur gegen Goethe und für Merck sprechen.) Wichtig erscheint die von Scherer angeführte Thatsache, daß Goethe in „Götter, Helden und Wieland" am Schluß Wieland die Worte der alten Aufschrift in den Mund legte (Bd. VI, 397, 16 f.), nachdem dieser sie mit Bezug auf sich selbst bereits im fünften seiner Briefe über die „Alceste" (Teutscher Merkur I, 225) angeführt hatte. — Die Aufschrift ist entnommen aus Winckelmanns Sendschreiben von den Herculanischen Entdeckungen S. 45. Sie lautet griechisch: „*ΑΕΙΓΟΥΣΙΝ Α ΘΕΛΟΥΣΙΝ ΑΕΙΓΕΤΩΣΑΝ ΤΙ ΜΕΛΕΙ ΣΟΙ.*" Also wörtlich übersetzt am Schluß: „Was kümmerts dich." — 5. Nach Aufschrift in 2 Absatz. — Zwo. In 2 Zwei. — 8. die andern Menschen wären nur Frösche. Die Bezeichnung, die nicht aus Wielands Schrift stammt, erinnert an Goethes: „In Froschpfuhl alles Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt." Die noch jetzt gebräuchliche Bedeutung von „Frosch" als Bezeichnung eines kalten, kleinlichen, philisterhaften Menschen fehlt im Grimmschen Wörterbuch. — 15. Agathons. In 2 Agathon. — 18. Nach ärgern in 2 Absatz. — wenige. In 2 wenigen — 25. Zween. In 2 Zwei.

B.

Recensionen, die Goethe nicht in seine Werke aufgenommen hat.

36.

Moralische Erzählungen und Idyllen von Diderot und S. Geßner. Zürich 1772. 8. 273 S.

Was beiden würdigen Männern Anlaß gegeben, in Gesellschaft aufzutreten, erklärt die zur Pränumeration auf die französische Ausgabe dieses Werks unsern Blättern angehängte Nachricht, so daß wir ohne weitere Vorrede zur Sache schreiten können.

Idyllen von Geßner.

„Die Schönheiten der Natur," sagt der Verfasser in dem angehängten Brief an Füeßlin, „und die guten Nachahmungen derselben von jeder Art thaten immer die größte Würkung auf mich;

5. Moralische Erzählungen und Idyllen. Frankf. gel. Anz. Nr. 68. Den 25. August 1772. S. 537—540. — Schon früher von v. Biedermann (a. a. O. S. 338 und 346) Goethen zugeschrieben, was jetzt bezeugt durch den oben (S. 116, Z. 11 Anm.) angeführten Brief Lavaters an Zimmermann, dessen Angabe auf einer Mitteilung Schlossers beruht, und durch eine Äußerung Höpfners. Er fährt in dem zu S. 134, Z. 25 citierten Briefe an Nicolai nach der dort wiedergegebenen Stelle fort: „Die Kritik von Geßners Idyllen war freilich ungerecht. Ich habe mit dem Recensenten lange darüber gezankt." — Welches Aussehen diese Recension erregte, bezeugt eine Bemerkung im folgenden Jahrgang der Frankf. gel. Anz. (angeführt im Goethe-Jahrbuch VIII, 128), die heftige Polemik dagegen in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (14, 80—105) und die Äußerung Nicolais darüber (Goethe-Jahrbuch VIII. 125). Von andern Urteilen über die „Idyllen" weiß H. Wölfflin (Salomon Geßner. Frauenfeld 1889 S. 43 f.) nur einen begeisterten Brief Wielands anzuführen. — Im gleichen Sinne, wie hier, urteilt Goethe über Geßners „Idyllen" im allgemeinen im siebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit", indem er das Charakterlose derselben bei großer Anmut und kindlicher Herzlichkeit hervorhebt. Im 18. Buch nennt er sie „höchst lieblich", im 19. „zart". — 7 ff. Was beiden ... angehängte Nachricht. In Nr. 44 auf S. 352. Dort heißt es: „Herr Diderot, als er Geßners Intention erfuhr, überschickte demselben einige seiner bisher ungedruckten Erzählungen, um sie den Idyllen anzuhängen." — 12 f. in dem angehängten Brief an Füeßlin. Er handelt über Landschaftsmalerei.

aber in Absicht auf Kunst war's nur ein dunkles Gefühl, das mit keiner Kenntnis verbunden war und daher entstand, daß ich meine Empfindungen und die Eindrücke, welche die Schönheiten der Natur auf mich gemacht hatten, lieber auf eine andre und solche Art auszudrücken suchte, welche weniger mechanische Übung, aber die gleichen Talente, eben das Gefühl für das Schöne, eben die aufmerksame Beobachtung der Natur fordert."

Geßner war also zum Landschaftsmaler geboren; ein pis aller machte ihn zum Landschaftdichter, und auch nun, da er zu seiner Bestimmung durchgedrungen, da er einen ansehnlichen Rang unter den Künstlern erworben, genießt er in Gesellschaft der Gespielin seiner Jugend, der ländlichen Muse, manchen süßen Augenblick. Malender Dichter! dazu charakterisiert sich in angeführter Stelle Geßner selbst, und wer mit Lessingen der ganzen Gattung ungünstig wäre, würde hier wenig zu loben finden. Doch wir wollen hier nicht unbillig sein. Wir kennen die Empfindungen, die aus der bürgerlichen Gesellschaft in die Einsamkeit führen, aufs Land, wo wir dann nur zum Besuch sind, nur wie bei einer Visite die schöne Seite der Wohnung sehn, und ach! nur sehn, der geringste Anteil, den wir an einer Sache nehmen können.

Und so ist es Geßnern gegangen. Mit dem empfindlichsten Auge für die Schönheiten der Natur, das heißt für schöne Massen, Formen und Farben, hat er reizende Gegenden durchwandelt, in seiner Einbildungskraft zusammengesetzt, verschönert, und so standen paradiesische Landschaften vor seiner Seele. Ohne Figuren ist eine Landschaft tot; er schuf sich also Gestalten aus seiner schmachtenden Empfindung und erhöhten Phantasie, staffierte seine Gemälde damit, und so wurden seine Idyllen. Und in diesem Geiste lese man sie! und man wird über seine Meisterschaft erstaunen. Wer einen Malerblick in die Welt hat, wird mit inniger Freude vor seinen Gegenden verweilen; ein herrliches Ganze steigt vor seinen Augen auf, und dann das Detail wie bestimmt, Steine, Gräschen. Wir glauben alles schon einmal gemalt gesehen zu haben, oder wir möchten's malen. Da sagt uns aber ein Feind poetischer Malerei: was ist's? Der Vorhang hebt sich: wir sehen in ein Theater, das für uns von der Seite zu be-

8f. ein pis aller, eine unglückselige Fügung. — 14. mit Lessingen, im „Laokoon".

schauen, ebenso künstlich hintereinander geschoben, so wohl beleuchtet ist; und wenn wir einige Minuten Zeit gehabt haben, Ah! zu sagen, dann treten Junggesellen und Jungfrauen herein und spielen ihr Spiel.

Wir zweifeln nicht, daß sich darauf antworten ließe: aber die Leute sind nicht zu bekehren, sie verlangen, daß alles von der Empfindung ausgehn, alles in sie zurückkehren soll. Wenn wir als Maler Geßners Figuren betrachten, so sind es die edelsten, schönsten Formen; ihre Stellung so ausgedacht, so meisterhaft empfunden, ihr Stehen, Sitzen, Liegen nach der Antike gewählt. —

Was geht mich das an? sagt der Gegner! Im Gedicht ist mir nicht drum zu thun, wie die Leute aussehn, wie sie Hände und Füße stellen, sondern was sie thun, was sie empfinden. Nach der Antike mögen sie wohl studiert sein, wie Geßner seine Landschaft mehr nach seines Herrn Schwehervaters Kupferstichsammlung als nach der Natur ausgebildet zu haben scheint.

Ich will, fährt er fort, von dem Schattenwesen Geßnerischer Menschen nichts reden. Darüber ist lange gesagt, was zu sagen ist. Aber zeigt das nicht den größten Mangel dichterischer Empfindung, daß in keiner einzigen dieser Idyllen die handlenden Personen wahres Interesse an- und mit einander haben? Entweder ist es kalter, erzählender Monolog oder, was ebenso schlimm ist, Erzählung und ein Vertrauter, der seine paar Pfennige quer hinein dialogisiert; und wenn denn einmal zwei was zusammen empfinden, empfindet's einer wie der andre, und da ist's vor wie nach.

Wer wird aber einzelnen Stellen wahres Dichtergefühl absprechen? Niemand. Einzelne Stellen sind vortrefflich, und die kleinen Gedichte machen jedes ein niedliches Ganze. Hingegen die größern; so trefflich das Detail sein mag, so wenig zu leugnen ist, daß es zu gewissen Zwecken wohl geordnet ist, so mißt ihr doch überall den Geist, der die Teile so verwebt, daß jeder ein wesentliches Stück vom Ganzen wird. Ebensowenig kann er Scene, Handlung und Empfindung verschmelzen. Gleich in der ersten tritt der Mond auf, und die ganze Idylle ist Sonnenschein. Der Sturm ist unerträglich daher. Voltaire kann zu Lausanne aus seinem Bette dem Sturm des Genfer Sees im Spiegel nicht

15. seines Herrn Schwehervaters Kupferstichsammlung. Geßners Schwiegervater Heidegger besaß ein großes Kupferstichkabinett (Wölfflin a. a. O. S. 35). — 30. mißt = vermißt.

ruhiger zugesehen haben als die Leute auf dem Felsen, um die das Wetter wütet, sich vice versa detaillieren, was sie beide sehn. Das mag sein! In dieser Dichtungsart ist der Fehler unvermeidlich; dagegen zu wie viel Schönheiten giebt er Anlaß! Muß man dem Theater nicht auch manche Unwahrscheinlichkeit zu gute halten? und dennoch interessiert es, rührt es. Und von der Schweizeridylle habt ihr kein Wort gesagt! Wie ich anfing, sie zu lesen, rief ich aus: O hätt' er nichts als Schweizeridyllen gemacht! dieser treuherzige Ton, diese muntre Wendung des Gesprächs, das Nationalinteresse! das hölzerne Bein ist mir lieber als ein Dutzend elfenbeinerne Nymphenfüßchen! Warum muß sie sich nur so schäfermäßig enden? kann eine Handlung durch nichts rund werden als durch eine Hochzeit? Wie lebendig läßt sich an diesem kleinen Stücke fühlen, was Geßner uns sein könnte, wenn er nicht durch ein zu abstraktes und ekles Gefühl physikalischer und moralischer Schönheit wäre in das Land der Ideen geleitet worden, woher er uns nur halbes Interesse, Traumgenuß herüber zaubert.

(Von Diderots moralischen Erzählungen nächstens.)

37.

Über das von dem Herrn Professor Hausen entworfne Leben des Herrn Geheimenrat Klotz. Halberstadt 1772. 8. 69 S.

Herr Jakobi und sein gutes Herz; das gute Herz und der Herr Jakobi; die ein großer Teil des Publikums mit uns von Herzen satt ist.

20 f. Über das von dem Herrn Professor Hausen entworfne Leben des Herrn Geheimenrat Klotz (von J. G. Jacobi). Frankf. gel. Anz. Nr. 101. Den 18. Dezember 1772. S. 808. — Nachdem bereits Scherer (Deutsche Rundschau 17, 70) und v. Biedermann (a. a. O. S. 347 f.) Goethen die Recension aus innern Gründen zugewiesen hatten, wurde der Beweis dafür in dem Briefe Fritz Jacobis an Wieland vom 10. Juli 1773 (im Goethe-Jahrbuch II, 377) erbracht. Dort spricht er „vom Doctor Goethe, dem Verfasser des infamen Artikuls gegen meinen Bruder in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772," womit nur diese Recension gemeint sein kann. Sie giebt dem ingrimmigen Hasse Ausdruck, den Goethe damals gegen die Jacobis hegte. — Die besprochene Schrift enthält in Form eines an Sophie von la Roche gerichteten Briefes eine Selbstverteidigung Jacobis, der wegen seiner Freundschaft mit Klotz durch die Angriffe auf diesen auch seinen eignen Charakter verdächtigt glaubte. Er sucht deshalb zuerst Klotz in besserem Lichte darzustellen, und beruft sich dann zu seiner eignen Rechtfertigung auf sein gutes Herz, auf sein unbekümmertes Wesen, auf den Beifall, den ihm Wieland gespendet. Das ist alles in der süßlichen, spielerigen Einkleidung der späteren deutschen Anakreontiker und in einem winselnden Tone vorgebracht, der wahrhaft widerwärtig wirkt.

Konnte er nicht lieblicher Dichter sein, ohne sich überall anliebeln zu wollen? nicht ehrlicher Mann, ohne diese ängstliche Protestationen? Was ist sie auch nur im geringsten wert diese Bußfertigkeit, mit der er auf sein Recensentenleben zurück sieht? bekennt: er habe zwar unvermeidliche Sünden da begangen, pag. 46, wolle sie aber als Schwachheitssünden angesehn wissen, da ihm bekanntlich nicht die geringste Bosheit, nicht die mindeste Fähigkeit zu schaden von der Natur mitgeteilet worden. Und das versichert er einer Frau; da doch die trefflichste des andern Geschlechts in Männerzwist weder zeugen noch richten kann.

Uns ist der Inhalt und die Art des Vortrags höchst widrig aufgefallen. Wir wünschten, Herr Jakobi unter seinen Zweigen akkompagnierte seine Vögel; wäre

Der edle, warme Menschenfreund
Der echte, weise Tugendfreund
Auch des Lasters strenger Feind. pag. 7.

und ließe uns nur mit seinen Tugenden unbehelligt. Streitigkeiten sollt' er andern überlassen, als Geistlicher, Poet und — hat er doppelt und dreifach das Weiberrecht.

38.

Nachrede statt der versprochenen Vorrede.

Die besondre Aufmerksamkeit, mit der ein geehrtes Publikum bisher diese Blätter begünstigt, läßt uns für die Zukunft eine schmeichelhafte

12f. Wir wünschten ... Vögel. Auf S. 11 heißt es: „Neben dem Hause lockten sich zween Vögel auf verschiednen Bäumen. Dann hörte man die Stimme der Vögel; dann einen entfernten Donner dazwischen; und jene sangen immer fort. Ich sah meine Rosen an." — 14ff. Der edle, warme ... Feind. Aus einem angeblich von einem Unbekannten an Jacobi gerichteten Brief, den dieser in seine Schrift aufnahm und der echt anakreontisch, auch eingemischte Verse enthielt. — 18. als Geistlicher. Jacobi war Halberstädter Kanonikus. Die Bedeutung des Gedankenstrichs weiß ich nicht anzugeben — 21 Nachrede statt der versprochenen Vorrede. Frankf. gel. Anz. Nr. 104. Den 29. Dezember 1772. S. 830—832. — Goethe an Kestner (Briefe Weimar II, 52): „In einer Nachrede hab ich das Publikum und den Verleger turlupiniert [zum besten gehabt], laßt euch aber nichts merken. Sie mögens für Balsam nehmen." Steht somit die Autorschaft Goethes für die Nachrede im allgemeinen fest, so muß man doch der Ansicht Seufferts (in Scherers Einleitung S. LXXXVII) zustimmen, daß der erste Absatz nicht zum folgenden paßt. Er wird wahrscheinlich ebenso wie die beiden letzten Absätze von Deinet als captatio benevolentiae für die Fortsetzung im folgenden Jahre hinzugefügt sein. — Scherer erwähnt, daß die Nachrede im Wandsbecker Boten vom 6. Januar 1773 abgedruckt wurde.

Hoffnung fassen, besonders da wir uns mit allen Kräften bemühen werden, sie seiner Gewogenheit immer würdiger zu machen.

Man hat bisher verschiedentlich Unzufriedenheit mit unsern Blättern bezeugt; Autoren sowohl als Kritiker, ja sogar das Publikum selbst, haben gewünscht, daß manches anders sein möchte und könnte, dessen wir uns freilich gerne schuldig geben wollen, wenn uns nicht Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge genugsam entschuldigt.

Es ist wahr, es konnten einige Autoren sich über uns beklagen. Die billigste Kritik ist schon Ungerechtigkeit: Jeder macht's nach Vermögen und Kräften und findet sein Publikum, wie er einen Buchhändler gefunden hat. Wir hoffen, diese Herren werden sich damit trösten und die Unbilligkeit verschmerzen, über die sie sich beschweren. Unsre Mitbrüder an der kritischen Innung hatten außer dem Handwerksneid noch einige andere Ursachen, uns öffentlich anzuschreien und heimlich zu necken. Wir trieben das Handwerk ein bißchen freier als sie und mit mehr Eifer. Die Gleichheit ist in allen Ständen der Grund der Ordnung und des Guten, und der Bäcker verdient Strafe, der Brezeln backt, wenn er nur Brot aufstellen sollte, sie mögen übrigens wohl schmecken, wem sie wollen.

Könnten wir nur auch diesen Trost ganz mit in das neue Jahr nehmen, daß wir dem Publiko einigen Dienst erzeigt, wie es unser Wunsch gewesen, wir würden uns wegen des Übrigen eher zufrieden geben Allein auch von diesem ist uns mannigfaltiger Tadel und Klage zu Ohren gekommen, am meisten über den Mangel so notwendiger Deutlichkeit. Unsre Sprache, wir gestehen's gerne, ist nicht die ausgebildetste, wir haben uns über den Unfleiß, unsre Empfindungen und Gedanken auseinanderzuwickeln, uns noch mancher Nachlässigkeit im Stil schuldig gemacht, und das giebt ein so wälsches Ansehn, daß es uns von Herzen leid ist, vielen Personen Gelegenheit zum Unmut gegeben zu haben, die bei dreimaliger Durchlesung dennoch nicht klug daraus werden können.

Das größte Übel aber, das daher entsprungen, sind die Mißverständnisse, denen unsre Gedanken dadurch unterworfen worden. Wir wissen uns rein von allen bösen Absichten. Doch hätten wir bedacht, daß über dunkle Stellen einer Schrift Tausende nicht denken mögen noch können, für die also derjenige Lehrer und

23f mannigfaltiger Tadel und Klage. Vgl. die von v. d. Hellen (Goethes Anteil an Lavaters physiognomischen Fragmenten S. 43) angeführten Beispiele für diese Freiheit in der Zusetzung eines Attributs zu Substantiven verschiedenen Geschlechts.

Führer ist, der Witz genug hat, dergleichen zu thun, als habe er sie verstanden, wir würden uns so viel möglich einer andern Schreibart befleißigt haben. Doch was lernt man in der Welt anders als durch Erfahrung!

Ebenso aufmerksam waren wir auf den Vorwurf, der uns wegen Mangel wahrer Gelehrsamkeit gemacht worden. Was wir wahre Gelehrsamkeit nennen, bildeten wir uns niemals ein zu besitzen; aber da ein geehrtes Publikum hierinne sonst sehr genügsam ist, merken wir nun wohl, daß es uns entweder an Geschicke mangelt, mit wenigem uns das gehörige Ansehn zu geben, oder daß wir doch von dem, was sie gründlich nennen, einen nur unvollkommnen Begriff haben.

Allen diesen Beschwerden so viel möglich abzuhelfen, soll unser eifrigstes Bestreben sein, welches um so viel mehr erleichtert werden wird, da mit Ende dieses Jahres diejenigen Recensenten, über deren Arbeit die meiste Klage gewesen, ein Ende ihres kritischen Lebens machen wollen. Sie sagen, sie seien vollkommen befriedigt, haben dieses Jahr mancherlei gelernt, und wünschen, daß ihre Bemühungen auch ihren Lesern nicht ganz ohne Nutzen sein mögen. Sie haben dabei erfahren, was das sei, sich dem Publikum kommunizieren wollen, mißverstanden werden, und was dergleichen mehr ist; indessen hoffen sie doch manchen sympathisierenden Leser gefunden zu haben, dessen gutem Andenken sie sich hiermit empfehlen.

So leid uns nun auch dieser Abschied thut, so können wir doch dem Publiko versichern, daß es uns weder an guter Intention noch an Mitarbeitern fehlt, ihm unsre Blätter inskünftige immer brauchbarer zu machen.

Denen zu gefallen, die gern gleich wissen wollen, was an den höchsten Reichsgerichten anhängig gemacht worden, wird man auf jedem Blatte auf der letzten Seite das Eingegangene ohnverweilt mitteilen. Der Titel und Register der in diesem Bande angezeigten Schriften wird auch mit Nächstem folgen.

Die Herausgeber.

---

15 ff. da mit Ende ... wollen. Siehe die Einleitung. — 29—32. Denen zu gefallen ... mitteilen. Im Jahrgang 1772 waren diese Mitteilungen von Zeit zu Zeit auf einem besondern Blatte zusammengestellt worden.

C.

Notiz über Prometheus, Deukalion und seine Recensenten.

Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's wie meinen Freunden und dem Publiko ein Rätsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir aufs Wort trauen Übrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedne Personen aus ihrem Betragen gegen mich in der Stille näher kennen zu lernen.

Frankfurt, am 9. April 1775. **Goethe.**

2. Notiz über Prometheus, Deukalion und seine Recensenten. Frankf. gel. Anz. Nr. 32. Den 21. April 1775. S. 274. — Überschrift: Gelehrte Nachricht. — Siehe die Einleitung.

Von deutscher Baukunst.

[1772.]

Einleitung.

Beim Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herrschte in der bildenden Kunst dieselbe Unfähigkeit wie in der Dichtung. Sie hatte die reinen Formen der Renaissance zuerst im Barockstil ins Groteske, Ungeheure verzerrt, und war dann im Rokoko zur Auflösung aller festen Bestandteile, zur inhaltlosen Spielerei herabgesunken, ein Gegenbild des Ganges der Poesie, der bei der Nachahmung des Altertums beginnend sich zum geschmacklosen Schwulst und schließlich zum tändelnden, Naivität heuchelnden Reimen in kleinlichen Formen gewendet hatte.

Auf beiden Gebieten erwachte zu gleicher Zeit das Streben nach Vertiefung, nach Rückkehr zur Natur; auf beiden suchte man das Ziel durch möglichst engen Anschluß an die Werke der Griechen und Römer zu erreichen. „Den Alten folgen, heißt der Natur folgen," sagte Bodmer (Zürcherische Streitschriften I, 58), „der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten," so sprach Winckelmann in seinem „Sendschreiben über die Nachahmung der griechischen Werke" (Neudr. S. 8).

Das Echo von Winckelmanns Gedanken vernahm der junge Goethe, als er zuerst Belehrung über das Wesen der bildenden Künste suchte;

denn der Mann, der sie ihm bot, war Adam Friedrich Oeser, der Leipziger Maler und Bildhauer, der auf Winckelmanns Anschauungen maßgebenden Einfluß gewonnen hatte und auf ganz demselben Standpunkt wie dieser gegenüber der Kunst der Gegenwart stand.

Nur was ein antikes Muster aufweisen konnte, galt ihm für künstlerisch zulässig und den Gesetzen der Schönheit entsprechend, höchstens in der Malerei ließ er Raffael und einige andere italienische Meister als Vorbilder zu, weil hier die Antike keine Denkmäler hinterlassen hatte. In Oesers Kunst fehlte jedes moderne und nationale Element, es fehlte in ihr auch die Wärme des Gefühls, weil das freie Schaffen verboten war durch das anhaltende ängstliche Zurückschauen auf die Erzeugnisse einer längst vergangenen Kunstepoche, eines fremden Volkes.

Alles was der nationalen Kunst des Mittelalters entstammte wurde mit dem verächtlichen Beiwort „gotisch" bei Seite geschoben. In Sulzers „Allgemeiner Theorie der schönen Künste" (2. Aufl. Leipzig 1778 II, 279) ist in dem Artikel „Gotisch" die Ansicht der Zeit richtig wiedergegeben. Es heißt darin: „Man bedienet sich dieses Beiworts in den schönen Künsten vielfältig, um dadurch einen barbarischen Geschmack anzudeuten, wiewohl der Sinn des Ausdrucks selten genau bestimmt wird. Fürnehmlich scheint er eine Unschicklichkeit, den Mangel der Schönheit und guter Verhältnisse, in sichtbaren Formen anzuzeigen, und ist daher entstanden, daß die Goten, die sich in Italien niedergelassen, die Werke der alten Baukunst auf eine ungeschickte Art nachgeahmet haben. . . . . Das Gotische ist überhaupt ein ohne allen Geschmack gemachter Aufwand auf Werke der Kunst, denen es nicht am Wesentlichen, auch nicht immer am Großen und Prächtigen, sondern am Schönen, am Angenehmen und Feinen fehlt. Da dieser Mangel des Geschmacks sich auf vielerlei Art zeigen kann, so kann auch das Gotische von verschiedner Art sein. Darum nennt man nicht nur die von den Goten aufgeführten plumpen, sondern auch die abenteuerlichen und mit tausend unnützen Zierraten überladenen Gebäude, wozu vermutlich die in Europa sich niedergelassenen Sarazenen die ersten Muster gegeben haben, gotisch. Man findet auch Gebäude, wo diese beiden Arten des schlechten Geschmacks vereinigt sind."*) Das war die Meinung, die man damals von den größten Bauwerken hegte, die die christliche Zeit geschaffen hatte.

*) Auch der junge Goethe wendet in Leipzig das Wort „gotisch" wiederholt ganz in dem hier bezeichneten Sinne an (an Kornelie 14. März und 27. Sept. 1766).

In diesen Anschauungen wuchs Goethe auf. Er nährte, wie er sagt, seine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierraten, die durch ihre Willkürlichkeit einen religios düsteren Charakter höchst widerwärtig machten; er bestärkte sich in diesem Unwillen, da ihm nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse, noch eine reine Konsequenz gewahr wird, vors Gesicht gekommen waren. (Dichtung und Wahrheit 9. Buch.)

Weder Frankfurt noch Leipzig besaß ein hervorragendes gotisches Bauwerk und so konnte die Lehre Oesers von der Überlegenheit und ausschließlichen Berechtigung des antiken Baustils durch das klare Auge seines Schülers vorläufig keine Widerlegung erfahren. Schon in Leipzig zeigte sich aber, wie selbständig dieser in künstlerischen Dingen zu urteilen wußte. Als er, durch Oesers Unterricht angeregt, voll von dessen Kunstanschauung die Dresdener Galerie betrat, da brach der eingeborne Sinn für das einfach Wahre, Charakteristische in ihm mächtig durch und die Niederländer, die Oeser nun und nimmer als regelrecht anerkannt hätte, wirkten am tiefsten auf ihn; den Wert der vielgepriesenen italienischen Meister, die als die einzigen würdigen Schüler der Alten galten, nahm er mehr auf Treu und Glauben an, als daß er sich die Einsicht in dieselben hätte anmaßen können. (Dichtung und Wahrheit 8. Buch.)

Den in Leipzig empfangenen Anschauungen Oesers bleibt Goethe auch in der folgenden Frankfurter Zeit getreu. Von Frankfurt aus legt er (an Reich 20. Febr. 1770) das Bekenntnis ab, daß er Oeser, neben Wieland und Shakespeare, allein für seinen echten Lehrer erkennen könne. Das ändert sich aber mit einem Schlage, als er nach Straßburg kommt. Wie in seiner ganzen Lebensanschauung, so vollzieht sich auch in seinen Kunstansichten in dieser Stadt ein völliger Umschwung. Er befreit sich von der Herrschaft des französischen konventionellen Kunstprincips, und an ihre Stelle tritt die Erkenntnis, daß jede Individualität, der Völker sowohl wie des Einzelnen, in sich selbst das Recht zu freier Bethätigung trägt.

In „Dichtung und Wahrheit" ist dieser Wechsel klar geschildert. Aber im Jahre 1812, als Goethe die betreffenden Bücher niederschrieb, war er auf dem Gebiete der Dichtung jenen Zeiten der Gärung, des wilden Anstürmens gegen die geltenden Regeln längst entwachsen, eine reine Anschauung der antiken Poesie hatte er gewonnen und ihre abgeklärte Ruhe war das Ideal geworden, dem er als Dichter zustrebte. Davon ist die Darstellung in der Selbstbiographie bestimmt. Die geringe

Wärme, mit der der gealterte Dichter von seinem Bekanntwerden mit Shakespeare, mit Ossian spricht, läßt kaum ahnen, welche heiße Flammen einst diese beiden in ihm hatten auflodern lassen; hier muß das Bild erst durch andere Berichte, durch Zeugnisse, die jener Zeit selbst entstammen, wie der Aufsatz zum Shakespeares-Tag, die erste Form des Götz von Berlichingen, die richtigen Farben erhalten.

Ganz anders verhält es sich mit der Schilderung, die Goethe in „Dichtung und Wahrheit" von den Eindrücken giebt, die er einst von dem Straßburger Münster empfangen hatte. Zwar war seine Verehrung der Gotik lange Zeit erloschen gewesen, zumal nachdem er in Italien unter den großen Resten griechisch-römischer Kunst gewandelt war; aber im Mai 1811 hatte der junge Sulpiz Boisserée, von lodernder Begeisterung für die deutsche mittelalterliche Kunst erfüllt, ihn in Weimar aufgesucht und in ihm von neuem die Erkenntnis ihrer Größe und Schönheit, das Interesse an ihren Denkmälern erweckt. In Boisserées begeisterten Worten vernahm Goethe ein Echo seiner eigenen jugendlichen Begeisterung und ein Widerschein davon verklärte die bald darauf entworfene Erzählung von den Tagen, die er an und auf dem Münsterturm verlebt hatte. Er vermochte die alte Stimmung in seiner Brust von neuem hervorzurufen, aus der einst die Schrift „Von deutscher Baukunst" erwachsen war; aus „Dichtung und Wahrheit" erkennen wir, was ihn zu ihrer Abfassung trieb.

Schon ehe er die Stadt Straßburg erreichte, stand lange Zeit der Münsterturm vor seinem Auge. Und kaum war er angelangt und trat nun vor ihn hin, da machte der Koloß auf ihn einen ganz eignen Eindruck, er eilte die Stufen zur Plattform hinauf und schaute hinab in das weite, reiche Land, das sich zu seinen Füßen ausbreitete. „Herabgestiegen von der Höhe," sagt er dann weiter, „verweilte ich noch eine Zeit lang vor dem Angesicht des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder das erste Mal, noch in der nächsten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daß ich dieses Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte erschrecken müssen, wenn es mir nicht zugleich als ein Geregeltes faßlich und als ein Ausgearbeitetes sogar angenehm vorgekommen wäre.*) Ich beschäftigte mich doch keineswegs, diesem Widerspruch nachzudenken, sondern ließ ein so erstaunliches Denkmal durch seine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken."

*) Es sei darauf hingewiesen, daß sich das Äußere des Münsters damals nicht unwesentlich zu seinem Nachteil von der heutigen Gestalt unterschied, vor allem durch die Verkaufsläden, die zwischen den Strebepfeilern das Gebäude verunzierten. Sie wurden von 1772—78 niedergerissen und durch Bogenreihen im spätgotischen Stil ersetzt.

Noch oftmals bestieg er später den Turm, bald allein, sich vom Schwindel zu entwöhnen, bald um mit den Gesellen von dort oben mit gefüllten Römern die scheidende Sonne zu begrüßen. Auf der Plattform meißelte er seinen Namen ein.

Bald erwuchs aus dem Genießen, dem Anstaunen des Rätselhaften die zerlegende Betrachtung des empfangenen gewaltigen Eindrucks. Was ihm früher als etwas Tadelnswertes, Unschönes, den wahren Regeln der Kunst Widersprechendes dargestellt worden war, das erschien ihm jetzt in völlig ungeahnter Größe und Schönheit, eine neue Kunstwelt erschloß sich seinen Blicken. Er suchte sich über die Absichten des Meisters, über die Mittel zu ihrer Verkörperung klar zu werden, und was er zuerst staunend, mit plötzlich erwachter innerer Neigung bewundert hatte, das lernte er allmählich verstehen. Die Schrift „Von deutscher Baukunst" und die ausführliche Darlegung in „Dichtung und Wahrheit" zeigen, in den Hauptzügen übereinstimmend, wie tief er den Genius, der in der gotischen Baukunst waltet, erfaßt hatte. Selbständig suchte er das großartige Stückwerk, das in dem unvollendeten Bau vor ihm stand, im Sinne des Meisters zu ergänzen, und wie glücklich war er, als er kurz vor seiner Reise von Straßburg durch die Originalrisse des Erbauers die Bestätigung seiner Annahme erhielt, daß in der That die vier Stiegenhäuschen des großen Turms (die sogenannten Schnecken) ursprünglich durch spitze Helme abgeschlossen werden sollten.

Die nahe Abreise erlaubte Goethen nur, diesen Teil der Risse zu kopieren; aber als er nach Hause zurückgekehrt war, erbat er sich durch Salzmann (Briefe II, 6) von dem Orgelbauer Silbermann, dem Bewahrer der Zeichnungen, eine flüchtige Kopie des Münsterfundamentes, und versuchte auch eine Nachbildung des großen Risses zu erhalten. Nur das erste wurde ihm zu teil (an Salzmann 28. Nov. 1771); doch begnügte er sich damit. Stand doch das Bild des hundertfältig betrachteten Münsters klar in seinem Innern und mit ihm die anbetende Bewunderung für den Schöpfer des Werkes. So schreibt er den 21. September 1771 an Johann Gottfried Röderer: „Ja der Künstler muß eine so große Seele haben, wie der König für den er Säle wölbt, ein Mann wie Erwin, wie Bramante. Das größte Meisterstück der deutschen Baukunst, das Sie täglich vor Augen haben, das Sie mit Muße bei genialischen Stunden durchdenken können, wird Ihnen nachdrücklicher als ich sagen, daß der große Geist sich hauptsächlich vom kleinen darin unterscheidet, daß sein Werk selbständig ist, daß es ohne Rücksicht auf das, was andre gethan haben, mit seiner Bestimmung von Ewigkeit her zu coexistieren

scheine; da der kleine Kopf durch übel angebrachte Nachahmung, seine Armut und seine Eingeschränktheit auf einmal manifestiert. Wie manchmal von diesem Standorte betrachtet, sinken die größten Gebäude ins kleine, wie Bürgershäuser vom Münster gesehen.“

Nach dem zweiten der oben angeführten Briefe an Salzmann vergeht fast ein Jahr, aus dem wir kein Zeugnis über Goethes Beschäftigung mit der Gotik besitzen. Auf die Frankfurter und Darmstädter Monate, in denen leidenschaftlicher Drang mit zartester Empfindsamkeit wechselt, folgt die Wetzlarer Zeit mit der Seligkeit der emporwachsenden und schließlich mühsam bekämpften Leidenschaft für Lotte, dem neuen Freundschaftsbund mit ihrem Verlobten Kestner. Und bald nach der Rückkehr an den heimischen Herd schreibt Goethe, den 13. November 1772, an den Freund: „Da ist deutsche Baukunst für Kielmannsegge und Sie.“ Am 14. November folgt ein Exemplar für Falke, am 29. berichtet er, daß er eins an Gotter geschickt habe, am 12. Dezember wandern noch drei Abdrücke nach Wetzlar.

Über die Erscheinungszeit der kleinen Schrift „Von deutscher Baukunst“ kann also kein Zweifel herrschen. Sie ist zu Anfang November 1772 gedruckt, und unmittelbar darauf versandt worden; auch die für die Öffentlichkeit bestimmten Exemplare müssen gleichzeitig oder sehr bald nachher ausgegeben worden sein, da die Frankfurter gelehrten Anzeigen schon am 4. Dezember und die Erfurtischen gelehrten Zeitungen am 10. desselben Monats eine Besprechung brachten.*)

Weit zweifelhafter ist aber die wichtigere Bestimmung, wann sie entstanden sein mag. Scherer**) hat den meiner Meinung nach überzeugenden Nachweis geliefert, daß mindestens die drei ersten der fünf Abschnitte in Straßburg niedergeschrieben sind.***) Der erste weist nach Sesenheim, auf das deutlich darin angespielt wird, der zweite und dritte stimmen im Stil, der Hamanns und Herders Stempel trägt, mit ihm überein. Auch die Klage im dritten Teil über das Fehlen des „fünfgetürmten Hauptschmuckes“ des Turmes, der Spitzen über den Schnecken

*) Im biographischen Schema ist der Druck der Schrift fälschlich ins Jahr 1773 gesetzt, was sich daraus erklärt, daß der Titel diese Zahl trug. Derselbe Irrtum Goethes findet sich auch in Kunst und Altertum IV, 2, 150 in der weiter unten citierten Äußerung. Der Verleger war der Hofrat Deinet, Inhaber der Buchhandlung, in welcher auch die Frankfurter gelehrten Anzeigen erschienen. Über die Verbreitung der Schrift spricht er sich in einem undatierten Brief an den Leipziger Buchhändler Ph. E. Reich aus. Er übersandte diesem 200 Exemplare, Nicolai in Berlin 50, nach Göttingen 25 ꝛc. (Hirzel, Verzeichnis 3. Aufl. S. 178). Der Preis betrug in Frankfurt 6 Kreuzer, in Leipzig 1 Groschen. Als Kuriosum teilt v. Loeper (Dichtung und Wahrheit III, 300) mit, daß auf einer Leipziger Auktion für ein Exemplar des ersten Druckes 113 Thaler bezahlt worden seien.

**) Aus Goethes Frühzeit. Straßburg 1879 S. 13 f.

***) v. Loeper (Dichtung und Wahrheit III, 300) setzte den Winter 1771 auf 72 als Entstehungszeit an, Düntzer (Goethes Leben S. 171) behauptet ohne jeden Beweis, daß der Schrift ein älterer Entwurf zu Grunde liege.

weist auf die letzten Zeiten des Straßburger Aufenthalts hin. Böttiger*) berichtet nach Lerses Mitteilung vom 30. November 1798: „Oft gingen sie [Lerse und Goethe] auf den Münster und saßen stundenlang auf seinen Zinnen. Dort entstand Goethes Erwin, die erste Schrift, die Goethe drucken ließ." Sehr ansprechend ist die Vermutung Scherers, daß diese drei Teile, die in sich abgeschlossen sind, in Salzmanns Gesellschaft vorgetragen worden seien, wenn ich auch der angeführten Begründung kein großes Gewicht beilegen möchte.

Allerdings bestehen gegen Scherers Annahme, daß die drei ersten Abschnitte der Straßburger Zeit angehören, zwei Bedenken. Einige Sätze des dritten Teils (S. 177, 33—178, 12) sind sicher später geschrieben, da in ihnen ein Artikel des Ende 1771 erschienenen Sulzerschen Wörterbuchs bekämpft wird. Allein sie mögen bei der Redaktion für den Druck eingeschoben sein, zumal da sie für den Zusammenhang ganz entbehrlich sind. Ferner scheint durch den Brief Goethes an Röderer aus dem Herbst 1773, mit dem er diesem die „Baukunst" übersendet, einigermaßen bewiesen zu werden, daß die ganze Schrift erst in Frankfurt verfaßt ist. Goethe schreibt nämlich: „Mich freut von Herzen, daß Sie Anteil dran nehmen, wie oft hab ich im Schreiben an Sie alle [Salzmanns Kreis] gedacht; denn ich war ganz wieder um den Münster in meiner Wonne." Auch hier kann aber die definitive Ausarbeitung gemeint sein.

Für den vierten Teil ist die zeitliche Entstehungsgrenze durch die darin enthaltene Polemik gegen Sulzers Schrift „Die schönen Künste in ihrem Ursprung u. s. w. betrachtet" gegeben. Da diese zu Michaelis 1772 erschien, können die darauf bezüglichen Stellen erst unmittelbar vor dem Druck der „Deutschen Baukunst" geschrieben sein.

Den Schluß des Ganzen einer bestimmten Zeit innerhalb der Grenzen vom Jahre 1771 bis zum November 1772 zuzuweisen, erscheint nicht gerechtfertigt. Denn mag auch das homerische Gleichnis vom Löwen des Gebirges und die Ähnlichkeit des letzten Absatzes mit der begeisterten Anrede des Knaben im „Wanderer" auf die ersten Monate des Jahres 1772 hinweisen, irgend eine sichere Bestimmung ist aus diesen Indicien nicht zu gewinnen. Nur möchte ich annehmen, daß der letzte Teil einer früheren Zeit als der vorletzte entstammt. Dazu stimmt auch die Angabe Goethes (Dichtung und Wahrheit 12. Buch), in der die Abfassung der ganzen Schrift in die Zeit des Verkehrs mit den Darmstädtern, also ins Frühjahr 1772 verlegt wird.

Möglich, daß in dieser Zeit das bereits Vorhandene überarbeitet

*) Litterarische Zeitgenossen, Leipzig 1838, I, 60.

und verbunden wurde; jedenfalls stammen die einzelnen Abschnitte aus verschiedenen Monaten und sind nicht in einem Zuge hingeworfen. Auch die Gegenstände, die sie behandeln, sind mannigfaltig, zum Teil nur äußerlich zum Münster und seinem Erbauer in Beziehung gebracht, wie der zweite und vierte. Ein Schnupftuch mit Gaben, die er auf dem Spaziergange durch unbedeutende Gegenden eingesammelt, nennt Goethe seine Arbeit, darauf hindeutend, daß er von den kleinlichen, trocknen Erörterungen zeitgenössischer Ästhetiker über das Wesen der Kunst, insbesondere der Baukunst ausgeht.

Nur der erste Abschnitt ist von Polemik frei, ganz der Bewunderung und Verherrlichung des Münsters und seines Meisters gewidmet. Die Worte „mein Herz jünger, wärmer, thöriger und besser als jetzt" scheinen zu besagen, daß zwischen den Tagen, als der Verfasser in Straßburg weilte, und der Gegenwart eine längere Zeit vergangen, daß er seitdem gealtert sei. Das ist aber nur eine poetische Licenz, da ja zwischen der Abreise von Straßburg und dem Erscheinen des Büchleins wenig mehr als ein Jahr liegt. Ganz ebenso ist wohl die Stelle „ehe ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ozean wage, wahrscheinlicher dem Tod, als dem Gewinnst entgegen" aufzufassen, wenn auch hier eine Anspielung auf eine Besorgnis, die von der schweren Krankheit 1768—69 zurückgeblieben wäre, nicht ausgeschlossen ist.

Schon im zweiten Abschnitt nimmt Goethe den Kampf gegen die herrschenden Ansichten über die Baukunst auf. Und zwar wendet er sich gegen einen keineswegs verächtlichen Widersacher, gegen den Abt Laugier. Marc-Antoine Laugier war im Jahre 1713 zu Manisque in der Provence geboren. Schon früh trat er in den Jesuitenorden ein und zeichnete sich als Prediger so sehr aus, daß er, nach Paris berufen, auf den vornehmsten Kanzeln und sogar vor dem König sprechen durfte. Indessen verließ er, nachdem er erst die niedrigsten Weihen empfangen hatte, den Orden und wurde als Sekretär der französischen Gesandtschaft beim Kurfürsten von Köln zugeteilt. Bis 1757 blieb er in Deutschland und erhielt dann zur Belohnung für seine Dienste die Abtei Ribeauté. Dort lebte er von nun an bis zu seinem Tode, am 7. April 1769, ausschließlich seinen schriftstellerischen Arbeiten. Die erste derselben und zugleich diejenige, die uns hier allein angeht, ist sein Essai sur l'architecture, Paris 1753, dann in einer neuen Ausgabe 1755*), deutsch 1758.

*) Der genaue Titel lautet: „Essai sur l'Architecture. Nouvelle Edition; Revue, corrigée, et augmentée; avec un dictionnaire des Termes, Et des Planches qui en facilitent l'explication". Seine zweite die Baukunst betreffende Schrift „Nouvelles Observations sur l'Architecture" (Paris 1765, deutsch 1768) hat Goethe nicht berück-

Justi (Winckelmann in Deutschland S. 264) sagt über diese Schrift: „In Frankreich wurde im Anfang der fünfziger Jahre ein schonungsloser Angriff auf den Modestil geführt, in dem Essai sur l'Architecture des Jesuiten Laugier. 'In der Natur, wie in der Kunst,' heißt es hier, 'ist überall nur ein Weg für eine Wirkung,' mit diesem Satz ist über alle Willkür baumeisterlicher Erfindung der Stab gebrochen. Indem er ferner behauptet, daß alles, was gegen die Natur ist, wohl wunderlich (singulier), aber nie schön sein könne, leitet er die Formen aller Bauglieder aus ihrer Funktion ab; und es ist ein Vergnügen zu sehen, wie vor seiner einfachen Logik diese ganze dekorative Lügenarchitektur — diese gerollten Giebel und gewundenen Säulen, diese Pilaster und Nischen, Attiken und Mansarden, diese Arkaden über Säulen und Kuppeln über Arkaden, und alle die Reifröcke, Steckelschuhe und Fontangen einer alt gewordenen koketten Kunst herabfallen, und wie die drei hellenischen Ordnungen als ein Gewand, das einen schönen Leib schön verhüllt und offenbart, allein stehen bleiben und dennoch, wenn man Laugier glauben dürfte, den kühnsten mittelalterlichen und französischen Bauideen, von denen die Alten sich nichts haben träumen lassen, so bequem sich anpassen."

Aus den Worten Justis ist zu ersehen, welche Bedeutung dem nicht sehr umfangreichen Buche Laugiers zukommt. Es ist von einer reinen Anschauung der Baukunst des Altertums durchdrungen, die sich von der Herrschaft des geltenden Geschmacks freimacht und zugleich die Berechtigung für die aufgestellten Gesetze in der Übereinstimmung derselben mit dem von der Natur Gegebenen und Geforderten sucht, — eine Tendenz also, die dem im Eingang angedeuteten allgemeinem Gange der Kunstentwicklung des Jahrhunderts gemäß ist, die in den Grundzügen schon den späteren Bestrebungen Winckelmanns und Lessings entspricht.*)

Freilich steht ebenso wie diese beiden auch Laugier der Kunst des Mittelalters ohne Verständnis gegenüber. Er sagt S. 3 f.: „La barbarie des siècles postérieurs, après avoir enseveli tous les beaux Arts

sichtigt, obwohl die dritte Abteilung derselben die Anwendung des gotischen Stils im Kirchenbau behandelt und empfiehlt. Die Angabe Scherers (a. a. O.), daß Goethe gegen diese Schrift polemisiere, ist falsch. Laugier schrieb außerdem: Apologie de a Musique française 1754 (gegen Rousseau gerichtet), Manière de bien juger des ouvrages de peinture 1771, Histoire de la république de Venise 1759—68, 12 Bde., und noch eine Anzahl historischer Schriften. (Nach der Biographie uuiverselle, wo aber die „Nouvelles Observations" nicht angeführt sind.)

*) Allerdings sind die von Laugier vorgetragenen Ansichten in vielen Punkten auf Vorgänger, besonders auf Cordemoy und Blondel zurückzuführen. Auch scheint sein zweites architektonisches Werk zum Teil aus einem Manuskript des Frate Lodoli entnommen zu sein. Siehe Paul Schumann, Barock und Rokoko. Leipzig 1885 S. 26 f. und Anm. 7 und 8.

sous les ruines d'un seul empire qui en conservoit le goût et les principes, fit naître un nouveau système d'Architecture, où les proportions ignorées, les ornements bizarrement configurés et puerillement entassés, n'offroient que des pierres en découpure, de l'informe, du grotesque, de l'excessif." Die Renaissance ist ihm dann eine völlige Neugeburt des antiken Geistes, eine Wiedereinsetzung der antiken Baukunst in alle ihre Rechte. Indessen ist er doch so weit seiner Zeit voraus, daß er die Gotik nicht völlig verdammt. Er hält (S. 173 ff.) die gotischen Kirchen noch für die erträglichsten. Unter ihren grotesken Ornamenten fühlt er sich von Größe und Majestät ergriffen. Man finde darin Leichtigkeit und Zartheit, nur Einfachheit und Natur fehle ihnen. Wenn er die Pariser Notre-Dame betritt, die an Schönheit noch manchen Kirchen in den Provinzen nachstehe, werden seine Augen beim ersten Anblick gefesselt, seine Einbildungskraft wird durch die gewaltigen Verhältnisse des Gebäudes erregt, er muß sich einige Zeit der Majestät des Gesamteindrucks hingeben. Dann bemerkt er wohl Widersinniges in Menge; aber er schreibt es der Ungunst der Zeiten zu und muß schließlich doch gestehen: „Voilà bien des défauts, mais voilà qui est grand." Für den geplanten Bau der Madeleinekirche schlägt er eine Verbindung gotischer Wölbungen mit antiker Außenarchitektur vor.

Man sieht also, daß Laugier seiner Zeit in manchem voraus war.*) Wenn Goethe ihn trotzdem aus der großen Zahl derer, die über Architektur geschrieben hatten, herausgreift, so hat ihn dazu neben dem Tadel des Ornamentalen der Gotik das Pochen auf die Größe der Renaissancekunst gegenüber den vorangegangenen Perioden völligen Verfalls und die Ableitung des antiken Baustils aus den Urelementen der Architektur (nach Vitruv II, 1, 1—7) bewogen. War die letztere richtig, so mußte allerdings die Gotik als sekundäre Kunst neben der ursprünglichen, griechischen zurücktreten. Laugier behauptet, daß das erste menschliche Gebäude aus vier senkrecht in den Boden gerammten Pfählen bestanden hätte, die durch vier andere, wagrecht darauf gelegte verbunden worden seien. Darauf wären wieder zwei gegeneinander geneigte Balken, die sich mit den Spitzen berührten, gelegt worden und dieses Dach sei dann mit Blättern bedeckt worden. In dieser Anordnung sieht er die Urelemente für Säulen, Giebel, Form des antiken Tempels, wie jeder späteren kunstgemäßen Architektur. Goethe leugnet, daß man von den einfachen Verhältnissen der Urzeit das für die Bedürfnisse der Gegenwart Geeignete

*) Gegen seinen „Essai" erschienen denn auch Gegenschriften von De la Fonte de St.-Yenne (Briseux), Frézier und Guillaumont.

ableiten könne, er leugnet aber auch die Richtigkeit der von Laugier angenommenen ersten Hüttenform und stellt ihr mit Recht eine andere, sicher ältere entgegen, die in der Spitze endigt und so, nach Laugiers Vorgang weiter ausgebildet, zur Gotik führt.

Endlich wendet er sich gegen einen dritten Hauptpfeiler des Systems Laugiers, daß die Säule, die isoliert stehende Stütze der wesentlichste Bestandteil jeder architektonischen Ordnung sei, und weist ihm schlagend das Ungereimte dieser Behauptung nach. Er behauptet mit vollstem Recht, daß unsre Gebäude aus Flächen bestehen, und sagt ferner, daß durch die geniale Kraft des Künstlers im gotischen Stil die Einförmigkeit, die diesen naturgemäß innewohnt, in Mannigfaltigkeit aufgelöst werde. Es soll hier nicht untersucht werden, ob damit das Wesen der Gotik treffend bezeichnet sei; jedenfalls ist aber die Grundlage, auf der sich Goethes kühne Hypothese aufbaut, unzweifelhaft richtig.

In der Bekämpfung Laugiers zeigt Goethe eine geistige Schärfe eine Treffsicherheit, die bei einem Jüngling von 22 Jahren wahrhaft bewundernswert ist. Gewandt weiß er die Schwächen des Gegners zu erspähen und gewinnt besonders dadurch, daß er die Anerkennung der Größe des Altertums völlig von der ihrer Nachahmer trennt, einen neuen sichern Standpunkt, den vor ihm kein anderer eingenommen hat. Indem er zugleich die Kunst als etwas von den gegebenen geographischen und sozialen Verhältnissen Abhängiges hinstellt, erhebt er sich über die allgemein geltende Auffassung, daß für das künstlerische Schaffen allein allgemein giltige, ideale Gesetze maßgebend seien, und kommt so zu seiner neuen Forderung der „charakteristischen Kunst".

Wie ihm die neue Offenbarung zu teil ward, berichtet er im dritten Teile seiner Schrift. Dabei übergießt er das Werk, in dem die oberflächlich antikisierende Kunstanschauung seiner Zeit verkörpert erscheint, Sulzers „Allgemeine Theorie der schönen Künste", mit seinem Spott. Wie berechtigt derselbe war, sieht man aus der in diesem Bande (S. 57 ff.) abgedruckten Recension Mercks Das Wort „gotisch" wurde von Sulzer als Sammelbegriff alles Verkehrten, Rohen, Lächerlichen gebraucht (siehe oben S. 150), der Sinn, den es damals allgemein hatte, und deshalb will Goethe zu Beginn des vierten Abschnittes die Bezeichnung „Deutsche Baukunst" einführen, weil er den gotischen Stil irrig für eine Geburt des deutschen Geistes hält. Es liegt hier der erste jener später oft wiederholten Versuche vor, den Spottnamen durch einen andern zu ersetzen. Sie hörten nicht früher auf, als bis die spöttische Bedeutung vergessen und das Wort „gotisch" zum Ehrennamen geworden war.

Die patriotischen Folgerungen, die Goethe aus seiner falschen Ansicht von dem Ursprung der Gotik zieht, sind natürlich unberechtigt, ebenso wenn er Erwin als den frühesten Meister, gleichsam den Erfinder seines Stils ansieht. Aber, mag er auch da, wo es sich um die Erkenntnis historischer Verhältnisse handelt, irren; so bald er auf das Wesen der Kunst zu sprechen kommt, führt ihn sein klares Auge sicher auf den Weg des ewig Wahren. Nicht der Sinnenreiz, nicht die flache, weichliche Kunst seiner Zeit, selbst nicht die Erhebung der Erscheinung zum Ideal, erkennt er als echte Kunst an. „Die weiche Lehre neuerer Schönheitelei" sieht er wieder durch Sulzer in dessen Artikel „Künste" verkörpert und hier wie in einer eigenen ausführlichen Recension in den Frankfurter gelehrten Anzeigen (oben S. 71 ff.) tritt er gegen ihn auf. Nur das Charakteristische läßt er gelten, worin sich eine eigne Natur selbständig ausspricht. In diesem Sinne stehen für ihn die rohen Schnitzereien der Wilden neben den höchsten Werken der Kulturmenschen. Hier spricht der Schüler Herders. Er weiß, was den großen Künstler ausmacht, er erkennt ihn in den Gestalten Albrecht Dürers, die seinen Zeitgenossen neben ihren eignen süßlichen Nachahmungen hölzern und plump erscheinen. Im Nachahmen sieht er (im fünften Teil der Schrift) den Quell alles Verderbens. Deshalb will er nicht einmal dulden, daß der Künstler durch die, denen in den Werken der Alten die höchste Schönheit aufgegangen ist, belehrt werde; auf seinen eignen Flügeln soll er sich zur Sonne erheben, nur was er sieht und fühlt, soll er darstellen, und in heißem Ringen vordringen bis zur himmlischen Schönheit, der „Mittlerin zwischen Göttern und Menschen".

Die letzten, dithyrambischen Sätze der Schrift sprechen dieselben Kunstansichten aus, die Goethe in Gedichten aus diesen und den folgenden Jahren öfter niedergelegt hat: nicht Belehrung, nicht Empfindung des Schönen in den Werken der Vorzeit, sondern die eigne schöpferische Kraft, die in der Seele lebt und ungestüm nach Bethätigung drängt, macht den wahren Künstler.

Was frommt die glühende Natur
An deinem Busen dir?
Was hilft dich das Gebildete
Der Kunst rings um dich her?
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt,
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Im zwölften Buch von „Dichtung und Wahrheit" hat Goethe selbst die Gedanken dargelegt, die den Kern seiner Schrift „Von deutscher Baukunst" ausmachen, indem er das polemische Beiwerk unberücksichtigt ließ. Diese Gedanken sind, wie schon hervorgehoben wurde, Goethes geistiges Eigentum. Wenn W. v. Biedermann (Goethe-Jahrbuch I, 21) behauptet, daß Goethe hier, wie in späteren auf bildende Kunst bezüglichen Schriften, „den von Lessing ebenfalls im 'Laokoon' geführten Nachweis, daß Schönheit der oberste Grundsatz der hellenischen Kunst gewesen sei, des weitern ausführte und belegte", so findet sich für diese Behauptung in unserer Schrift kein Beweis. Sie behandelt ein Gebiet, über das sich Lessing überhaupt noch nicht geäußert hatte. Und ebensowenig ist in dem Gedankengehalt, abgesehen von einer Stelle, eine Entlehnung von Herder festzustellen. Der Unterschied in dem künstlerischen Bewußtsein beider, daß bei Herder immer das Plastische, der Tastsinn, bei Goethe Architektur und Malerei, das Sehen im Vordergrund steht, tritt auch hier deutlich hervor.*)

Herderisch ist nur der Stil im weitesten Sinne: die sprunghafte Verbindung verschiedenartiger Gegenstände, die Kraft der durchweg poetisch gehobenen Sprache, der Reichtum an Bildern, die oft allzu kühn und den Gedanken verdunkelnd erscheinen, jene „Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen", von der Goethe selbst sagt, daß er dadurch das Licht, das ihm aufgegangen war, für sich und andere verfinstert habe. Er sei dazu durch Hamanns und Herders Beispiel verführt worden, und habe dadurch die Wirkung seiner Schrift geschädigt. Dafür, daß Goethes Stil hier in der That dem Herders gleicht, könnte kein besserer Beweis erbracht werden, als durch die Thatsache, daß selbst Hamann Herdern für den Verfasser hielt (Hamann an Herder 19. August 1773).**)

Dieser gehörte auch zu den ersten, die den Aufsatz erhielten. Schon am 5. Dezember 1772 schreibt Goethe ihm: „Freute mich von Herzen, wie Du Antheil an Erwinen nahmst." Herder suchte ihm auch bei ferner Stehenden eine gute Stätte zu bereiten. So schrieb er an Nicolai (14. August 1773) darüber: „Es soll kein Meisterstück sein, weder an Stil noch Inhalt, sondern nur Zeichen, dem widersprochen werde, damit

*) Goethe schreibt Mitte Juli 1772 (Briefe 2, 17) an Herder: „Drein greifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft. Ihr habt das der Bildhauerei vindiciert, und ich finde, daß jeder Künstler, so lange seine Hände nicht plastisch arbeiten, nichts ist. Es ist alles so Blick bei Euch, sagtet Ihr mir oft. Jetzt versuch' ichs, thue die Augen zu und tappe."

**) Siehe auch Herders Antwort (Herders Briefe an Hamann. Hrsgeg. von O. Hoffmann. Berlin 1889. S. 78.) Auch Sulzer hielt Herdern für den Verfasser, was aus seinem Brief an Zimmermann vom 12. Dez. 1771 (Aus Herders Nachlaß II, 344) mit Gewißheit hervorgeht. Ebenso schrieb Bodmer einem Verfasser die Schriften „Von deutscher Art und Kunst" und „Von deutscher Baukunst" zu (an Sulzer 27. Okt. 1773. Goethe-Jahrbuch V, 185).

man mehr reden könne." Aber er lehnt es, bei aller Achtung vor dem Verfasser, der „ein Kopf" sei, ab, eine Besprechung des Buches für Nicolais „Allgemeine deutsche Bibliothek" zu übernehmen. Nicolai antwortet am 6. Sept. 1773: „Sie sollten nicht auf mich ungehalten sein, wenn ich nicht recht von deutscher Art bin." Und doch hatte ihn auch Merck (Briefe III, 58) für einen der Gleichstrebenden gehalten, und ihn mit Bezug auf den Erwin gewarnt: „Machen Sie, daß es keinem Ungewaschenen in die Hände fällt, der den Genius verkennt!" Als die Allgemeine deutsche Bibliothek „Von deutscher Art und Kunst" besprach (Anhang zum 13. bis 24. Bande S. 1174), widmete sie Goethes Schrift nur die kühlen Worte: „Der Verfasser ist Goethe. Er preist bei Gelegenheit des Strasburger Münsters (von Erwin von Steinbach erbaut) die deutsche Baukunst."

Die übrigen gleichzeitigen Beurteilungen der kleinen Schrift sollen, bis auf eine, nur mit wenigen Worten gemustert werden. Die früheste unter ihnen erschien am 4. Dezember 1772 in der Zeitschrift, an der Goethe damals selbst mitarbeitete, den Frankfurter gelehrten Anzeigen (Neudruck S. 643). Sie rühmt im Eingang die „so mäßige Bogenzahl" und das „so vollhaltige Gewicht", liefert dann einen Auszug, der aber Goethes Worte, besonders gegen den Schluß hin, nur verzerrt wiedergiebt, und empfiehlt die Arbeit allen Verehrern der Kunst „sowohl in Ansehung ihrer Grundsätze, als des wahren Genius, der durch die kleinsten Teile durchzieht".

Goethe war über diese Recension höchst aufgebracht, noch ehe er sie gelesen hatte (an Kestner 25. Dez. 1772). Die Ursache lag in der Persönlichkeit des Verfassers. Es war der übelberufene Gießener Professor Christian Heinrich Schmid, der „Lumpensammler am Parnasse", der Marktschreier im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", der im Sommer Höpfner, Merck und Goethen zum Gespötte gedient hatte, aber schließlich doch in ihren Kreis eingedrungen war. Goethe war ergrimmt, daß dieser Esel die Disteln, die um seine Gärten wüchsen, nagte und sein kritisches J! a! schriee.

Eine weitere Äußerung Chr. H. Schmids über den Erwin steht in dem von ihm verfaßten Artikel „Nachrichten vom Zustande des deutschen Parnasses" (Teutscher Merkur. Junius 1773. S. 207). Dort sagt er: „Der Vater der neuern Künsteleien, die unserm Stile schon so verderblich geworden, Herr Hamann, ist von neuem aufgetreten, und hat Selbstgespräche bekannt gemacht, die er auch nur selbst zu enträtseln im Stande ist. Hingerissen von diesen glänzenden Fehlern hat ein an-

gehender Schriftsteller, der Verfasser einer sonst lesenswürdigen Brochüre von deutscher Baukunst, durch Zierraten zu glänzen gesucht, die in der Baukunst Schnörkel heißen." Wieland, der den Artikel Schmids mit reichlichen Anmerkungen zum Ausdruck seiner häufig abweichenden Meinung versah, hatte hier nichts hinzuzufügen.

Auch die nächste Kritik ging aus einem Kreise hervor, dem Schmid angehörte. In den Erfurtischen gelehrten Zeitungen vom 10. Dezember (99. Stück S. 816 f.) stand sie; „Ausdrücke wie 'lallende Affektation', 'kindische Bemühung, die Sprache umzukehren und zu modeln, Bildchen zusammenzutragen, biblische Anspielungen zu häufen' wurden durch lobende Bezeichnungen wie 'großer Enthusiasmus', 'Patriotismus' nur wenig versüßt, auch der Schlußpassus: 'Wir wünschten uns doch noch erst Tacitos, ehe wir Apulejos bekommen sollen', war nichts weniger als schmeichelhaft."*)

Weit erfreulicher war die Äußerung von Matthias Claudius in der Nummer seines Wandsbecker Boten vom 4. Mai 1773. Er schrieb: „Wir haben den Münster in unserm kurzweiligen Leben niemals gesehen, auch nicht viele S. Peters-Kirchen gebaut weder im deutschen noch undeutschen Geschmack, wir können also von dieser Abhandlung nichts weiter sagen, als daß sie mit viel Enthusiasmus und Vaterlandswärme geschrieben ist, und daß wir sehr geneigt sind, dem Vf. Recht zu geben, und für Erwin eine Blume mit in das Schnupftuch hineinzuthun."

Die ausführlichste und zugleich die einzige Besprechung, die von einem Fachmann herrührte, erschien in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, 14. Band, zweites Stück, S. 287—294. Ihr Verfasser war ein tüchtiger Architekt, der kurfürstlich sächsische Hofbaumeister Friedrich August Krubsacius (1718—1790)**). Zwar thut ihm Justi zu viel Ehre an, wenn er ihn „den Hauptfeind und endlichen Besieger des Barockstils unter den Dresdener Baumeistern" nennt***); denn er nahm nur verstandesmäßig die Lehren des genialen Longuelune in sich auf und sein Ziel wurde die „Simplicité", das heißt die nüchterne, phantasielose Nachahmung der Formen seines Meisters, in denen er das Ideal edler Einfachheit und echt antiker Größe verwirklicht sah.

Schon in früher Jugend bekämpft er in seinen „Betrachtungen über den wahren Geschmack der Alten in der Baukunst und über dessen

*) R. M. Werner im Goethe-Jahrbuch I, 177. Ich habe diese Kritik nicht erlangen können.

**) Über ihn siehe Justi a. a. O. S. 258 und 265 und besonders Paul Schumann a. a. O. von S. 55 an.

***) Die Stelle, die Justi anführt, ist gar nicht gegen den Rokokostil, sondern gegen die Hamann-Herdersche Schreibart in Goethes Aufsatz gerichtet.

Verfall in den neuern Zeiten"*) nicht nur den herrschenden Rokokogeschmack, das Grillen- und Muschelwerk in der Außenarchitektur, er verlangt sogar, ebenso wie Cordemoy, Blondel, Briseux vor ihm und Laugier später, ein Zurückgehen auf die einfachen Formen der echten Antike, nicht auf Vitruv und Palladio, und sucht, ähnlich wie jene, die Formen der einzelnen Bauglieder aus ihrer Bestimmung abzuleiten, wobei er in ein willkürliches, hohles Systematisieren verfällt. Er verdammt jede Verzierung, die nicht genetisch und konstruktiv begründet ist,**) und will überhaupt Gebäude so wenig als möglich verzieren.

Ein Vertreter solcher Anschauungen mußte der Gotik durchaus feindlich gegenüberstehen; denn auch er schwor darauf, daß „nur die Griechen in der Baukunst den rechten Weg getroffen hätten, weil sie die Schönheit der Natur suchten und bei der edlen Einfalt blieben".

Von diesem Grundsatz geht er auch in seiner Kritik von Goethes Schrift aus. Er verspottet zuerst „die neumodische, mit Metaphern überladene und seltsam-launigte Schreibart", deren Mißbrauch hier zur höchsten Höhe angewachsen sei. Dann giebt er einen ironisch gefärbten Auszug der ersten beiden Teile, wirft dem Verfasser vor, daß er vermutlich nur Laugiers Versuch und seine Beobachtungen gelesen habe, und wünscht, daß „dieser witzige Schwätzer" und alle die ihm gleichen, sich zuvor eine genaue Kenntnis der Baukunst erworben hätten, ehe sie es gewagt, darüber zu schreiben.***)

Das Gefällige der zierlichen gotischen Bauart werde wohl so leicht niemand leugnen, sie sei aber nicht deutsch, sondern aus Asien zu uns gekommen, gleiche den Lauberhütten aus schwachen Stangen, und sehe zu kraus und zu zerbrechlich aus. Ob dem Verfasser „sein Genius" nicht gesagt habe, daß in Spanien, Frankreich, England und Italien ebenso zierliche gotische Kirchen zu sehen seien als in Deutschland? Ja der Turm zu Mailand, an dem noch gebaut werde, übertreffe weit das Münster an Zierlichkeit, Verhältnis, Schönheit und Marmorpracht, zum Beweise, daß Italiener die Kunst Erwins noch heutiges Tages verstehen.

Krubsacius eignet sich dann den Goethischen Vergleich des gotischen Doms mit einem weitschattenden Baume an, gestaltet ihn aber in seiner Weise zu einer Ableitung des Stils mit allen seinen Einzelheiten aus

*) Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste 1745 Bd. IV, 411 ff.

**) Kurze Untersuchung des Ursprungs der Verzierungen, der Veränderung und des Wachstums derselben bis zu ihrem jetzigen Verfalle. Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit. 1759. Bd. IX, 22 ff. und 175 ff.

***) Wie man sieht, steht Krubsacius den Theorien Laugiers durchaus feindlich gegenüber; es ist also auch nicht richtig, wenn Justi (a. a. O. S. 265) sagt, er habe sich an ihn angeschlossen, sei gleichsam sein Schüler gewesen.

dem Organismus des Baumes um und tadelt dann, daß durch die Zuthaten, die sich nicht mit Stamm, Ästen, Blättern, Blüten vergleichen ließen, die wahre, gute gotische Bauart verdorben worden sei, so sehr, daß man ihren Ursprung nicht mehr wahrnehmen könne. Sie sei also nicht systematisch, keine Nachahmung oder Verbesserung des natürlich Notwendigen, könne also auch dem Deutschen bei den Ausländern keine Ehre bringen. „Oder sagt man diese Dinge nicht bloß in Absicht eigener Ehre, um gleich einem Laugier durch etwas Neues und Unerwartetes Aufmerksamkeit zu erwecken?"

Schon daß Krubsacius dem Verfasser der Schrift, die von der ehrlichsten, selbstlosen Begeisterung durchglüht ist, eine solche Absicht unterschiebt, zeigt deutlich den Mangel an Verständnis. Da war es ihm erst recht unmöglich, dort, wo Goethe in die Tiefe geht, wo er sein künstlerisches Ideal entwickelt, zu folgen, er kann es nicht begreifen, daß jener von Unterricht, Grundsätzen und Regeln wenig Förderung für das Wesentliche des künstlerischen Schaffens erwartet, er versteht nicht, wie er offen gesteht, was Goethe mit der Forderung „einiger, eigner, selbständiger Empfindung" meint. „Wenn er damit sagen will, ein jeglicher Künstler müsse fähigen Geistes zu seiner Kunst sein, oder was einerlei ist, er müsse Genie dazu haben; so hat er etwas sehr Gemeines und Altes gesagt: und was konnte er sonst damit sagen wollen?"

Hier handelt es sich nicht um von einander abweichende Kunstanschauungen, nicht um die Bekämpfung eines für falsch gehaltenen Systems. In der Kritik, die Krubsacius der Erstlingsschrift Goethes gegenüberstellt, tritt das ganze „selbstkluge" Jahrhundert gegen den neuen Geist, der sich eben zu regen beginnt, in die Schranken. Bis dahin hatte auf allen Gebieten, in Philosophie, Theologie, Dichtung, Kunst einer geherrscht: der Verstand. Was das Jahrhundert Großes geleistet hatte, war der Kritik, der scheidenden und erkennenden Kraft des Geistes zu danken gewesen. In Shaftesbury, Wolff, Voltaire, Lessing, im religiösen Rationalismus verkörperte sich die vorherrschende Richtung des Ganges der europäischen Menschheit. Klopstock und Rousseau ebenso wie der deutsche Pietismus waren bis dahin nur in engen Kreisen wirksam geworden. Aber schon war der Boden für eine neue Zeit bereitet. Brausend kündigten sich die heraufziehenden Frühlingsstürme an. Aus dem Nebel Schottlands und Englands begannen sie als Stimmen der Vorzeit zu wehen, im Norden Deutschlands, in Schleswig und Königsberg, ließ sich der helle Weckruf Gerstenbergs, die prophetisch dunkle Stimme des Magus im Norden und die seines großen Schülers vernehmen. Überall war

das Losungswort dasselbe: die Rechte des Genius, der im Menschen wohnenden schöpferischen Kraft, die sich nicht durch Regeln hervorrufen und lenken läßt, die nicht einem Volke als ausschließliches Eigentum gegeben wurde, sondern die in allem lebt, was Menschenhand und Menschengeist, der Gottheit nacheifernd, getrieben von dem Drange in ihrer Brust, geschaffen haben, jene Kraft, die in den Liedern der nordischen Vorzeit und der untersten Volksschichten ebenso wie in den erhabensten Schöpfungen der griechischen Kunst webt.

Das sind die Sturmschwalben, die das heraufziehende Gewitter ankündigen, und zu ihnen gehört auch Goethes Aufsatz „Von deutscher Baukunst". Das Neue, was er enthält, besteht vor allem in der starken Betonung des Deutschtums, des nationalen charakteristisch formenden Geistes in der bildenden Kunst, auf den kein Früherer hingewiesen hatte. Dadurch wurde Herder wohl veranlaßt, ihn in seine fliegenden Blätter „Von deutscher Art und Kunst" aufzunehmen*), die im Mai 1773 erschienen. Dort redete er am Schluß seines Shakespeare-Aufsatzes den Freund an, den er vor Shakespeares „heiligem Bilde" mehr als einmal umarmt und ermahnt hatte: „Dein edles deutsches Würken laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hange." Goethes Erstlingsschrift erschien unverändert, auch jetzt ohne den Namen des Verfassers.

Herder scheint Goethes Ansichten nicht geteilt, wenigstens eine tiefere Begründung verlangt zu haben; denn er ließ auf dessen Arbeit einen „Versuch über die gothische Baukunst. Aus dem Italienischen des Frisi" (Livorno 1766) folgen, der ganz in der üblichen Weise die Einfalt der Alten betonte, die deutsche Baukunst des 13. und der folgenden Jahrhunderte auf Nachahmung der Goten und Sarazenen zurückführte und darin nur Verderbnis sah. Auf diesen Artikel wies Herder in einer Schlußanmerkung zu Goethes Erwin hin: „Der folgende Aufsatz, der beinahe das Gegenteil und auf die entgegengesetzteste Weise behauptet, ist beigerückt worden, um vielleicht zu einem dritten mittlern Anlaß zu geben, wo durch Data untersucht werde, wo, wann und wie eigentliche gotische Baukunst entstanden, was in ihr nordisches Bedürfnis und Ausnahme von der Regel größerer Schönheit, oder etwa selbst größerer Plan einer neuen Art von Schönheit sei u. s. w."

Durch den Abdruck in den Blättern „Von deutscher Art und Kunst" wurde Goethes kleine Schrift in weiteren Kreisen als zuvor bekannt. Gerade an ihr scheinen die Verteidiger des Alten am meisten Anstoß ge-

*) Siehe über diese deutsche Nat.-Litt. Bd. 76, 2, XXXV ff.

nommen zu haben. So schreibt Garve an Weiße (2. Oktober 1773)*): „Wer . . . kann an dem Etwas zur deutschen Art und Kunst Geschmack finden? Schon die Sprache ist unerträglich. Das soll Original, das soll Natur sein: aber es ist der ärgste, abscheulichste Zwang; und von allen Nachahmungen die sklavischeste. Denn wer anders als ein Sklave kann sich so winden und drehen, wenn er spricht, bald in Rätseln sprechen, bald in dem stolzen Tone des Gebieters, dem man dient? Was ist denn das ewige Deklamieren gegen die Franzosen? Ist es nicht etwas blos Modisches? was ist denn das Geschwätz von Originalität? Ein Mensch, der seinen Empfindungen folgt, und die Dinge ansieht, wie sie ihm selbst sich zeigen, redet ganz anders. — Nur der wilde Mensch ist Original; alle Sittlichkeit, alle Erziehung, alle Kultur ist Nachahmung. Einer baut immer auf den Grund des andern fort. — Ich fange an zu schwärmen. Aber wirklich, das Ding verdrießt mich"**).

Man sieht aus allen Äußerungen über Goethes „deutsche Baukunst", daß die Zeit den darin ausgesprochenen Gedanken noch nicht reif war. Er hoffte auch nicht, die Älteren, in denen die überlieferte Kunst- und Lebensanschauung festgewurzelt war, zu bekehren; aber auf seine Altersgenossen rechnete er. „Ich weiß," schrieb er im Herbst 1773 an den Straßburger Freund Röderer, „daß das Wort an jungen warmen Seelen, die im Schlamme der Theorien und Litteraturen noch nicht verloren sind, fassen wird."

Man weiß, daß auch diese Hoffnung Goethes sich nicht verwirklichte. Er blieb vereinsamt mit seiner Begeisterung für die Gotik, die im ganzen Jahrhundert nur einen, Jakob Asmus Carstens, gleich mächtig ergriff. Trotz alles Widerspruchs, alles Spottes blieb Goethe einige Jahre hindurch Anhänger der mittelalterlichen Kunst. Als er im Juli 1775 wieder in Straßburg weilte, legte er von neuem sein künstlerisches Glaubensbekenntnis ab in der „Dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe" (siehe unten S. 277 ff.), und noch 1779 rühmt er beim Anblick des Doms in Speier von den alten Kirchen***): „Sie schließen den Menschen in den einfachen, großen Formen zusammen, und in ihren hohen Gewölben kann sich doch der Geist wieder ausbreiten und aufsteigen, ohne, wie's in der großen Natur geschieht, ganz ins unendliche überzuschweifen." Am 26. September 1779 bestieg er wiederum, in Begleitung des Herzogs Karl August, den Turm des Straßburger Münsters.

*) Briefe von Christian Garve an Christian Felix Weiße. Breslau 1803 I, 25 f.
**) Vergl. auch den oben angeführten Brief Bodmers an Sulzer.
***) An Charlotte v. Stein 25. September 1779.

Aber damals war schon das Bild des „heiligen Erwin" in seiner Seele verblaßt; er stand, wie seine Iphigenie am Gestade der nordischen Welt, „das Land der Griechen mit der Seele suchend", und die Antike nahm ihn auf lange Jahre völlig in ihren Bann. Als er aus Italien zurückkehrte, war die Welt Erwins und Gottfrieds von Berlichingen hinter ihm versunken, und schwerlich wird die damals gerade an ihn herantretende Erinnerung an die Zeiten, wo er in ihr seine Ideale suchte, die alten Gefühle von neuem erweckt haben. 1789 erschien in Weimar der erste Band von G. Huths Allgemeinem Magazin für die bürgerliche Baukunst und darin auf S. 84e—91 ein Abdruck der Schrift „Von deutscher Baukunst".*) Ihr geht dort ein Aufsatz von Weinlig über „gotische Bauart" voraus, der ebenfalls günstig über sie urteilt, und eine längere Stelle aus dem Italienischen des Frisi, wie Goethes Arbeit aus den Blättern von deutscher Art und Kunst abgedruckt. Der Herausgeber leitet zu Goethes Schrift durch folgende Worte über: „Fast als ein Gegenstück zu den, hier soeben mitgeteilten ungünstigen Urteilen über gotische und deutsche Bauart, verdient folgender Aufsatz noch weit würdiger hier aufgenommen, erhalten, gelesen und, was mitunter darin so stark und schön gesagt wird, von jedem, in dessen Adern deutsches Blut wallet, beherzigt zu werden. Dieser Aufsatz nimmt, wie billig, die Originalität gedachter Bauart in Schutz, und übertreibt darinnen vielleicht hie und da der Enthusiasmus seine Verteidigung und sein Lob, so wird doch jeder unbefangene Denker gewiß gesundes, natürlichen Verstandes Urteil, zu dem die Wahrheit sich immer gesellet, darin antreffen. Der Münster in Straßburg, dieses große und erhabene Gebäude, veranlaßte ihn im Jahre 1773; er steht in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst und wird schwerlich von vielen itzigen Baumeistern gekannt und dort noch gelesen werden: gleichwohl wäre Schade, wenn er sich so ganz für den Bauverständigen ungenützt verlöre. Der Verfasser desselben hat sich nicht genannt. Kenner deutscher Litteratur werden ihn aber bald an der ihm ganz eigentümlichen Schreibart und Kraft des Ausdrucks erraten."

Noch in seiner Anzeige der ersten Stücke der „Propyläen" (Bd. 31, 58) schrieb Goethe 1799: Unserer Meinung nach halten sich Liebhaber gewöhnlich viel zu lange bei der ägyptischen, altgriechischen, altitalienischen, besonders aber der altteutschen Kunst auf, deren Verdienste meist nur ein historisches, selten ein höheres Kunstinteresse haben und die sich gegen die freie Größe vollendeter Werke wie das Buchstabieren zum Lesen, wie

*) L. Geiger hat im Goethe-Jahrbuch VII, 296 auf diesen Druck hingewiesen.

Stottern zum Recitieren und Deklamieren verhalten." Das Jahrhundert neigte sich seinem Ende zu, als endlich in Dichtung und bildender Kunst der Samen, der in den siebziger Jahren ausgestreut worden war, aufging. In den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" knüpfte der jugendliche, frühverstorbene Wackenroder an die früheren Bestrebungen wieder an, und der thätige Eifer der Brüder Boisserée und Grimm, die Begeisterung Brentanos, Arnims und Görres', weckte im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Liebe zum deutschen Altertum von neuem.*) Auch Goethe wurde von ihr, allerdings halb widerwillig und nicht gerade lebhaft ergriffen und bis zu seinem Tode festgehalten. Im Jahre 1823, fünfzig Jahre nach dem Erscheinen der Jugendarbeit, veröffentlichte er einen neuen Aufsatz „Von deutscher Baukunst" (Kunst und Altertum IV, 2, 139 ff.). Er erzählt dort, wie er, diesem Kunstzweige lange Zeit völlig entfremdet, endlich nach fünfzigjährigem Streben durch die Bemühungen patriotisch gesinnter, geistreicher, emsiger, unermüdeter junger Männer zur Klarheit gelangte, und sich des im ersten Enthusiasmus verfaßten Druckbogens erfreute, dessen er sich bei späterem Lesen nicht zu schämen brauchte. Er ließ ihn dann auch im dritten Hefte des vierten Bandes von „Kunst und Altertum" wieder abdrucken,**) „um den Unterschied zwischen dem ersten Keimen und der letzten Frucht recht anschaulich und eindringlich zu machen".

Aber dann finden wir doch wieder aus den letzten Lebensjahren eine Äußerung (zum Kanzler v. Müller 6. Juni 1830), die zeigt, daß die alte Abneigung gegen die Gotik noch nicht ganz geschwunden war. Als Müller ihm die Mailänder Briefe seines Sohnes zurückgab und sich wunderte, daß August nichts vom Dom geschrieben habe, sagte Goethe: „Er weiß schon, daß ich mir nichts daraus mache, ich nenne ihn nur eine Marmorhechel. Ich lasse nichts von der Art mehr gelten, als den Chor zu Köln; selbst den Münster nicht."

---

*) In den Kreisen der Romantiker wurde es anerkannt, daß Goethe zuerst auf die altdeutsche Kunst hingewiesen hatte. „Am frühesten (klingen die Töne der Elegie auf Deutschlands unbekannte Herrlichkeit) in den wenigen Zeilen unsers Dichters über den Münster in Straßburg, die ich niemals ohne Bewegung habe lesen können." Tieck im Phantasus (Schriften, Berlin 1828 IV, 14).

**) Hier wirkte wohl eine Anregung Boisserées nach, der am 11. Mai 1811 „ihm den zweideutigen Ruf ins Gedächtnis rief, worin er sich durch Unterdrückung seiner Rede über den Straßburger Münster gesetzt habe" (Sulpiz Boisserée I, 122.).

Von

Deutscher Baukunst

D. M.

ERVINI A STEINBACH.

1773.

Drucke: 1. Titel siehe oben. 16 S. 8°. — 2. Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter. Hamburg 1773. Bei Bode. S. 119—136. — 3. J. W. Goethens Schriften. Berlin 1779. Bei Himburg. Vierter Band. S. 95—114. — 4. G. Huth, Allgemeines Magazin für bürgerliche Baukunst. Weimar 1789, I, S. 84e—91. Abdruck von 2, sicher ohne Goethes Mitwirkung entstanden. Die Abweichungen beruhen nach der mir gütigst mitgeteilten Kollation Lambels auf Nachlässigkeit und Willkür, sie sind deshalb bei der Textrevision nicht berücksichtigt worden. — 5. Über Kunst und Alterthum. Vierten Bandes drittes Heft Stuttgart 1824. S. 12—31. — 6. Goethes Werke. Ausgabe letzter Hand. 39. Band. Stuttgart 1830. 16°. S. 339—351. — Im Inhaltsverzeichnis von 5 (S. 165): „Von deutscher Baukunst, insbesondere von dem Straßburger Münster, geschrieben 1773." — Die am Rande stehenden Zahlen zur Bezeichnung der Abschnitte hat keine der früheren Ausgaben. — 3. D. M. = divis manibus, dem Andenken. Eingangsformel römischer Grabinschriften. — 5. 1773. Diese Jahreszahl in allen Drucken, mit Ausnahme einiger posthumer Ausgaben, die fälschlich 1771 haben. Über Entstehungszeit und Herausgabe der Schrift siehe die Einleitung.

Als ich auf Deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und[1.] den Stein suchte, der mir deuten sollte: „*Anno domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis*“, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergossen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thöriger und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitztümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ich's vermöchte.

Was braucht's dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum krabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge auftürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß und bis in den kleinsten Teil notwendig schön wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: „Ich bleibe bei euch in den Werken meines Geistes; vollendet das Begonnene in die Wolken!“

Was braucht's dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ist's Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäckler wird's ewig schwindlen an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

1—5. Als ich auf Deinem Grabe ... mir ihn zeigen konnte. Erwin ist auf dem kleinen Hofe in der Nordostecke des Münsters, dem sogenannten Leichenhöfel hinter der Johanniskapelle beerdigt, zusammen mit seiner Gattin und einem später gestorbenen Enkel. Der gemeinsame Grabstein, der sie deckt, zeigt die Namen und die Todestage der darunter Ruhenden. — 3. XVI. Kal. Febr., 17. Januar. — 15. Babelgedanken. Anspielung auf den ungeheuren Plan des Turmbaues zu Babel. — 16. zeugen, 5—6 erzeugen. — 20. Werken, 2, 3 Wolken (Druckfehler). — 24. Geschmäckler, diejenigen, deren Kunstanschauung vom Geschmack, d. h. den verstandesmäßig erfaßten und befolgten Regeln beherrscht wird, im Gegensatz zum freiwaltenden Genius. Vgl. „Dichtung und Wahrheit“, 13. Buch:

Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen?

— ewig, 5—6 immer. — schwindlen, 5—6 schwindeln.

Also nur, trefflicher Mann, eh ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ozean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinnst entgegen, siehe, hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid' ich den deinigen in eine deinem Turm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gaben dabei auf. Nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herab gelassen ward, voll reiner und unreiner Tiere, so auch voll Blumen, Blüten, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschoßne Schwämme, das Alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisierend, eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe.

*

[2.] „Es ist im kleinen Geschmack," sagt der Italiener und geht vorbei. „Kindereien!" lallt der Franzose nach und schnellt triumphierend auf seine Dose à la Grecque. Was habt ihr gethan, daß ihr verachten dürft?

Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den deinen gefesselt, Wälscher! Krochst an den mächtigen Resten, Verhältnisse zu betteln, flicktest aus den heiligen Trümmern dir Lusthäuser zusammen und hältst dich für Verwahrer der Kunstgeheimnisse, weil du auf Zoll und Linien von Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst. Hättest du mehr gefühlt als gemessen, wäre der Geist der Massen über dich gekommen, die du anstaunest, du hättest nicht so nur nachgeahmt, weil sie's thaten und es schön ist; notwendig und wahr hättest du deine Plane geschaffen, und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen.

1 f. eh ich mein geflicktes ... wage. Anspielung auf die schwere Krankheit der Jahre 1768—69? — 3 f. hier in diesem Hain ... grünen. In dem Buchenwäldchen bei Sesenheim hatte Goethe an einem Baume eine Tafel befestigt, auf der sein Name vereint mit denen der dort versammelten Freunde und Freundinnen stand. Vgl. Werke 3, 2, 31. — 8. ward, 5—6 worden. Zur Sache vgl. Apostelgesch. 10, 11 f. — 10. geschoßne = aufgeschossene. Siehe Burdach a. a. O. S. 177. — 11. Es ist im kleinen Geschmack u. s. w. Dieser zweite Abschnitt polemisiert gegen den Abbé Laugier. Siehe die Einleitung. — 15. „Kindereien!" lallt der Franzose. Laugier (Essai sur l'Archit. p. 3) tadelt an der Gotik „les ornements bizarrement configurés et puerillement entassés". — 22. Linien, 5—6 Linie.

So hast du deinen Bedürfnissen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf dich; du wolltest auch ihrer brauchen und mauertest sie ein, wolltest auch Säulenreihen haben und umzirkeltest den Vorhof der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das Ungehörige und Unnötige verachtet und haßt, deinen Pöbel trieb, ihre Herrlichkeit zu öffentlichen Kloaken zu prostituieren, daß ihr die Augen wegwendet und die Nasen zuhaltet vorm Wunder der Welt.

Das geht nun so alles seinen Gang, die Grille des Künstlers dient dem Eigensinne des Reichen, der Reisebeschreiber gafft, und unsre schöne Geister, genannt Philosophen, erdrechseln aus protoplastischen Märchen Principien und Geschichte der Künste bis auf den heutigen Tag, und ächte Menschen ermordet der böse Genius im Vorhof der Geheimnisse.

Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Principien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Teile bearbeitet haben; er ist der Erste, aus dessen Seele die Teile, in ein ewiges Ganze zusammengewachsen, hervortreten. Aber Schule und Principium fesselt alle Kraft der Erkenntnis und Thätigkeit. Was soll uns

1. Bedürfnissen, nur der Notdurft dienende, kleinliche Gebäude. Vgl. im „Wanderer":

Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhab'ne Trümmer
Für deine Bedürfniss'
Eine Hütte, o Mensch.

— 4f. umzirkeltest den Vorhof ... führen. Auch Laugier (Neue Anmerkungen S. 74 u. 76) tadelt Berninis Säulengänge auf dem Petersplatz. — 7. ihre, 5—6 jene. — 7f. deinen Pöbel trieb ... zu prostituieren. Wohl eine Spur der Erzählungen des Vaters von seiner italienischen Reise. — 10. so in 1—3; in 5 und 6 ist es, offenbar aus Versehen, ausgefallen. — 12. schöne, 5—6 schönen. — 12f. aus protoplastischen Märchen. Protoplasten = Urmenschen, protoplastisch = aus der frühesten Vergangenheit stammend, uralt — 14f. der böse Genius. Der Begriff, den hier das Wort „Genius" bezeichnet, ist durchaus verschieden von der Bedeutung desselben Wortes in der folgenden Zeile (wo es für „Genie" steht). Vgl. Werke 13, 70: „Ich wollte schon vorhin mich empfehlen, ein böser Genius hat mich zurückgehalten." — 20ff. Was soll uns das ... Bedürfnis. Laugier, Essai sur l'Archit. p. 9: „L'homme veut se faire un logement qui le couvre sans l'ensevelir. Quelques branches abbatues dans la forêt sont les matériaux propres à son dessein. Il en choisit quatre des plus fortes qu'il éleve perpendiculairement, et qu'il dispose en quarré. Audessus il en met quatre autres en travers; et sur celles-ci il en éleve qui s'inclinent, et qui se reunissent en pointe de deux côtés. Cette espèce de toit est couvert de feuilles assez serrées pourque ni le soleil, ni la pluie ne puissent y pénétrer; et voilà l'homme est logé.... La petite cabane rustique que je viens de décrire, est le modèle sur lequel on a imaginé toutes les magnificences de l'Architecture. C'est en se raprochant dans l'exécution de la simplicité de ce premier modèle, que l'on évite les défauts essentiels, que l'on saisit les perfections véritables. Laugier stützt sich hier auf die Annahme des Vitruv (II, 1, 1—7) Vgl. auch Goethes Ital. Reise (Werke 21, 2, 145) und ebenda (S. 281) den Abschnitt „Baukunst".

das, du neufranzöscher, philosophierender Kenner, daß der erste zum Bedürfnis erfindsame Mensch vier Stämme einrammelte, vier Stangen drüber verband und Äste und Moos drauf deckte? Daraus entscheidest du das Gehörige unsrer heurigen Bedürfnisse, eben als wenn du dein neues Babylon mit einfältigem patriarchalischem Hausvatersinn regieren wolltest.

Und es ist noch dazu falsch, daß deine Hütte die erstgeborne der Welt ist. Zwei an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vornen, zwei hinten und eine Stange quer über zum Forst ist und bleibt, wie du alltäglich an Hütern der Felder und Weinberge erkennen kannst, eine weit primärere Erfindung, von der du doch nicht einmal Principium für deine Schweinställe abstrahieren könntest.

So vermag keiner deiner Schlüsse sich zur Region der Wahrheit zu erheben; sie schweben alle in der Atmosphäre deines Systems. Du willst uns lehren, was wir brauchen sollen, weil das, was wir brauchen, sich nach deinen Grundsätzen nicht rechtfertigen läßt.

Die Säule liegt dir sehr am Herzen, und in andrer Weltgegend wärst du Prophet. Du sagst: Die Säule ist der erste, wesentliche Bestandteil des Gebäudes und der schönste. Welche

1. neufranzöscher, 5—6 neufranzösischer. — 2. erfindsame, 5 und 6 empfindsame. — einrammelte. Vgl. „Prometheus" (Goethe-Jahrbuch I, 305):

Erst ab die Äste! —
Dann hier rammle diesen
Schief in den Boden hier u. s. w.

— 4. das Gehörige unsrer heurigen Bedürfnisse, das unsern Bedürfnissen Angemessene, Dienliche. Vgl. weiter unten in der dritten Wallfahrt: „aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maße und des Gehörigen. — heurigen, 2—4 heutigen. — 5. dein neues Babylon, Paris. — 9. Forst, 6 First. — 10. Hütern, 4—6 Hütten — 11. primärere. In allen früheren Ausgaben „primävere", was Strehlke (bei Hempel) als Komparativ eines von primaevus gebildeten Fremdwortes erklärt. Schon er nimmt als möglich an, daß Goethe „primärere" geschrieben habe, was mir sehr wahrscheinlich dünkt, da das Wort „primäv" sonst nirgends belegt ist, während Goethe „primär" häufig anwendet. — 19 bis S. 177, Z. 10. Die Säule liegt Dir ... gepredigt haben. Laugier sagt (a. a. O. S. 11): Dans tout ordre d'Architecture, il n'y a que la colonne, l'entablement et le fronton qui puissent entrer essentiellement dans la composition. S. 288: La colonne est la partie la plus essentielle d'un Ordre d'Architecture. Ferner S. 13: La colonne doit être isolée, pour exprimer plus naturellement son origine et sa destination. ... 1. Defaut. C'est lorsqu'au lieu d'isoles les colonnes on les tient engagées dans un mur. ... J'avoue que très-souvent les circonstances mettent, ce semble, hors d'état d'isoler les colonnes. On veut habiter des lieux à couvert, et non des halles toutes couvertes. Alors c'est une nécessité de remplir les entre-colonnemens, et par conséquent d'engager les colonnes. Dans ce cas l'engagement de la colonne ne sera point regardé comme un défaut; ce sera une licence autorisée par le besoin. — Vgl. auch Ital. Reise (Bd. 21, 1, 61, Z. 9ff.).

erhabene Eleganz der Form, welche reine mannigfaltige Größe, wenn sie in Reihen dastehen! Nur hütet euch, sie ungehörig zu brauchen; ihre Natur ist, freizustehn. Wehe den Elenden, die ihren schlanken Wuchs an plumpe Mauern geschmiedet haben!

5 Und doch dünkt mich, lieber Abt, hätte die öftere Wiederholung dieser Unschicklichkeit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern sogar antiker Tempel Interkolumnia mit Mauerwerk ausstopften, dir einiges Nachdenken erregen können. Wäre dein Ohr nicht für Wahrheit taub, diese Steine würden sie dir gepredigt 10 haben.

Säule ist mit nichten ein Bestandteil unsrer Wohnungen; sie widerspricht vielmehr dem Wesen all unsrer Gebäude. Unsre Häuser entstehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; sie entstehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die statt aller Säulen 15 sind, alle Säulen ausschließen, und wo ihr sie anflickt, sind sie belastender Überfluß. Eben das gilt von unsern Palästen und Kirchen. Wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

Eure Gebäude stellen euch also Flächen dar, die, je weiter 20 sie sich ausbreiten, je kühner sie gen Himmel steigen, mit desto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müssen! Wohl! Wenn uns der Genius nicht zu Hülfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab: Vermannigfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem 25 hocherhabnen, weitverbreiteten Baume Gottes, der mit tausend Ästen, Millionen Zweigen, und Blättern wie der Sand am Meer ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters!"

* *

Als ich das erste Mal nach dem Münster ging, hatt ich [3] 30 den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrnen Willkürlichkeiten gotischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gotisch,

7. Interkolumnia, Abstände zwischen zwei Säulen. — 9f. diese Steine ... gepredigt haben. Anspielung auf Luk. 19, 40. — 20. gen, 5—6 zum. — 25. weitverbreiteten, 2 weit verbreiteten. — 26. der fehlt 5—6. — 29. hatt, 2 hatte. — 33 bis S. 178, Z. 12. Unter die Rubrik Gotisch ... krausborstigen Ungeheuers. Gegen den in der Einleitung (S. 150) angeführten Artikel „Gotisch" in Sulzers Allgemeiner Theorie der schönen Künste gerichtet.

gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymische Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheider als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß Alles Gotisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerliche Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierat erdrückt"; und so graute mir's im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unsrer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Aug mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese einfach und groß vor meiner Seele standen und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir in leisen Ahndungen der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt er mir entgegen. Alle diese Massen waren notwendig; und siehst du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürliche Größen hab' ich zum

1. synonymische, 5—6 synonymischen. — 7f. unsre bürgerliche Edelleute. Bürger, die mit den Edelleuten wetteifern wollen und denen es an Geschmack fehlt, wie Molières bourgeois gentilhomme. — bürgerliche, 5—6 bürgerlichen. — 16. schmecken, empfinden, wie in der älteren Sprache allgemein. Vgl. bei Luther Matth. 27, 34, Ps. 34, 9, Ebr. 6, 4. Bei Goethe: „Wenn sie menschliche Herzen genug haben, um zu schmecken, welche Seligkeit es ist, ein großer Mensch zu sein." — 18. und wie oft, 5—6 sei. Wie oft. — 20. umfassen, 5 und 6 genießen. — 30. Ahndungen, 6 Ahnungen. — 32. an, 5—6 in. — 33. willkürliche, 2—5 willkürlichen.

stimmenden Verhältnis erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwei kleinere zun Seiten beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! das all war notwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düstern, erhabnen Öffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehn scheinen. In ihre kühne, schlanke Gestalt hab' ich die geheimnisvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Türme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht ohne den fünfgetürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. Und so schied er von mir, und ich versank in teilnehmende Traurigkeit. Bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Öffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet' er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Teilen belebt, wie in Werken der ewigen Natur bis aufs geringste Zäserchen alles Gestalt und alles zweckend zum Ganzen, wie das festgegründete, ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt, wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und gottgleich sprechen kann: Es ist gut!

* * *

Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn [4.] der deutsche Kunstgelehrte auf Hörensagen neidischer Nachbarn seinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverstandnen Worte Gotisch verkleinert. Da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können: Das ist Deutsche Baukunst, unsre Baukunst, da der Italiener sich keiner eignen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir selbst diesen Vorzug nicht zugestehen willst, so erweis' uns, daß die Goten schon wirklich so

2. zun Seiten, 5 zur Seiten, 6 zur Seite. — 4. drüber, 5—6 darüber. — 10f. ohne den fünfgetürmten Hauptschmuck. Die Türme der Schnecken fehlen in der Ausführung. Siehe Einleitung S. 153. — 16. leuchtet', 1—6 leuchtet.

gebaut haben, wo sich einige Schwürigkeiten finden werden. Und ganz am Ende, wenn du nicht darthust, ein Homer sei schon vor dem Homer gewesen, so lassen wir dir gerne die Geschichte kleiner gelungner und mißlungner Versuche und treten anbetend vor das Werk des Meisters, der zuerst die zerstreuten Elemente in Ein lebendiges Ganze zusammenschuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiste des Forschens nach Wahrheit und Schönheit, verschließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunst, komm, genieße und schaue. Hüte dich, den Namen deines edelsten Künstlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du schauest sein treffliches Werk! Macht es dir einen widrigen Eindruck oder keinen, so gehab dich wohl, laß einspannen, und so weiter nach Paris!

Aber zu dir, teurer Jüngling, gesell' ich mich, der du bewegt dastehst und die Widersprüche nicht vereinigen kannst, die sich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderstehliche Macht des großen Ganzen fühlst, bald mich einen Träumer schiltst, daß ich da Schönheit sehe, wo du nur Stärke und Rauheit siehst. Laß einen Mißverstand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die schönen Künste seien entstanden aus dem Hang, den wir haben sollen, die Dinge rings um uns zu verschönern. Das ist nicht wahr! Denn in dem Sinne, darin es wahr sein könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philosoph.

Die Kunst ist lange bildend, eh sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst, ja oft wahrer und größer als die schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich thätig beweist, wann seine Existenz gesichert ist. Sobald

6. Ganze, 6 Ganzes. — 11. treffliches, 5—6 herrliches. — 19—21. Laß einen Mißverstand ... zu verschönern. Sulzers Artikel „Die schönen Künste" beginnt mit den Worten: „Der, welcher diesen Künsten zuerst den Namen der schönen Künste gegeben hat, scheint eingesehen zu haben, daß ihr Wesen in der Einwebung des Angenehmen in das Nützliche, oder in Verschönerung der Dinge bestehe, die durch gemeine Kunst erfunden werden. In der That läßt sich ihr Ursprung am natürlichsten aus dem Hange, Dinge, die wir täglich brauchen, zu verschönern, begreifen." Weiterhin sieht Sulzer den ersten Zweck der Künste in einer „lebhaften Rührung". „Darum bearbeiten sie jeden Gegenstand so, wie er den Sinnen und der Einbildungskraft am meisten schmeichelt ... Sie sind die Sirenen, deren Gesang niemand zu widerstehen vermag."

er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm seinen Geist einzuhauchen. Und so modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, hohen Farben seine Kokos, seine Federn und seinen Körper. Und laßt diese Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehn, sie wird ohne Gestaltsverhältnis zusammenstimmen; denn eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen.

Diese charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig. Da seht ihr bei Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Je mehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptakkorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt, je mehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu sein scheint, daß ihm nichts genugthut als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie, desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk; tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, würkend aus starker, rauher, deutscher Seele, auf dem eingeschränkten, düstern Pfaffenschauplatz des medii aevi.

* * * *

Und unser aevum? Hat auf seinen Genius verziehen, hat[5] seine Söhne umhergeschickt, fremde Gewächse zu ihrem Verderben einzusammeln. Der leichte Franzose, der noch weit ärger stoppelt, hat wenigstens eine Art von Witz, seine Beute zu einem Ganzen

5. diese, 5—6 die. — 21 f. der Künstler ... ist, fehlt 2—4. — 29. verziehen = verzichtet, mhd.: sich verzigen l.aben irs gutes. Wieland, Oberon 4963 ff:

Sind Hüon und Amanda die getreuen,
Probfesten Seelen nicht, die Oberon begehrt,
So mag sie ihrer nur auf ewig sich verzeihen!

Außer an unserer Stelle ist das Wort „verzeihen" in der Bedeutung verzichten immer als Reflexivum gebraucht und mit dem Genitiv konstruiert.

zu fügen, er baut jetzt aus griechischen Säulen und deutschen Gewölbern seiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unsrer Künstler, als er ersucht ward, zu einer altdeutschen Kirche ein Portal zu erfinden, hab' ich gesehen ein Modell fertigen, stattlichen antiken Säulenwerks. 5

Wie sehr unsre geschminkte Puppenmaler mir verhaßt sind, mag ich nicht deklamieren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommner. 10

Und ihr selbst, treffliche Menschen, denen die höchste Schönheit zu genießen gegeben ward, und nunmehr herabtretet, zu verkünden eure Seligkeit, ihr schadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröte, empor gehoben und fortgerückt werden. Seine eigne Kräfte sind's, 15 die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und behend wie der Löwe des Gebürges auseilt auf Raub. Drum erzieht sie meist die Natur, weil ihr Pädagogen ihm nimmer den mannichfaltigen Schauplatz erkünsteln könnt, stets im gegenwärtigen Maß seiner Kräfte zu handeln und zu 20 genießen.

Heil dir, Knabe, der du mit einem scharfen Aug' für Verhältnisse geboren wirst, dich mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben! Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht und du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit, 25 Furcht und Hoffnung fühlst, das mutige Geschrei des Winzers, wenn die Fülle des Herbsts seine Gefäße anschwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat, wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt, du gestrebt 30 und gelitten genug hast und genug genossen und satt bist irdischer

2. Gewölbern, 5—6 Gewölben. — Magdalene. Die Madeleine-Kirche in Paris, deren Bau 1764 begonnen und 1842 vollendet wurde, ist außen ein korinthischer Tempel, im Innern von vier Kuppeln überwölbt. Den Gedanken einer Idealkirche, in der gotische und antike Elemente verbunden wären, hat Laugier im Essai S. 178 ff. entwickelt, und in den „Neuen Anmerkungen" sagt er S. 83: „Ich weiß nicht, ob es bei unseren Kirchen nicht besser gethan wäre, inwendig der gotischen Architektur nachzuahmen, und auswendig die griechische Bauart beizubehalten." Er tadelt übrigens (ebd. S. 133) den Plan der Magdalenenkirche. — 6. geschminkte, 5—6 geschminkten. — 14. und wären's die Flügel der Morgenröte. Anklang an Psalm 139, 9. — 15. eigne, 5—6 eigenen. — 22. Heil Dir, Knabe u. s. w. Vgl. die Anrede an den Knaben im „Wanderer".

Schönheit und wert bist, auszuruhen in dem Arme der Göttin, wert, an ihrem Busen zu fühlen, was den vergötterten Herkules neu gebar; nimm ihn auf, himmlische Schönheit, du Mittlerin zwischen Göttern und Menschen, und mehr als Prometheus leit
5 er die Seligkeit der Götter auf die Erde

4. leit. So 1—3. 5—6 leitet (Druckfehler). — 4f. und mehr als Prometheus ... auf die Erde. Suphan (Vierteljahrsschr. f. Litteraturgesch. II, 453, Anm. 24) meint, daß Goethe hier wieder den oben (zu S 21, 15f.) citierten Satz Shaftesburys benutzt habe.

Theologische Schriften.

[1773.]

Einleitung.

Der Protestantismus des achtzehnten Jahrhunderts ist von tiefen Spaltungen zerrissen. Die starre, im unbedingten Glauben an das Wort der Bibel wurzelnde Orthodoxie, die schon zu Luthers Lebzeiten die Herrschaft in der evangelischen Kirche angetreten und sie über hundert Jahre mit starker Hand festgehalten hat, wird von allen Seiten bekämpft. Zuerst entreißt ihr der Pietismus, geboren aus dem von ihr unbefriedigten Bedürfnisse des Gemüts, Teile ihres Reichs; aber er versinkt in Schwächlichkeit auf der einen Seite, in krankhafte Überspanntheit auf der andern. Die Neigung zur Konventikelbildung und zum Subjektivismus, wie sie sich in der Brüdergemeinde kund giebt, das Kopfhängerische, die Selbstkasteiung beschränken ihn auf enge Kreise, Frömmlertum und wilde Verketzerungssucht lassen ihn in der gesunden Masse des Volkes wenig Boden gewinnen. Zudem steht der Pietismus in unbedingtem Gegensatz zu dem Geiste der Zeit, deren eigentliches Organ, wie schon früher (S. 165) hervorgehoben wurde, der Verstand ist. Dieser Richtung kommt zumeist der Deismus entgegen, durch die großen englischen Aufklärer, einen Locke, Shaftesbury, Toland begründet und darauf ausgehend, einen neuen Boden für den Glauben zu schaffen, indem er die Überlieferung von allem der mensch-

lichen Vernunft Unfaßbaren zu reinigen sucht und einen abstrakten Gottesglauben ohne Offenbarung begründen will. Er kommt schließlich dazu, alles Geschichtliche in der Religion als Priesterbetrug zu bezeichnen, — die letzte Stufe, die durch Voltaire erreicht wird.

In Deutschland findet indessen der Deismus in seiner extremen Form wenig Anklang. Die führenden Geister begnügen sich damit, zu einer vorurteilslosen Prüfung des Inhalts der Bibel fortzuschreiten; die rationalistische Richtung, die seit den fünfziger Jahren des Jahrhunderts mächtig wird, und in einem Lessing und Herder in der Litteratur, in Ernesti, Michaelis und Semler in der theologischen Wissenschaft ihre größten Vertreter findet, legt den Schwerpunkt der religiösen Interessen ganz in das Sittliche und faßt die biblischen Bücher als historische Überlieferung, die mit dem Maßstabe der Vernunft wissenschaftlich zu prüfen sei, auf. In Kants Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" sind die Ziele dieser Richtung klar bezeichnet, man erkennt auch daraus, wie sehr es ihr an Kraft und Frische, an Leben und Poesie fehlt.

Die drei Hauptparteien, die wir mit wenigen Worten zu kennzeichnen suchten, spalten sich wieder in eine große Anzahl von Fraktionen, und alle bekämpfen sich aufs grimmigste, keine will den andern auch nur die Daseinsberechtigung zugestehen. Nimmt man noch den alten, trotz aller Unionsbestrebungen in alter Schärfe fortbestehenden Gegensatz zwischen Protestanten und Reformierten hinzu, so sieht man das Gebiet der deutschen evangelischen Kirche des achtzehnten Jahrhunderts von erbitterten Kämpfen durchtobt, von Kämpfen, in denen jedes Mittel, die Gegner zu schädigen und zu schwächen, für erlaubt gehalten wurde. Nicht nur in den theologischen Schriften, auf den Kanzeln wurden sie ausgefochten; das ganze deutsche Bürgertum sah in ihnen sein wichtigstes Lebensinteresse und bis in die unteren Schichten hinein wurden sie mit einer Leidenschaft verfolgt, der man in unserer Zeit nur die Teilnahme an den großen politischen und sozialen Fragen vergleichen kann.

Wir haben dies vorausgeschickt, um die Rolle, die in Goethes geistiger Entwicklung die religiösen Fragen spielen, zu erklären.*) Wie jeder tiefer angelegte Mensch beginnt auch er früh über die höchsten Fragen und sein Verhältnis zu dem Ewigen nachzudenken, er sucht nach einer Antwort;

*) Über Goethes Stellung zum Christentum und seine religiöse Entwicklung ist eine überaus reiche Litteratur vorhanden, aus der wir nur weniges hervorheben: Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. Leipzig 1888. — H. Henkel, Goethe und die Bibel. Leipzig 1890. — Jobst, Goethes religiöse Entwicklung bis zum Jahre 1775. Progr. Stettin 1877 und Goethes religiöse Entwicklung II. 1770—1780. Progr. Stettin 1888. — E. Fillsch, Goethes Stellung zur Religion. Langensalza 1879.

aber die er erhält, befriedigen ihn nicht, sie dringen nicht in die Tiefe und er sieht sich, statt Klarheit zu finden, von Widersprüchen umringt. Vom vierten Jahre an wird er zum Kirchenbesuch angehalten; das wenige, was er ihm bietet, wird glücklich ergänzt durch das heitere Gottvertrauen der herrlichen Mutter. Dieses schlägt auch in der Seele des Knaben Wurzel, er schafft sich selbst in der Anbetung des gütigen Schöpfers eine Naturreligion und giebt ihr in dem Gottesdienst auf dem kunstvoll errichteten Altar seines Zimmers Ausdruck.

Dieser frohe Glaube wird durch das furchtbare Erdbeben in Lissabon 1755 erschüttert, durch die dogmatische Engherzigkeit des Religionsunterrichts gestört. „Der kirchliche Protestantismus, den man uns überlieferte, war eigentlich nur eine Art von trockner Moral: an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen." Eine nähere innerliche Beziehung zum Christentum gewinnt der Knabe daraus nicht; auch Konfirmation*) und Beichte werden ihm durch den herrschenden trocknen, geistlosen Schlendrian zu inhaltlosen Formen.

Schon jetzt sucht er eine freiere Ansicht des Dogmas zu gewinnen. Indessen ist von einem Erwachen des christlichen Bewußtseins noch keine Spur zu entdecken, nur als Dichter beschäftigt er sich mit dem Inhalt der Heiligen Schrift und vor allem mit dem alten Testament. Kunde davon geben der Aufsatz „Joseph" (Dichtung und Wahrheit, 3. Buch), die Pläne zu biblischen Dichtungen Belsazar, Isabel, Ruth, (an Cornelie 12. Okt. 1767) und das in Leipzig entworfene Drama „Der Thronfolger Pharaos". Dem Stoffe nach berührt sich nur die einzige erhaltene unter diesen Dichtungen „Poetische Beschreibung der Höllenfahrt Christi" mit dem neuen Testament. Es ist eine prächtige, bilderreiche, sehr rhetorische Schilderung; über die religiöse Stellung des Dichters läßt sich aus ihr nichts entnehmen.

In Leipzig, wo nicht mehr die Strenge des Vaters über den Kirchenbesuch des Sohnes wacht, läßt er, nach seinen eigenen Worten, Kirche und Altar und mit diesen die seltsame Gewissensangst, die ihn wegen des Abendmahlsgenusses gepeinigt hatte, hinter sich. Indessen hält die Leere in seinem Innern, der Indifferentismus gegenüber den religiösen Fragen nicht lange an. Noch ehe er Leipzig verläßt, wird in der schweren Krankheit

*) Hermann Dechent (die Seelsorger der Goetheschen Familie, Goethe-Jahrbuch XI, 161 ff.) hat nachgewiesen, daß sie später, als v. Loeper (Dichtung und Wahrheit II, 301) annahm, nämlich im Jahre 1763 stattgefunden hat, und daß der dabei thätige Geistliche nicht Fresenius, sondern Johann Georg Schmidt war.

durch den Freund, der ihn pflegt, von neuem seine Verehrung der Bibel als eines göttlichen Buches geweckt, und „obwohl jener fest darauf hielt, daß man die Empfindung nicht solle vorherrschen, sich nicht zur Schwärmerei solle verleiten lassen, so hätte er doch nicht gewußt, sich ohne Gefühl und Enthusiasmus mit dem neuen Testament zu beschäftigen".

Von der Orthodoxie hatte sich Goethe schon früh losgesagt, der Rationalismus konnte die Bedürfnisse des Gemüts und der Phantasie, die in seinem religiösen Leben vorherrschend waren, nicht befriedigen, so blieb ihm unter den vorhandenen Hauptrichtungen nur eine übrig, der er sich anschließen konnte, die pietistische.

Zu dieser war, während er dem Vaterhause fern weilte, die Mutter in ein näheres Verhältnis getreten. Durch Vermittlung ihrer Freundin Susanna v. Klettenberg schloß sie sich dem herrnhutischen Kreise an, und wie sie, fand auch der Sohn nach seiner Rückkehr in dem Umgang mit den stillen Gliedern der Brüdergemeinde für einige Jahre Befriedigung und Ruhe seiner religiösen Bedenken. Nur in einem wichtigen Punkte, in der Lehre von der Erbsünde, konnte sich seine gesunde Natur nie der krankhaften Überspanntheit der Brüder und Schwestern nähern. Im übrigen war er, besonders nach dem Besuche der herrnhutischen Synode in Marienborn, ganz geneigt, sich in leidenschaftlicher Liebe der Gemeinde anzuschließen, und nur seiner mangelnden Reife halber trug man Bedenken, ihn jetzt schon aufzunehmen.

Neben der Erfassung des Übersinnlichen durch das Gefühl geht bei Goethe in diesen Jahren ein Streben her, das Wesen der Gottheit aus der Natur heraus zu erkennen. Die Einheit von Natur und Gott, die pantheistische Anschauung Giordano Brunos und Spinozas faßt in seinem Geiste Wurzel und bleibt von nun an sein ganzes Leben hindurch in ihm lebendig:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Je mehr sich in ihm diese freie und große Auffassung des Göttlichen befestigt, desto weiter entfernt er sich von der gedrückten und bedrückenden Sinnesart der Brüdergemeinde. Seine Briefe aus den ersten Monaten des Aufenthalts in Straßburg lassen diese Entfremdung klar erkennen.

Zwar kann er noch am 26. August 1770 der frommen Freundin berichten, daß er heute mit der christlichen Gemeinde gegangen sei, sich an des Herren Leid und Tod zu erinnern; aber in demselben Briefe heißt es: „Mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar stark; ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie gewendet; aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen; dabei so hällisch und meinem Grafen [Zinzendorf] so feind, und so kirchlich und pünktlich, daß — ich Ihnen eben nichts weiter zu sagen brauche. Es kömmt noch was dazu. Die Vorliebe für unsre eignen Empfindungen und Meinungen, die Eitelkeit, eines jeden Nase dahin drehen zu wollen, wohin unsre gewachsen ist; Fehler, denen solche Leute, die eine gute Sache haben, mit der größten Sicherheit nachhängen."

Dieser Brief zeigt, daß sich damals eine neue Wendung in den religiösen Anschauungen Goethes vorbereitete. Sie wird bezeichnet durch die Lösung des Verhältnisses zur Brüdergemeinde, vielleicht noch beschleunigt durch den Einfluß des ihr nicht günstig gesinnten Herder, durch die begeisterte Hingebung an den unbeschränkten Theismus Rousseaus, der ihn wie die gesamte Jugend der Zeit in seinen Bann zieht. Auf den Schlußsätzen von Rousseaus „Contrat social" fußt, wie schon Hettner bemerkt hat, die von der Fakultät nicht genehmigte Dissertation Goethes „De legislatoribus", in der er das Verhältnis von Staat und Kirche in dem Sinne zu regeln suchte, daß der Gesetzgeber das Recht, ja die Pflicht habe, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften. Die Gesinnung und das Fühlen des Einzelnen sollte davon unberührt bleiben.

Goethes Arbeit wurde bekanntlich von der juristischen Fakultät „ex capite religionis et prudentiae" unterdrückt; er habe sich in Straßburg als einen überwitzigen Halbgelehrten und als einen wahnsinnigen Religions-Verächter nicht eben nur verdächtig, sondern ziemlich bekannt gemacht, schreibt 1772 ein Professor der Fakultät auf das Zeugnis des Dekans hin, von dem Goethe in „Dichtung und Wahrheit" ein so günstiges Urteil fällt. Nach dem Bericht Lerses (bei Böttiger, Litterarische Zustände I, 60), der allerdings aus später Zeit (1798) stammt, wäre schon eine frühere Dissertation Goethes nicht angenommen worden. Diese hätte die erste der „Zwo wichtigen biblischen Fragen" zum Gegenstand gehabt,

und weil sie die Zensur des Dekans nicht passierte, habe Goethe eine zweite, noch weit ketzerischere, geschrieben und über diese disputiert. Die Ungenauigkeit des letzten Teils dieser Mitteilung läßt auch für den ersten gewichtige Zweifel aufkommen, zumal da sich nur zu leicht das Gedächtnis des Erzählers in 26 Jahren getrübt haben kann und auch der Referent, Böttiger, durchaus nicht zuverlässig ist. Wollen wir indessen über diese Einwände hinwegsehen, so gewinnen wir für die Erörterung über den Inhalt der mosaischen Gesetzestafeln eine bestimmte zeitliche Begrenzung, die Straßburger Zeit des Dichters.

Auch innere Gründe weisen uns für die erste der „zwo Fragen" auf diese Zeit hin. Durch Herder wurde er im Winter 1770 auf 71 zu einem erneuten Studium des Pentateuchs, insbesondere des zweiten Buches Mosis, hingetrieben. Während er früher lediglich den dichterischen und geschichtlichen Gehalt des ersten Buches hatte auf sich wirken lassen, tritt er nun auf Anregung des älteren Freundes den Fragen der Überlieferung und des Stils näher.

Indessen ist etwas Sicheres über die Abfassungszeit der beiden theologischen Schriften, wenn man sie innerhalb der Jahre 1771—1772 näher feststellen will, nicht zu sagen. Minors Versuch, ihre Niederschrift der Wetzlarer oder der folgenden Frankfurter Zeit zuzuweisen (a. a. O. S. 103 ff.), ruht auf schwankenden Grundlagen. Auch Jobsts Vermutung (a. a. O. II, 6), daß der „Brief des Pastors" seine Entstehung den Streitigkeiten der Frankfurter gelehrten Anzeigen mit der orthodoxen Geistlichkeit im Jahre 1772 verdanke, ist abzuweisen, da der Brief sich ja nicht ausschließlich gegen die Orthodoxie wendet

So sehen wir uns auf Goethes Anführung der beiden Schriften im biographischen Schema unter dem Jahre 1772 als einziges zuverlässiges (und auch innerlich glaubhaftestes) Zeugnis für ihre Entstehungszeit hingewiesen. Goethe muß sich damals, im Jahre 1809, über das zeitliche Verhältnis ganz klar gewesen sein, da er ausdrücklich noch unter dem folgenden Jahre 1773 den Druck beider Schriften erwähnt. Das der zweiten von ihnen vorgesetzte Datum „M., den 6. Februar 1773" beweist nichts dagegen; es ist jedenfalls mit Rücksicht auf die Drucklegung möglichst dieser angenähert.

Genauer können wir die Erscheinungszeit der beiden kleinen Hefte bestimmen. Da bereits in der Nr. 9 der „Erfurtischen gelehrten Zeitungen" vom 1. Februar 1773 eine Recension des „Briefs des Pastors", in der Nr. 43 des „Wandsbecker Boten" von 1773, gegen Mitte März, eine Besprechung beider erschien, so müssen sie bald nach Beginn des Jahres

herausgekommen sein. Vielleicht ist das „ganz abenteuerliche novum", das Goethe am 11. Februar 1773 Kestnern ankündigt, eine der beiden Schriften. Es kann aber auch der zweite „Götz" sein, an dem er gerade damals schrieb, und auf diesen mag sich wohl auch die Äußerung aus dem Juni 1773 beziehen: „Da hast Du, lieber Kestner, ein Stück Arbeit. Das lies Deinem Weiblein vor, wenn ihr euch sammlet in Gott und euch und die Thüren zuschließt." Denn Goethe wird schwerlich Lotten und dem Freunde, die damals seinem Herzen am nächsten standen und denen er so häufig von seinem Thun und Treiben mitteilte, die beiden kleinen Werke so lange vorenthalten haben. Die übrigen brieflichen Mitteilungen Goethes darüber stammen erst aus dem Herbst des Jahres.*) Röderer sendet er (Weim. Ausg. II, 120) vier Exemplare der „Biblischen Fragen" mit der sonderbaren, mir unverständlichen Bemerkung: „Sie sind hier nicht zu haben." Daß Goethe die Exemplare etwa nur verschenkt hätte, wie man aus einer Stelle im 12. Buch von „Dichtung und Wahrheit" (Weim. Ausg. 28, 105, Z. 11 f.) schließen könnte, scheint mir durch die öffentlichen Recensionen widerlegt zu werden; daß die für den Verkauf in Frankfurt bestimmten Abdrücke damals schon vergriffen gewesen wären, ist auch schwerlich anzunehmen. Übrigens hatte Boie noch im Jahre 1774 eine größere Anzahl davon. Sie waren ihm von Goethe zum Vertrieb übergeben worden, der ihn am 22. Juni 1774 aufforderte, ein paar Dutzend von den „Biblischen Fragen", wenn er sie nicht loswerden könnte, zurückzuschicken. Außerdem ist nur noch eine Erwähnung derselben in dem wahrscheinlich an Langer gerichteten Briefe vom 6. Mai 1774 vorhanden, wo es heißt: „Hier leg ich ein Specktakul bei, sagt niemanden wo ihrs her habt. In mysterio voluptas.**) Ich vermute ihr habt die biblischen Fragen auch noch nicht gesehen. Wenn's euch interessirt kann ich euch manchmal so was schicken, in meinem Zirkel haben die Kerls immer drollige Einfälle Wenn ihr Lessingen seht so sagt ihm daß ich auf ihn gerechnet hätte und ich pflegte mich an meinen Leuten nicht zu betrügen."***)

*) Mit dem Briefe an Betty Jacobi vom Oktober oder November 1773 (Weim. Ausg. II, 118 f.) sendet Goethe ihr „ein Ding da, das Sie vielleicht nicht interessiert. Unterdessen guckt man in einen Schönerarítätenkasten wenn man keine Oper haben kann", und mit dem nächsten Briefe schickt er „Mamagen ein Geles, ists nicht das Beste; ists doch das neuste und so gut als ich's habe". Das Register zu Band I—VII der Weimarer Ausgabe bezieht das auf unsere beiden Schriften. Es ist aber fast sicher, daß die einzelnen Bogen von Lenzens „Lustspielen nach dem Plautus" gemeint sind.

**) Sollte damit der „Brief des Pastors" gemeint sein?

***) Ich beziehe auch den letzten Satz, der W. v. Biedermann (Goethe-Jahrbuch I, 30) unverständlich war, auf die theologischen Schriften, für die Goethe wohl Lessings Zustimmung erhoffen konnte.

Goethe hat später die beiden geistlichen Briefe vor dem Bericht in „Dichtung und Wahrheit" nicht mehr erwähnt. Sehr begreiflich, da sich sein religiöser Standpunkt binnen kurzem von dem hier eingenommenen weit entfernte

Er erscheint hier als ein Vertreter des Gemütschristentums, der innigen durch keine äußere Rücksicht beirrten Gläubigkeit und er wählt, um das anzudeuten, die Maske eines Landgeistlichen. Einen solchen hatte Rousseau in seinem Vikar im „Emile" gezeichnet; dessen Glaubensbekenntnis (Oeuvres Paris 1820 IX, 12 ff.) findet seinen Wiederhall in Goethes „Brief des Pastors".*) In der Bezeichnung „Aus dem Französischen" zeigt sich Goethes Lust am Versteckenspiel.

Die „Biblischen Fragen" tragen den Vermerk „von einem Landgeistlichen in Schwaben". Minor (Hamann S. 51 Anm. 2) hat darauf aufmerksam gemacht, daß auch eine Schrift Hamanns das Anonym „Von einem Geistlichen in Schwaben" trägt; doch ist es fraglich, ob Goethe von dorther die Anregung dazu empfangen hat; denn im Januar 1773 befand sich Hamanns Schrift noch im Druck (Hamanns Schriften, hersgeg. von Roth V, 21 und Herders Briefe an Hamann S. 247). Daß aber auf die Einkleidung der beiden Werkchen in die Form von Sendschreiben, auch auf den Stil, im allgemeinen Hamanns Vorbild von maßgebendem Einfluß gewesen ist, das hat Goethe bereits in „Dichtung und Wahrheit" hervorgehoben. Nur ist hier schon das abgebrochen Stürmische, Orakelhafte der Hamannschen Schreibweise, das wir noch bei „Von deutscher Baukunst" bemerkten, einer wohlthuenden Ruhe und Klarheit gewichen.

Während dem „Briefe des Pastors" die Angabe des Druckorts fehlt, tragen die „Biblischen Fragen" die fingierte Bezeichnung „Lindau am Bodensee". Möglicherweise ist dieselbe angeregt durch das „Schreiben an einen Freund über die Beschaffenheit des Theaters der Deutschen", welches 1768 unter derselben Ortsangabe erschienen war.

Weitaus die wichtigere der beiden Schriften ist ohne Zweifel der „Brief des Pastors". Ein umfassendes Glaubensbekenntnis, das einzige, das Goethe öffentlich vor dem Erscheinen von „Dichtung und Wahrheit" abgelegt hat. Es fragt sich nur, ob wir dasselbe durchaus als den Ausdruck der Überzeugungen des Verfassers ansehen dürfen. Tritt er doch nicht selbst vor uns hin, sondern legt seine Worte einer erdichteten Gestalt

*) v. Loeper und Minor sprechen von einer „Lettre d'un vicaire" Rousseaus, die das unmittelbare Vorbild des Goetheschen „Briefes" auch im Titel wäre. Es existiert aber keine Schrift Rousseaus, die diesen Titel führte.

in den Mund. Einen alten Landpastor läßt er zu dem jungen, eben ins Amt tretenden Bruder reden. In heißen inneren Kämpfen hat der Briefschreiber den Seelenfrieden gewonnen. Er hat seinem Verstande Schweigen geboten und ist zur Gewißheit des Glaubens gelangt, der unerschütterlich in dem Boden des Evangeliums wurzelt. Er urteilt über fremde Meinungen mit der größten Milde, nur den Philosophen ist er gram, weil seine Toleranz nicht aus dem Indifferentismus jener entspringt, und er haßt das Verstandeschristentum, das die einfache Empfindung unterdrückt. Stellen wir dieser erdichteten Gestalt den Goethe der Jahre 1772—1773 gegenüber, so fallen die Ähnlichkeiten wie die Unterschiede sogleich ins Auge. „In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System." „Er ist nicht, was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige, stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. Er haßt zwar den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinierung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determiniert zu sein, ist es aber noch nicht. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration."

Die bekannte Kestnersche Schilderung Goethes, der diese Worte entnommen sind, zeigt uns einen Jüngling, Goethe zeichnet in seinem „Pastor" einen Greis. Was jener erstrebt, hat dieser errungen. Nicht seinen gegenwärtigen Zustand, sondern das Ziel, zu dem er einst zu gelangen hofft, stellt der Dichter dar. Wie weit war er aber am Ausgang seines Lebens von diesem einst erhofften Ziele entfernt!

Ein weiterer Satz Kestners über Goethe lautet: „Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben." Wie schon bemerkt, ist Rousseaus „Profession de foi du vicaire savoyard" (im vierten Buche des „Emile") das Vorbild für Goethes „Brief des Pastors". Auch der Vikar hat sich aus Sünde und Zweifel zum innern Frieden hindurchgearbeitet, auch er teilt einem Jüngeren die Hauptsätze seiner Anschauung vom Wesen des Glaubens mit, um ihn auf den rechten Weg zu leiten; auch er sieht in Gott vor allem den Allgütigen und will jeder Anschauung von ihm ihr Recht lassen. Aber die Grundlage seines Glaubens ist nicht die Empfindung, sondern die Vernunft, seine Religion ist reine Vernunftreligion, der alles specifisch Christliche fehlt. In dem Dialog zwischen dem „Inspiré" und dem

„Raisonneur", aus dem Goethe eine Stelle anführt, zeigt es sich am deutlichsten, was Rousseau von Goethe trennt. Reine Menschenliebe, die edelste tugendhafte Gesinnung ist beiden gemeinsam; aber die höchsten Fragen des Glaubens weiß nur die Begeisterung Goethes zu erfassen, während die Vernunft Rousseaus in den Schranken der Sinne ihre Begrenzung findet. Rousseau begnügt sich mit dem einen Vorwunder der Schöpfung, alle späteren sind ihm verdächtig und überflüssig, Goethe sieht an jedem Tage im Gläubigen das Wunder der Offenbarung sich erneuern.

Wo er sich von Rousseau trennt, tritt ihm Herder zur Seite. Minor hat (a. a. O. S. 103 ff.) im einzelnen, hie und da wohl etwas zu weit gehend, den Einfluß Herders auf Goethes religiöse Anschauungen nachgewiesen. Wir haben die von ihm angeführten Herderschen Parallelstellen unter dem Texte wiedergegeben. Nirgends zeigt sich eine wörtliche Übereinstimmung, so daß an eine unmittelbare Entlehnung von Sätzen Herders nicht gedacht werden kann. Nur die Grundlage, von der sie beide ausgehen, ist dieselbe, und das ihnen Gemeinsame läßt sich in den Namen des Mannes zusammenfassen, den sie als ihren Lehrer betrachten: Hamann. Von ihm übernehmen sie den Widerspruch gegen die geltende Morallehre. Er leitet die Sittlichkeit nicht, wie Rousseau und die übrigen Moralphilosophen der Zeit, aus der Vernunft, sondern aus dem Glauben ab, indem er Gott unmittelbar durch den Menschen handeln läßt und nur das aus dem Bewußtsein der Gottheit geflossene Handeln als sittlich anerkennt. Hamann steht getrennt von den herrschenden Richtungen der Kirche, am fernsten dem Rationalismus, den er, ebenso wie Herder und Goethe, mit allen Mitteln zu bekämpfen sucht. In seiner „Beilage zu den Denkwürdigkeiten des sel. Sokrates" tritt er noch schärfer gegen die „Philosophen" auf als Goethe, wirft ihnen gleich diesem ihre Vorurteile vor und verdächtigt ihre „Toleranz", die mehrenteils eine geheime Personalität zur Wurzel habe. Und in der „neuen Apologie des Buchstaben H" wendet er sich gegen den Götzendienst der Vernunft, gegen die angebliche Erkenntnis Gottes aus der Natur, und verweist ihr gegenüber auf die Offenbarung als einzige Erkenntnisquelle. Um aber aus dieser zu schöpfen, bedarf es des Glaubens, der zu den Grundtrieben der Seele gehört. Durch ihn werden die Fundamente der Erkenntnis gewonnen, auf denen die Vernunft dann weiter bauen kann. Nur durch die Urkunde des Fleisch gewordenen Wortes läßt sich aller philosophische Widerspruch und das ganze historische Rätsel unserer Existenz auflösen; nur so ist der innere Frieden zu gewinnen.

Der „Brief des Pastors" zeigt, wie Goethes „Christentum zum

Privatgebrauch" in einzelnen Bestandteilen Lehren Rousseaus und Hamanns enthält; wie in ihm die Gegensätze beider sich zu einer völligen Einheit verschmelzen, die als etwas gänzlich Neues aus seiner Persönlichkeit heraus entstand. Ganz von Empfindung durchdrungen und doch nicht empfindsam, tolerant, aber ohne weichliche Schwäche, einfach gläubig, aber nicht blind am Worte hängend, so stellt er sich in dem Briefe auf das ergreifendste und liebenswürdigste dar. Wer nicht von parteiischem Eifer gänzlich verhärtet war, auf den mußte die kleine Schrift erfreulich und erbaulich wirken.

Es wurde ihr denn auch von verschiedenen Seiten öffentliche Anerkennung gespendet. Die „Erfurtischen gelehrten Zeitungen" (9. Stück 1. Febr. 1773) schrieben: „Wir haben Toleranzermahnungen in Menge, allein lange haben wir keine gelesen, die so aus der Fülle des Herzens gekommen, die so gut eingekleidet wäre." In den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" (21. Stück 12. März 1773 S. 169—173) heißt es, mit Bezug auf den Titel: „Aus dem Französischen! — Das wäre ewig schade, wenn dieser Brief nicht aus einer deutschen Feder geflossen wäre. Aber, warum tritt der liebenswürdige Herr Pastor hinter den drei Sternchen nicht hervor? Was hindert ihn, der sich gewiß den Beifall aller Friedliebenden versprechen kann, sich öffentlich zu nennen? Sollte er die Geißel der Verfolgung scheuen? Nein, das kann er nicht. Ein Mann, ein Prediger, der so denkt, so lehrt, so lebt, wie ihn dieser Brief schildert, ein solcher Mann hat Gott vor sich; wer könnte, wer wollte wohl wider ihn sein? Es war uns lieb zu sehen, daß dem Herrn Pastor etwas Menschliches mit entwischt ist, sonst würden wir ihn für einen Engel gehalten haben." Dann giebt der Referent einen Auszug, „wiewohl es schwer hält, so vollhaltige Blätter noch enger zusammenzudrängen", spendet noch weiter dem lieben unterrichteten Pastor volles Lob und hat am Schluß nur den Tadel der Diskurse Salomos und der modernen Liederverbesserungen zurückzuweisen.

Theologische Kritiken in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" schrieb damals Bahrdt. Die Recension der Goethischen Schrift zeigt deutlich seinen Stil, und daß sie auch in seinem Sinne geschrieben ist, beweist der Umstand, daß die „Erfurtischen gelehrten Zeitungen", auf die er maßgebenden Einfluß besaß, sich ganz ebenso lobend ausgesprochen hatten.

Sehr anerkennend war auch das Urteil von Matthias Claudius im „Wandsbecker Boten" (1773 Nr. 43), der den „Brief" gemeinsam mit den „Zwo Fragen" besprach. Er hob hervor, daß die Titel beider Schriften erdichtet, daß einige Meinungen darin heterodox sein oder er-

scheinen möchten; aber doch sei in beiden nicht tauber Kern in dicken Schalen, sondern Fülle und Balsam in dünnen Hülsen, in dem „Briefe" sanft und geschmeidig, in den „Biblischen Fragen" etwas körnigter. In dem „Briefe" werde von der Toleranz gehandelt, „aber in einem höhern Sinne des Worts als es die Herren Modephilosophen nehmen". Er findet darin einige sehr richtige und tiefe Bemerkungen. Der Schluß lautet: „Wir erwarten übrigens zur Ehre der beiden angezeigten Schriften, daß sie den Backenstreichen der Kriegsknechte nicht entgehen werden."

Indessen scheinen sie bei den Widersachern wenig Beachtung gefunden zu haben. Nur Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek" brachte (Bd. 20, 1, 163 f.) eine Besprechung des „Briefes", die kühl, aber im ganzen wohlwollend gehalten ist. Sie sieht den Verfasser auf der Seite der Orthodoxie und behauptet, daß er irrtümlich den Deisten den Vorwurf mache, sie schmälerten das Verdienst Christi, wo sie könnten Dagegen wird er belobt, weil er dem Amtsbruder vor allem anempfiehlt, „so zu predigen, daß alles zur Beförderung der Liebe und des Friedens diene". Es scheine, als wenn ihm das beschauliche Christentum, das Gefühl in der Religion über alles gehe, und an der Aufklärung des Verstandes in Glaubenssachen weniger gelegen wäre, als an der Erweckung des Herzens. „Kurz, der Mann, der den „Brief" schrieb, ist ein gutherziger, liebenswürdiger Schwärmer oder wie man ihn sonst nennen will."

Ein zweiter, vermutlich in der Schweiz hergestellter Abdruck*) des „Briefes" erschien noch in demselben Jahre, ein weiterer Sonderdruck 1775, alle ohne Angabe des Ortes. Lavatern leuchtete die Schrift stellenweise sehr ein; denn manches traf mit seinen Gesinnungen völlig überein (Dichtung und Wahrheit 14. Buch). Er empfahl sie brieflich an Zimmermann und Hasenkamp; auf ihn und seine Amtsbrüder, mit denen er sie „am Synodusabende" gelesen, hatte sie den tiefsten Eindruck gemacht. 1776 wurde Bodmer darauf aufmerksam, er wollte erst (an Meister 31. März 1776) nicht glauben, daß Goethe der Verfasser sei; als er dann durch Lavater die Bestätigung dafür erhalten hatte, schrieb er (an Meister 10. April): „Weiß Lavater, daß der Brief des Pfarrers an den Pfarrer von Goethe ist, wie kann er Goethen nicht für einen Tollhäusler verachten oder für einen Schwärmer verwerfen?"

Trotz dieser wiederholten Abdrücke wird der „Brief des Pastors" doch wohl erst 1779 in weiteren Kreisen bekannt geworden sein. Er wurde in diesem Jahre in eine „Auswahl der besten zerstreuten Aufsätze

*) Nach Hirzels Angabe (Verzeichnis 4. Aufl. S. 11), deren Grund ich nicht kenne.

der Deutschen" und in die dritte Himburgsche Ausgabe von Goethes Schriften aufgenommen. Bahrdt erwähnte deshalb auch Goethe in seinem „Kirchen- und Ketzer-Almanach aufs Jahr 1781"*): „Ist Saul auch unter den Propheten? Ja freilich! Wer kennt nicht den Brief des Pastors *** an den neuen Pastor zu ***, die zwo bliblischen Fragen an einen Landgeistlichen in Schwaben und die Fragmente**), in denen er Lavaters Gefühlschristentum und Wunderkräfte so meisterhaft verteidigt hat? Er geht auch in der Theologie — wie die Genies alle — seinen eignen Weg; ist [zu] klug, um die Religion der Götzen und Seiler zu verfechten, und zu stolz, um sich an die Reformatoren anzuschließen. Daher hat er mit Herdern und einigen andern eine eigne Mittelbahn betreten, hat rechts und links Orthodoxen und Ketzern Ohrfeigen ausgeteilt und — im Grunde mit dem lieben Publikum seinen Spaß gehabt."

Bahrdts „Almanach" fand eine Nachahmung in dem „Almanach der Bellettristen und Bellettristinnen fürs Jahr 1782" von Joh. Chr. Fr. Schulz, der sein Vorbild an Pöbelhaftigkeit noch zu überbieten suchte. Auch er erwähnt (S. 64) der geistlichen Schriften. Er glaubt, daß es mit Goethe schon vorbei sei. „Jetzt beginnt er schon, von Eins auf das Andre überzuspringen, und man merkt ihm deutlich an, daß er nach jeder Gelegenheit hascht, sich den Ruf des Sonderbaren noch fester zu stellen. Anders können wir uns den Umstand nicht erklären, daß er anfängt, sich in die Theologie zu mischen und auch darin seine Geniesprünge zu machen."

Die Greifswalder „Neuesten kritischen Nachrichten" (1779, 3. Julius) hoben in einer Besprechung des vierten Bandes der „Schriften" hervor, daß in diesem zwar die Stücke vielleicht nicht so interessant für alle wie in den früheren Bänden, daß aber Sitten und Anstand darin mehr geschont seien, und führen dann eine Anzahl Stellen aus dem „Briefe" an.

Goethe kam erst in „Dichtung und Wahrheit" (12. Buch) wieder auf den „Brief des Pastors" zurück und sprach dort die Absicht aus, ihn mit den übrigen kleinen Jugendschriften in eine neue Ausgabe seiner Werke aufzunehmen. Als ihm am 29. Februar 1824 Eckermann zuredete, dies zu thun, sagte er: „Ich habe auf meinem jetzigen Standpunkte über jene jugendlichen Produktionen eigentlich kein Urteil. Da mögt ihr Jüngern entscheiden. Ich will indes jene Anfänge nicht schelten; ich war freilich noch dunkel und strebte in bewußtlosem Drange vor mir hin, aber ich

*) Die Stelle ist zuerst vom Frhrn. v. Biedermann angeführt worden.

**) Jedenfalls ist der Anhang zu Mercier gemeint, der in der Himburgschen Ausgabe auf die beiden geistlichen Schriften folgt und am Kopf der Seiten die Bezeichnung „Fragmente" trägt.

hatte ein Gefühl des Rechten, eine Wünschelrute, die mir anzeigte, wo Gold war."

Trotzdem brachte erst die Ausgabe von 1840 die beiden theologischen Schriften, nach der sie dann im 60. Bande der A. l. H. und den folgenden Gesamtausgaben wiederholt wurden.

Aus derselben Grundanschauung wie der „Brief des Pastors" sind die „Biblischen Fragen" erwachsen. Sie enthalten den Satz, den man beiden Schriften zum Motto geben könnte: „Die einzig brauchbare Religion muß einfach und warm sein; von der einzigen wahren haben wir nicht zu urteilen." Wieder ist als Sprecher ein Mann in höheren Jahren, ein Geistlicher, dessen Sohn bereits als Magister von der Universität zurückgekehrt ist, gewählt. Als Proben einer Bibelauslegung, die zwischen Orthodoxie und Rationalismus die Mitte hält, die historisch den Inhalt der heiligen Bücher zu ergründen und zugleich das Gemüt zu befriedigen fähig ist, giebt er Auslegungen von zwei wichtigen Stellen, in der Art, wie Herder solche Dinge zu behandeln pflegte.

Zur Sache berufen wir uns auf die Zeugnisse neuerer Theologen. Über die erste Frage „Was stund auf den Tafeln des Bunds" äußert sich Dillmann (Die Bücher Exodus und Leviticus Leipz. 1880 S. 201): „Als eine diplomatisch genaue Abschrift von den Tafeln kann weder der Text des Exodus noch der des Deuteronomium angesehen werden." Und weiter zu Exod. 34, 11—20 (S. 351): „Sowohl die Gesetze selbst als die eingestreuten Mahnungen lassen ihren sekundären Charakter gegenüber von Kap. 20—23 deutlich erkennen. Eine Zurückführung der Gesetze auf die geschlossene Zahl 10 scheint nicht beabsichtigt."

Ausführlicher behandelt Herrmann Schultz (Alttestamentliche Theologie. Vierte Auflage. Göttingen 1889. S. 198 f.) den Dekalog: „Von einem zusammenfassenden sittlichen Gesetze Gottes für die Väter Israels wissen die alten Erzählungen nichts. Erst bei A finden sich die bedeutsamen Formeln (Gen. V, 22. VI, 9. XVII, 1): „unbescholten sein und vor Gott, mit Gott wandeln", d. h. so daß die Gegenwart Gottes immer dem Leben die Richtung giebt. Aber der Bericht über die Bundschließung am Sinai faßt schon in der ältesten uns erhaltenen Form die Summe der religiös-sittlichen Forderungen, welche sich aus der Heiligkeit des Volkes, aus seiner Weihe an den heiligen Gott ergeben, in der klassischen Form des Zehngebotes zusammen, welches einem Thema gleich sich mannigfach durch die mittleren Bücher des Pentateuch hindurchzieht, und

im prophetischen Gesetze als heilige Grundlage israelitischer Sittlichkeit hingestellt wird (Deut. V, 6 ff.). Die Form als „Zehngebot" ist ohne Zweifel ursprünglich beabsichtigt (Exod. XXXIV, 28. Deut. IV, 13. X, 4.), und die genauere Prüfung findet solche Zehngebote auch sonst im Zusammenhange der Gesetzbücher. So hat schon Goethe bemerkt, daß Exod. XXXIV, 10 ff. ein Zehngebot enthalten. Ebenso Deut. XXVII, 15 ff., sobald man die in V. 22 und 23 gegebenen Verbote der Ehe mit Schwester und Schwägerin zusammenfaßt. Daß nun unser Dekalog wirklich unmittelbar auf Moses zurückführe und von Anfang an das Grundgesetz Israels gewesen sei, das ist eine so tief mit der überkommenen Auffassung vom Alten Testamente zusammenhängende Vorstellung, daß man sich nur schwer und ungern von ihr trennt. Aber es wird immer unerklärlich bleiben, wie sich die im ganzen Israel vor Salomo und im Nordreiche bis zu seinem Ende stets unangefochten bestehende Verehrung Gottes im Bilde mit der Annahme eines solchen Grundgesetzes vereinigen lasse. Und das wird immerhin die Frage nahe legen, ob nicht die Zusammenfassung der Grundgedanken alttestamentlicher Sittlichkeit in dieser Form erst das Produkt einer Zeit ist, in welcher der bildlose Dienst Gottes im Nationalheiligtum den Kampf gegen die Unbefangenheit der alten Volkssitte aufnahm. Das wird man um so eher für möglich halten, wenn man bedenkt, daß das Sabbathgebot Exod. XX sicher schon in einer durch A beeinflußten Gestalt vorliegt. Man könnte daher annehmen, daß die älteste Zusammenfassung der Volkssitte etwa in der Art von Exod. XXXIV (welches freilich auch schon Gußbilder verbietet) mehr auf Einzelheiten der heiligen Sitte gerichtet gewesen wäre*) und daß erst eine Zeit bewußterer und mehr zusammenfassender Religiosität an die Stelle der unvollkommneren Formen diese bleibende und mustergültige gestellt hätte."

Der Gegenstand der zweiten Frage, das γλώσσαις λαλεῖν ist von Weizsäcker (Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche. Freiburg i. B. 1886. S. 589 ff.) folgendermaßen behandelt worden:

„Was die Weissagung ist, bedarf im allgemeinen keiner weiteren Untersuchung. Anders ist es mit den γλώσσαις λαλεῖν oder den γένη γλωσσῶν. Mit letzterem Ausdrucke wird 1. Kor. 12, 10 eine besondere Geistesgabe bezeichnet, mit dem ersteren 12, 23 die Ausübung derselben.

*) Dort werden die Ausrottung der Kanaaniter, die Lösung der Erstgeburt, das Mazzothfest, das Verbot der Gußbilder, die drei Jahresfeste, der Sabbath, das Verbot des Sauerteigs beim Opfer und das Stehenlassen des Passahmahls, die Darbringung der Erstlinge und das Verbot, das Böckchen in der Milch seiner Mutter zu kochen, als Grundgesetze bei der Bundesschließung aufgestellt (vgl Wellhausen, Jahrb. f. d. Theol. 1876. 4, 551 ff.).

Wir kennen diese Erscheinung nur aus der Besprechung derselben im ersten Korintherbriefe. Sonst kommt ähnliches nur dreimal in der Apostelgeschichte vor; zuerst 2, 4 als das Pfingstwunder, aber mit dem Ausdrucke *ἑτέραις γλώσσαις λαλεῖν*, und die folgende Erzählung bestätigt, daß es sich um das Reden in Sprachen handelt, welche nicht die Muttersprache des Redenden sind. Die Schrift sieht das aber offenbar selbst als ein besonderes Wunder an, welches seine Bedeutung in diesem bestimmten Augenblicke hat. Denn an den beiden anderen Orten, an welchen sie das *γλώσσαις λαλεῖν* noch berichtet, 10, 46 und 19, 6, ist von fremden Sprachen keine Rede und kann es nicht sein. Der Verfasser hat in seiner Zeit vermutlich selbst keine bestimmte Vorstellung mehr von der Sache gehabt, und so verhält es sich noch viel mehr, wo die Sache im zweiten Jahrhundert noch erwähnt wird, vgl. Iren. haer. 5, 6, 1. Die Annahme des Redens in fremden Sprachen ist bei Paulus völlig ausgeschlossen: durch die abwechselnde Bezeichnung *λαλεῖν γλώσσῃ*, 1. Kor. 14, 2. 4. 13. 14. 27, sodann aber auch dadurch, daß dieses Reden nach seiner ganzen Ausführung nicht eine Mitteilung für andere ist, sondern ein Reden zu Gott, eine Gebetsweise; endlich aber schlagend dadurch, daß es in Anbetracht der Wirkung, 14, 21, mit dem Sprechen in einer unbekannten Sprache verglichen wird, also mit diesem nicht identisch sein kann. Ebenso wenig aber darf man bei der Erklärung an ein Reden mit der Zunge im physischen Sinne denken; dies ist schon durch die Anwendung des Ausdrucks *γλώσσαις λαλεῖν* auf einen einzelnen, ebenso durch den Ausdruck *ἐν γλώσσῃ* 14, 5. 6. 19, ausgeschlossen. Will man aber unter Zunge eine Zungensprache verstehen, so ist damit die Worterklärung aufgegeben und überdies eine ganz undeutliche Vorstellung geschaffen. Es bleibt daher nichts übrig, als in *γλῶσσα* und *γλῶσσαι* den technischen Ausdruck für eine Sprechweise des geistlichen Lebens im Unterschiede des gemeinen Sprechens zu verstehen, ähnlich wie die Griechen mit demselben Ausdrucke die Sprachen der Barbaren bezeichnen.

Wie dies gekommen ist, läßt sich daraus erklären, daß dem überschwänglichen Gefühl des neuen Glaubens die gemeine Sprache für den Verkehr mit Gott nicht geeignet erschien. Dieser Glaube hat sich in der That eine neue Sprache geschaffen durch neue Wortbedeutungen, Bildungen und Wendungen, wie dies nichts besser beweist, als das Ringen des Apostels Paulus mit der Sprache. Das Glossenreden in der Gemeinde ist nur ein gröberer und gewaltsamer Versuch, der von dem gleichen Grunde ausgeht. Man dachte wohl an die Sprache der Engel, die Sprache, die im Himmel gesprochen werde, vgl. 1. Kor. 13, 1. 2. Kor. 12, 4.

Angewendet wurde dasselbe nur auf das Gebet, 1. Kor. 14, 2. 14, und ist daher nach außen gleich einem Selbstgespräche des Redenden, 3. Der Glossenredner aber ist nicht nur mit sich allein, sondern er ist auch selbst dabei in einem Zustande des Ergriffenseins, in welchem er einem Triebe des Geistes blind folgt und außerhalb des bewußten Denkens gesetzt ist, 14, so sehr, daß dieses sein eigenes Denken, der *νοῦς*, nicht einmal eine Frucht, eine Nachwirkung davon hat. Es kommt hierbei nicht darauf an, ob diese Vorstellung mit Widersprüchen behaftet ist, sondern nur auf die Thatsache, daß sie vorhanden war.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Vorschriften und Bemerkungen, welche Paulus über diese Übung giebt, uns kein anschauliches Bild dieses Sprechens geben können, daß wohl auch eine absichtliche Beschreibung dies nicht geben würde. Wir dürfen auch nicht an eine stehende Form denken; der Apostel spricht von *γένη γλωσσῶν*. So roh ist die Form jedenfalls nicht vorzustellen, daß überhaupt nur unartikulierte Töne ausgestoßen würden. Für die Wirkung nach außen, welche der Apostel allein deutlicher zeichnet, genügt es schon, wenn überhaupt zusammenhanglos, abgerissen, in Worten statt in Sätzen gesprochen wurde. Zwischen diesen beiden Grenzen mag eine Anzahl von Abstufungen liegen, welche durch das verschiedene Maß der Gefühlssteigerung bedingt sind. Gerade die Weise des Gefühls muß an dem Vortrage kenntlich gewesen sein; denn ohne diese Voraussetzung ist es nicht zu begreifen, wie ein anderer als Ausleger für den Glossenredner eintreten konnte. Ein Fingerzeig ist auch, daß 14, 14—16 die Formen des Gebets, des Lobgesanges und der Danksagung unterschieden werden.

Zunächst ist das Glossenreden für andere unverständlich. Niemand vernimmt, was gesagt wird 14, 2. Es kann dem Gebrauche eines Instruments, Flöte oder Cither, ohne geordnetes Spiel verglichen werden, bei dem nur wirre Töne hervorgebracht werden; dem einer Trompete, die kein deutliches Signal giebt 14, 7. 8, dem Reden in die Luft 9, dem Gebrauch einer fremden, unbekannten Sprache, 10, 11. Ein Zeichen bleibt es immer noch wegen des Eindruckes des Wunderbaren; aber nur ein Zeichen für die Ungläubigen, denn zum Glauben kann es nicht führen, und die Gläubigen haben nichts davon; in diesem Sinne wendet Paulus die Weissagung Joh. 28, 11 f. darauf an, 21. 22."

Die kritischen Äußerungen über die zweite theologische Schrift Goethes sind im allgemeinen nicht günstig. Selbst Claudius muß neben dem warmen Lobe, das er dem „Briefe des Pastors" spendet, gestehen, daß er den Verfasser bei der ersten Frage nicht ganz verstanden habe; was

er bei der zweiten sage, sei fein gesagt und so ziemlich „nach Damesek hingaffend".

Die „Allgemeine deutsche Bibliothek" (20. Band. 1773. S. 160 ff.) giebt kurz den Inhalt an, meist mit Goethes eignen Worten, und sagt dann: „Man lese den Bogen ganz. Er ist es immer wert. Man stoße sich nicht an das Neue und Unerhörte darin, sondern prüfe es, billige dann den Mann, der uns seine Gründe gesagt hat oder widerlege sie."

Entschieden feindselig war die Besprechung in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" (Nr. 83. 15. Okt. 1773. S. 685 ff.), von Bahrdt verfaßt oder wenigstens sicher in seinem Geiste geschrieben: „Der Verfasser ist ein launigter Mann," so beginnt sie, „und ein guter Denker, aber in seiner Seele scheinen zu wenig Materialien zu sein, über die sich sein philosophischer Kopf ausbreiten könnte. Und wir haben auch wenig Hoffnung, daß sie je mit denselben werde bereichert werden, da er schon mit einer gewissen Selbstgenügsamkeit auf diejenigen Gelehrten herabschaut, welche durch Belesenheit und Sprachkunde sich jener Reichtümer teilhaftig gemacht haben." Der Recensent dankt für die Gelegenheit, den Verfasser und die, die seine Zweifel teilen, zurechtzuweisen, bespricht die erste Frage und kommt zu dem Ergebnis, daß die Hypothese des Verfassers ein Traum sei. „Vielleicht befinden wir uns zu anderer Zeit wieder bei so guter Laune, um dem Herrn Verfasser auch mit der zweiten Frage und deren gleich beim ersten Anblicke unreifen und unverdauten Beantwortung unsre Belehrungen zu erteilen."

Die Recension der Greifswalder „Neuesten kritischen Nachrichten" (siehe oben) sagt über die erste Frage, daß diese Erklärung wohl nicht so ganz unerhört sei; mit Bezug auf die Deutung des Glossenredens wird gefragt: „Wissen es die Leser nun?"

Die „Zwo wichtigen Fragen" scheinen weniger Beachtung als der „Brief des Pastors" gefunden zu haben. Das läßt sich daraus schließen, daß von ihnen nur ein Einzeldruck existiert.*) Weiterhin erschienen sie in der dritten Auflage des Himburgschen Nachdrucks und in den Werken seit 1840, immer hinter dem „Brief des Pastors".

---

*) Die Angabe in Goedekes Grundriß (2. Aufl. IV, 643), daß ein zweiter Druck o. O. 1775 erschienen sei, ist falsch.

Brief

des

Pastors zu * * *

an den

neuen Pastor zu * * *

Aus dem Französischen.

1773.

Drucke: 1. Titel siehe oben. 8°. 26 S. — 2. Titel wie in 1. kl. 8°. 32 S. — 3. Brief ... Französischen (wie in 1). 1775. 8°. 24 S. — 4. Auswahl der besten zerstreuten Aufsätze der Deutschen. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung 1779. 8°. S. 282—301. Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. 1773. Von Herrn geheimen Legationsrath Goethe. — 5. J. W. Goethens Schriften. Vierter Band. Berlin, bei Himburg 1779. S. 2—28. Titel wie in 1. — Daraus nachgedruckt in J. W. Goethens Schriften. Vierter Band. Karlsruhe, Schmieder 1780. S. 5—28. Dann erst wieder im 14. Bande von Goethes sämtlichen Werken, Stuttgart und Tübingen 1840, und im 56. Bande der Ausgabe letzter Hand (1842). Ein neuerer Separatabdruck im Evangelischen Gemeindeblatt für Rheinland und Westphalen 1885. Sp. 256 ff. u. 289 f.

Lieber Herr Amtsbruder,

Da die Veränderung in meiner Nachbarschaft vorging, daß der alte Pastor starb, an dessen Stelle Ihr kommt, freute ich mich von ganzem Herzen. Denn ob ich gleich kein unleidsamer Mann bin und meinem Nächsten nichts mehr gönne als sein Bißchen Leben, das bei manchen, wie beim Vieh, das einzige ist, was sie haben, so muß ich doch aufrichtig gestehen, daß Eures Vorfahren Totengeläut mir ebenso eine freudige Wallung ins Blut brachte als das Geläute Sonntags früh, wenn es mich zur Kirche ruft, da mein Herz vor Liebe und Neigung gegen meine Zuhörer überfließt. Er konnte niemanden leiden, Euer Vorfahr, und Gott wird mir vergeben, daß ich ihn auch nicht leiden konnte; ich hoffe, Ihr sollt mir so viel Freude machen, als er mir Verdruß gemacht hat; denn ich höre so viel Guts von Euch, als man von einem Geistlichen sagen kann, das heißt: Ihr treibt Euer Amt still und mit nicht mehr Eifer, als nötig ist, und seid ein Feind von Kontroversen. Ich weiß nicht, ob's Euerm Verstand oder Euerm Herzen mehr Ehre macht, daß Ihr so jung und so friedfertig seid, ohne deswegen schwach zu sein; denn freilich ist's auch kein Vorteil für die Heerde, wenn der Schäfer ein Schaf ist.

Ihr glaubt nicht, lieber Herr Amtsbruder, was mir Euer Vorfahr für Not gemacht hat. Unsre Sprengel liegen so nah beisammen, und da steckten seine Leute meine Leute an, daß die zuletzt haben wollten, ich sollte mehr Menschen verdammen, als ich nicht thäte; es wäre keine Freude, meinten sie, ein Christ zu sein, wenn nicht alle Heiden ewig gebraten würden. Ich versichre,

12f. konnte; ich, 2 konnte. Ich. — 14. Guts, 3 Gutes. — 19ff. denn freilich ... Schaf ist. Anklang an die Gleichnisrede Joh. 10, 1—16. — 24. die, 2 sie. — 26. thäte; es, 2 thäte. Es.

lieber Bruder, ich wurde manchmal ganz mutlos; denn es giebt gewisse Materien, von denen anzufangen ich so entfernt bin, daß ich vielmehr jedesmal am Ende der Woche meinem Gott von ganzem Herzen danke, wenn mich niemand darum gefragt hat, und wenn's geschehen ist, ihn bitte, daß er's inskünftige abwenden möge; und so wird's jedem rechtschaffnen Geistlichen sein, der gutdenkende Gemüter nicht mit Worten bezahlen will und doch weiß, wie gefährlich es ist, sie halbbefriedigt wegzuschicken oder sie gar abzuweisen. Ich muß Euch gestehen, daß die Lehre von Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich wie über glühendes Eisen eile. Ich bin alt geworden und habe die Wege des Herrn betrachtet, so viel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr ebenso alt sein werdet als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind, wenigstens wünsche ich's Euch. Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe. Das ist bei allen Eiferern vor ihre Sekte ein mächtiger Behuf der Redekunst, daß sie mit Worten um sich werfen, die sie nicht verstehen. So wenig die ewige einzige Quelle der Wahrheit indifferent sein kann, so tolerant sie auch ist, so wenig kann ein Herz, das sich seiner Seligkeit versichern will, von der Gleichgültigkeit Profession machen. Die Nachfolger des Pyrrho waren Elende. Wer möchte zeitlebens auf dem Meer von Stürmen getrieben werden? Unsere Seele ist einfach und zur Ruhe geboren; so lang sie zwischen Gegenständen geteilt ist, so fühlt sie was, das jeder am besten weiß, wer zweifelt.

Also, lieber Bruder, danke ich Gott für nichts mehr als die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgeteilt wird, die sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und so lieb' ich Jesum Christum, und so glaub' ich an ihn und danke Gott, daß ich an ihn glaube; denn wahrhaftig, es ist meine Schuld nicht, daß ich glaube.

6. möge; und, 2 möge. Und. — 6f. gutdenkende, 3 gutdünkende (Druckfehler). — 13. darf; wenn, 2 darf. Wenn. — 14. daß Gott ... sind, 1. Joh. 4, 16. — 22. Pyrrho, richtiger Pyrrhon (ca. 376—288 v. Chr.), der Hauptvertreter des Skepticismus in der antiken Philosophie. — 23f. Unsere Seele ist einfach. Der Standpunkt des Spiritualismus.

Es war eine Zeit, da ich Saulus war; gottlob daß ich Paulus geworden bin; gewiß, ich war sehr erwischt, da ich nicht mehr leugnen konnte. Man fühlt einen Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das ganze Leben, und der Geist Gottes hat sich vorbehalten, ihn zu bestimmen. So wenig bin ich indifferent, darf ich deswegen nicht tolerant sein? Um wie viel Millionen Meilen verrechnet sich der Astronom? Wer der Liebe Gottes Grenzen bestimmen wollte, würde sich noch mehr verrechnen. Weiß ich, wie mancherlei seine Wege sind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Weg gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er andern auch auf dem ihrigen hinein helfen wird. Unsre Kirche behauptet, daß Glauben und nicht Werke selig machen, und Christus und seine Apostel lehren das ohngefähr auch. Das zeigt nun von der großen Liebe Gottes; denn für die Erbsünde können wir nichts und für die würkliche auch nichts, das ist so natürlich, als daß einer geht, der Füße hat; und darum verlangt Gott zur Seligkeit keine Thaten, keine Tugenden, sondern den einfältigsten Glauben, und durch den Glauben allein wird uns das Verdienst Christi mitgeteilt, so daß wir die Herrschaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben, und nach unserm Tode, Gott weiß wie, auch das eingeborne Verderben im Grabe bleibt. Wenn nun der Glaube das einzige ist, wodurch wir Christi Verdienst uns zueignen, so sagt mir: wie ist's denn mit den Kindern? Die sprecht Ihr selig? Nicht wahr? Warum denn? Weil sie nicht gesündigt haben! Das ist ein schöner Satz! man wird ja nicht verdammet, weil man sündigt. Und das eingeborne Verderben haben sie ja doch an sich und werden also nicht aus Verdienst selig; nun, so sagt mir die Art, wie die Gerechtigkeit der menschgewordenen Liebe sich den Kindern mit-

1f. Es war eine Zeit ... Paulus geworden bin. Apostelgesch. 9, 1; 13, 9. — 1. war; gottlob, 2 war. Gottlob. — 2. bin; gewiß, 2 bin. Gewiß. — ich war sehr erwischt, d. h. betroffen, ergriffen (Grimm, Wörterbuch III, 1069, wo sich kein weiterer Beleg für diese Bedeutung des Wortes findet). — 5f. indifferent, darf, 2 indifferent. Darf. — 6. viel, 2 viele. — 11. Unsre, 2 Unsere. — 13. ohngefähr, 2 ungefähr. — 14f. denn für die Erbsünde können wir nichts. In den Ephemerides (Neudr. 16, 14) notierte Goethe folgende Stelle aus Rousseaus Lettre à Mons. de Beaumont: „le peché originel explique tout excepté son principe, et c'est ce principe qu'il s'agit d'expliquer.“ Die Lehre von der Erbsünde trennte ihn auch später von der Brüdergemeinde und von anderen werten Christenseelen (Dichtung und Wahrheit, 15. Buch). — 15 nichts, das, 2 nichts. Das. — 23—28. wie ists denn mit den Kindern? ... aus Verdienst selig. Minor (a. a. O., S. 103) meint, daß Goethe auf den Einwurf gegen die Seligkeit der Kinder durch die oben (S. 109, 22 ff.) citierte Stelle aus Hallers „Briefen über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung“ aufmerksam gemacht worden sei.

teilt. Seht, ich finde in dem Beispiel einen Beweis, daß wir nicht wissen, was Gott thut, und daß wir nicht Ursache haben, an jemands Seligkeit zu verzweifeln. Ihr wißt, lieber Herr Amtsbruder, daß viele Leute, die so barmherzig waren wie ich, auf die Wiederbringung gefallen sind, und ich versichre Euch, es ist die Lehre, womit ich mich insgeheim tröste; aber das weiß ich wohl: es ist keine Sache, davon zu predigen. Übers Grab geht unser Amt nicht, und wenn ich ja einmal sagen muß, daß es eine Hölle giebt, so red' ich davon, wie die Schrift davon redet, und sage immerhin Ewig! Wenn man von Dingen spricht, die Niemand begreift, so ist's einerlei, was für Worte man braucht. Übrigens hab' ich gefunden, daß ein rechtschaffner Geistlicher in dieser Zeitlichkeit so viel zu thun hat, daß er gern Gott überläßt, was in der Ewigkeit zu thun sein möchte.

So, mein lieber Herr Konfrater, sind meine Gesinnungen über diesen Punkt. Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor so viel hundert Jahren unter dem Namen Jesus Christus auf einem kleinen Stückchen Welt eine kleine Zeit als Mensch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit, und das sage ich meiner Gemeinde, so oft Gelegenheit dazu ist; ich subtilisiere die Materie nicht; denn da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme sinnliche Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.

Ihr habt in Eurer vorigen Pfarre, wie ich höre, viel von denen Leuten um Euch gehabt, die sich Philosophen nennen und eine sehr lächerliche Person in der Welt spielen. Es ist nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurteilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung ist, beweist, wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen hat. Ich war recht erfreut, lieber Herr

4f. die Wiederbringung, Apokatastase, die Annahme einer endlichen Wiederherstellung der Welt in ihren ursprünglichen Zustand, mit der zugleich eine allgemeine Bekehrung und Begnadigung aller Sünder verbunden sein wird. — 7f. Übers Grab geht unser Amt nicht. Ganz im Sinne Herders. — 8ff. wenn ich einmal ... Ewig. Die Ewigkeit der Höllenstrafen, als Kirchenlehre gefolgert hauptsächlich aus Marc. 9, 48 und Matth. 25, 41. — 20—24. ich subtilisiere ... zu Gott zu machen. Auch Herder (Werke II, 236f.) will in seiner Gemeinde den Geburts-, Sterbens- und Erhöhungstag des Erlösers nur als die Feier an das Andenken des größesten Menschenfreundes und verdienstvollesten Mannes betrachtet wissen. (Minor a. a. O., S. 108.) — subtilisieren, im einzelnen genau erklären.

Bruder, zu hören, daß Ihr Euch niemals mit ihnen gezankt, noch Euch Mühe gegeben habt, sie eines Bessern zu überweisen. Man hält einen Aal am Schwanze fester, als einen Lacher mit Gründen. Es geschah dem portugiesischen Juden recht, der den Spötter
5 von Ferney Vernunft hören machen wollte, seine Gründe mußten einer Sottise weichen, und anstatt seinen Gegner überführt zu sehen, fertigte ihn dieser sehr tolerant ab und sagte: Bleibt denn Jude, weil ihr es einmal seid!

Bleibt denn Philosoph, weil ihr's einmal seid, und Gott
10 habe Mitleiden mich euch! So pflege ich zu sagen, wenn ich mit so einem zu thun habe.

Ich weiß nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel einem beweisen kann, der sie nicht fühlt; wenigstens halte ich es für unnötig. Denn wenn ihr fertig seid, und es antwortet euch
15 einer wie der savoyische Vikar: „Es ist meine Schuld nicht, daß ich keine Gnade am Herzen fühle", so seid ihr geschlagen und könnt nichts antworten, wenn ihr euch nicht in Weitläufigkeiten vom freien Willen und von der Gnadenwahl einlassen wollt, wovon ihr doch, alles zusammengenommen, zu wenig wißt, um
20 davon disputieren zu können.

Wer die Süßigkeit des Evangelii schmecken kann, der mag so was Herrliches niemanden aufdringen. Und giebt uns unser Herr nicht das exzellenteste Beispiel selbst? Ging er nicht gleich von Gergesa, ohne böse zu werden, sobald man ihn darum bat?
25 Und vielleicht war's ihm selbst um die Leute nicht zu thun, die ihre Schweine nicht drum geben wollten, um den Teufel los zu werden. Denn man mag ihnen vorsagen, was man will, so bleiben sie auf ihrem Kopfe. Was wir thun können, ist, die

4 f. den Spötter von Ferney, Voltaire. — 5. wollte, seine, 2 wollte. Seine. — 7. sehr fehlt 2. — 12 ff. Ich weiß nicht ... unnötig. Zu dieser und der weiter unten (S. 219, 14 ff.) folgenden Stelle „doch bitte ich Euch ... stünde" verweist Minor (S. 108) auf Herders Worte: „Wenn er nicht über Texte, über morgenländische Parabeln, über abgerissene Stellen redet, die in der Mönchszeit, weiß Gott für wen? und weiß Gott wozu? ausgesucht und zu einer Tenne gepflastert wurden, auf der man schon Jahrhunderte durch Unkraut und Weizen gedroschen hat: — wenn er nicht über Worte, sondern auch über Vorfälle, über Zustände des Privatlebens, in denen sich jeder erkennt, über Begebenheiten spricht, die den Seinen wichtig sind: wenn seine Trost-, Ermunterungs- und Warnungsstimme aus der Religion, sich nicht nach Texten und Skeletten von abgeteilten Lehren, sondern sich nach dem Leben modulieret .... sollte es da an der Neuheit fehlen, die der Homilete zur Aufmerksamkeit nötig hat!" — 15. der savoyische Vikar. Rousseau, Oeuvres Par. 1820, IX, 94: L'Inspiré. O cœur endourci! la grâce ne vous parle point. Le Raisonneur. Ce n'est pas ma faute; car, selon vous, il faut avoir déjà reçu la grâce pour savoir la demander — 22—27. Und giebt uns ... los zu werden. Matth. 8, 28—34. Luc. 8, 32—37.

Heilsbegierigen zurechtzuweisen; und den andern läßt man, weil sie's nicht besser haben wollen, ihre Teufel und ihre Schweine.

Da habt Ihr also die eine Ursache, warum und wie tolerant ich bin; ich überlasse, wie Ihr seht, alle Ungläubigen der ewigen wiederbringenden Liebe und habe das Zutrauen zu ihr, daß sie am besten wissen wird, den unsterblichen und unbeflecklichen Funken, unsre Seele, aus dem Leibe des Todes auszuführen und mit einem neuen und unsterblich reinen Kleide zu umgeben. Und diese Seligkeit meiner friedfertigen Empfindung vertauschte ich nicht mit dem höchsten Ansehn der Infallibilität. Welche Wonne ist es, zu denken, daß der Türke, der mich für einen Hund, und der Jude, der mich für ein Schwein hält, sich einst freuen werden, meine Brüder zu sein.

So weit davon, mein lieber Bruder! und gleichsam im Vorbeigehen; denn das Hauptelend der Intoleranz offenbart sich doch am meisten in den Uneinigkeiten der Christen selbst, und das ist was Trauriges. Nicht daß ich meine, man sollte eine Vereinigung suchen; das ist eine Sottise wie die Republik Heinrichs des Vierten. Wir sind alle Christen, und Augsburg und Dortrecht machen so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religion, als Frankreich und Deutschland in dem Wesen des Menschen. Ein Franzose ist von Kopf bis auf die Füße eben ein Mensch wie ein Deutscher; das andre sind politische Konsiderationen, die fürtrefflich sind und die niemand unbestraft einreißen soll.

Wer die Geschichte des Wortes Gottes unter den Menschen mit liebevollem Herzen betrachtet, der wird die Wege der ewigen Weisheit anbeten. Aber wahrhaftig, weder Bellarmin noch Seckendorff wird euch eine reine Geschichte erzählen. Warum sollte ich leugnen, daß der Anfang der Reformation eine Mönchs-

6ff. den unsterblichen . . . zu umgeben, 1 Korinth. 15, 53—54. — 14f. Vorbeigehen, 2 Vorbeigehn. — 18f. eine Sottise wie die Republik Heinrichs des Vierten. Von Sully wird Heinrich IV. von Frankreich der Plan einer allgemeinen europäischen Republik zugeschrieben, geteilt in fünfzehn Staaten mit einem obersten Friedenssenat an der Spitze. Schutz gegen Russen und Türken und Vertreibung der letzteren sollte der Hauptzweck des Bundes sein. — 19. Augsburg und Dortrecht. Die Augsburgische Konfession von 1530 als Vertreterin des Luthertums, die Dortrechter Beschlüsse von 1618—19 als Ausdruck des kalvinistischen Glaubens. — 27f. weder Bellarmin noch Seckendorff. Robert Bellarmin (1512—1621), Jesuit, in seinen „Disputationes de controversiis christianae fidei" (Rom 1581) und „Christianae doctrinae explicatio" (Rom 1603) der gelehrteste und gewandteste Verteidiger der katholischen Lehre. — Veit Ludwig v. Seckendorff (1662—1692), berühmt durch seinen „Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo" (Gotha 1688) — 2 Bellamin.

zänkerei war, und daß es Luthers Intention im Anfang gar nicht war, das auszurichten, was er ausrichtete? Was sollte mich antreiben, die Augsburgische Konfession für was Anders als eine Formel auszugeben, die damals nötig war und noch nötig ist, etwas festzusetzen, das mich aber nur äußerlich verbindet und mir übrigens meine Bibel läßt? Kommt aber ein Glaubensbekenntnis dem Worte Gottes näher als das andre, so sind die Bekenner desto besser dran; aber das bekümmert niemand anders.

Luther arbeitete, uns von der geistlichen Knechtschaft zu befreien; möchten doch alle seine Nachfolger so viel Abscheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand.

Er arbeitete sich durch verjährte Vorurteile durch und schied das Göttliche vom Menschlichen, so viel ein Mensch scheiden kann; und was noch mehr war, er gab dem Herzen seine Freiheit wieder und machte es der Liebe fähiger; aber man lasse sich nicht blenden, als hätte er das Reich erworben, davon er einen andern herunterwarf, man bilde sich nicht ein, die alte Kirche sei deswegen ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung; hat sie doch wenige menschliche Satzungen, die nicht auf etwas göttlich Wahres gegründet wären, laßt sie, leidet sie und segnet sie. Warum lästert ihr ihre Messe? Sie thut zu viel, das weiß ich; aber laßt sie thun, was sie wollen, verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist. Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römischen Kirche; ob's aber Gottes Werk ist, wird die Zeit ausweisen. Vielleicht protestiert sie bald mehr, als gut ist. Luther hatte die Schwärmerei zur Empfindung gemacht, Calvin machte die Empfindung zu Verstand. Diese Trennung war unvermeidlich, und daß sie politisch geworden ist, lag in den Umständen. Ich bin so fern, eine Vereinigung zu wünschen, daß ich sie vielmehr äußerst gefährlich halte, jeder Teil, der sich ein Haar vergäbe, hätte Unrecht. Doch es ist gut,

9 ff. Luther arbeitete ... empfand. Im „ewigen Juden" (Werke 5, 163) V. 277 ff. heißt es:

Reformation hätt ihren Schmaus
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr schwätzen, weniger Grimassen machen.

Auch Herder dachte ebenso. — 15. fähiger; aber, 2 fähiger. Aber. — 17. herunterwarf, man, 2 herunterwarf. Man. — 18. Verachtung; hat, 2 Verachtung. Hat. 20. wären, laßt, 2 wären. Laßt. — 22. wollen, verflucht, 2 wollen. Verflucht. — 30. halte, jeder, 2 halte. Jeder.

daß politische Betrachtungen der Sache im Wege stehen, sonst würde man vielleicht den Gewissen ihre Freiheit rauben. Beides lauft auf eins hinaus, ob ein Sakrament ein Zeichen oder mehr ist, und wie könnte ich böse sein, daß ein andrer nicht empfinden kann wie ich? Ich kenne die Seligkeit zu gut, es für mehr zu halten als ein Zeichen, und doch habe ich unter meiner Gemeinde eine große Anzahl Menschen, die die Gnade nicht haben, es auch zu fühlen, es sind Leute, wo der Kopf das Herz überwiegt, mit diesen leb' ich in so zärtlicher Eintracht und bitte Gott, daß er jedem Freude und Seligkeit gebe nach seinem Maß; denn der Geist Gottes weiß am besten, was einer fassen kann. Ebenso ist's mit der Gnadenwahl, davon verstehen wir ja alle nichts, und so ist's mit tausend Dingen; denn wenn man's beim Lichte besieht, so hat jeder seine eigene Religion, und Gott muß mit unserm armseligen Dienste zufrieden sein aus übergroßer Güte, denn das müßte mir ein rechter Mann sein, der Gott diente, wie sich gehört.

Ach, es ist unwidersprechlich, lieber Bruder, daß keine Lehre uns von Vorurteilen reinigt, als die vorher unsern Stolz zu erniedrigen weiß, und welche Lehre ist's, die auf Demut baut, als die aus der Höhe. Wenn wir das immer bedächten und recht im Herzen fühlten, was das sei, Religion, und jeden auch fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Sekten und Parteien träten: wie würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf so vielerlei Weise Frucht bringen zu sehen. Dann würden wir ausrufen: Gottlob, daß das Reich Gottes auch da zu finden ist, wo ich's nicht suchte.

Unser lieber Herr wollte nicht, daß es ein Ohr kosten sollte, dieses Reich auszubreiten, er wußte, daß es damit nicht ausgerichtet wäre, er wollte anklopfen an der Thüre und sie nicht einschmeißen. Wenn wir das nur recht bedächten und Gott dankten, daß wir in diesen schlimmen Zeiten noch ungestört lehren dürfen!

3f. ob ein Sakrament ... ist. Vgl. Goethe an Kestner 15. Dez. 1772: „ich möchte gern wieder was für sie, was von ihr in Händen haben, ein sinnliches Zeichen, wodurch die geistliche unsichtbare Gnadengüter ꝛc. wies im Katechismus klingt." — 4. ist, und, 2 ist. Und. — 8. fühlen, es, 2 fühlen. Es. — überwiegt, mit, 2 überwiegt. Mit. — 12. Gnadenwahl, davon, 2 Gnadenwahl. Davon. — 12f. nichts, und, 2 nichts. Und. — 15f. Güte, denn, 2 Güte. Denn. — 17. sich, 2 sichs. — 19. von Vorurteilen, 2 von den Vorurteilen. — 20. weiß, und, 2 weiß. Und. — 28f. Unser lieber Herr ... auszubreiten. Anspielung auf Luc. 22. — 29. auszubreiten, er, 2 auszubreiten. Er. — 30. wäre, er, 2 wäre. Er. — er wollte anklopfen. Matth. 7, 7.

Und einmal vor allemal: eine Hierarchie ist ganz und gar wider den Begriff einer echten Kirche. Denn, mein lieber Bruder, betrachtet nur selbst die Zeiten der Apostel gleich nach Christi Tod, und Ihr werdet bekennen müssen: es war nie eine sichtbare Kirche auf Erden. Es sind wunderliche Leute, die Theologen, da prätendieren sie, was nicht möglich ist. Die christliche Religion in ein Glaubensbekenntnis bringen, o ihr guten Leute! Petrus meinte schon, in Bruder Pauli Briefen wäre viel schwer zu verstehen; und Petrus war doch ein andrer Mann als unsre Superintendenten; aber er hatte Recht, Paulus hat Dinge geschrieben, die die ganze christliche Kirche in corpore bis auf den heutigen Tag nicht versteht. Da sieht's denn schon gewaltig scheu um unsre Lehre aus, wenn wir alles, was in der Bibel steht, in ein System zerren wollen; und mit dem Wandel läßt sich ebenso wenig Gewisses bestimmen. Peter thate schon Sachen, die Paulen nicht gefielen, und ich möchte wissen, mit was für Titeln der große Apostel unsre Geistlichen beehren würde, die noch eine weit ungegründetere und verwerflichere Prädilektion für ihre Sekte haben als Petrus für die Juden.

Daß bei der Einsetzung des Abendmahls die Jünger das Brod und Wein genossen wie die reformierte Kirche, ist unleugbar; denn ihr Meister, den sie viel kannten, der saß bei ihnen, sie versprachen's gleichsam zu seinem Gedächtnis zu wiederholen, weil sie ihn liebten, und mehr prätendierte er auch nicht. Wahrhaftig, Johannes, der an seinem Busen lag, brauchte nicht erst das Brod, um sich von der Existenz seines Herren lebendig zu überzeugen, genug, es mag den Jüngern dabei der Kopf gedreht haben wie selbigen ganzen Abend; denn sie verstunden nicht eine Silbe von dem, was der Herr sagte.

Kaum war der Herr von der Erde weg, als zärtliche, liebesgesinnte Leute sich nach einer innigen Vereinigung mit ihm sehnten, und weil wir immer nur halb befriedigt sind, wenn unsere Seele genossen hat, so verlangten sie auch was für den Körper, und hatten nicht unrecht; denn der Körper bleibt immer ein

7. bringen, o, 2 bringen — o. — 8f. Petrus meinte ... zu verstehen, 2 Petri 3, 15f. — 10. Superintendenten; aber, 2 Superintendenten. Aber. — Recht, Paulus, 2 Recht. Paulus. — 14. und mit dem, 2 und — mit dem. — 15f. Peter thate ... gefielen. Galat. 2, 11f. — 16. gefielen, und, 2 gefielen. Und. — 22f. ihnen, sie, 2 ihnen. Sie. — 27. überzeugen, genug, 2 überzeugen. Genug. — 32. sehnten, und, 2 sehnten. Und.

merkwürdiger Teil des Menschen, und dazu gaben ihnen die Sakramente die erwünschteste Gegenheit. Durch die sinnliche Handlung der Taufe oder des Händeauflegens gerührt, gab vielleicht ihr Körper der Seele eben denjenigen Ton, der nötig ist, um mit dem Wehen des heiligen Geistes zu sympathisieren, das uns unaufhörlich umgiebt. Ich sage vielleicht, und ich darf gewiß sagen. Eben das fühlten sie beim Abendmahl und glaubten, durch die Worte Christi geleitet, es für das halten zu können, was sie so sehr wünschten. Besonders da die Unarten ihres Körpers sich durch diese Heiligung am besten heilen ließen, so blieb ihnen kein Zweifel übrig, daß ihr verherrlichter Bruder ihnen von dem Wesen seiner göttlichen Menschheit durch diese sinnliche Zeichen mitteile. Aber das waren unaussprechliche Empfindungen, die sie wohl im Anfang zur gemeinschaftlichen Erbauung einander kommunizierten, die aber leider nachher zum Gesetz gemacht wurden. Und da konnte es nicht fehlen, daß die, deren Herz keiner solchen Empfindung fähig war, und die mit einer bedächtigen geistlichen Vereinigung sich genügten, daß sie sich trennten und sich zu behaupten getrauten, eine Empfindung, die nicht allgemein sei, könne kein allgemein verbindendes Gesetz werden.

Ich denke, daß das der ehrlichste Status causae ist, den man erwarten kann, und wenn man wohl thun will, so verfährt man mit seiner Gemeinde so billig von der Seite als möglich. Einem Meinungen aufzwingen, ist schon grausam; aber von einem verlangen, er müsse empfinden, was er nicht empfinden kann, das ist tyrannischer Unsinn.

Noch was, lieber Bruder! Unsre Kirche hat sich nicht allein mit der reformierten gezankt, weil die zu wenig empfindet, sondern auch mit andern ehrlichen Leuten, weil sie zu viel empfanden. Die Schwärmer und Inspiranten haben sich oft unglücklicherweise ihrer Erleuchtung überhoben, man hat ihnen ihre eingebildete Offenbarung vorgeworfen; aber weh uns, daß unsre Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen, und wehe dem Christen, der aus Kommentaren die Schrift verstehen lernen

25 ff. Einem Meinungen ... tyrannischer Unsinn. Ähnlich sagt Goethe in dem Brief an Frl. v. Klettenberg vom 26. August 1770: „Die Vorliebe für unsere eigenen Empfindungen und Meinungen, die Eitelkeit, eines jeden Nase dahin drehen zu wollen, wohin unsre gewachsen ist; Fehler, denen solche Leute, die eine gute Sache haben, mit der größten Sicherheit nachhängen." — 33. vorgeworfen; aber, 2 vorgeworfen. Aber.

will. Wollt ihr die Würkungen des heiligen Geistes schmälern? Bestimmet mir die Zeit, wenn er aufgehöret hat, an die Herzen zu predigen, und euern schalen Diskursen das Amt überlassen hat, von dem Reiche Gottes zu zeugen Unverständlich nennt ihr unnütz! Was sah der Apostel im dritten Himmel? Nicht wahr, unaussprechliche Dinge? Und was waren denn das für Leute, die in der Gemeine Sachen redeten, die einer Auslegung bedurften? O meine Herren, eure Dogmatik hat noch viel Lücken. Lieber Bruder, der heilige Geist giebt allen Weisheit, die ihn darum bitten, und ich habe Schneider gekannt, die Mosheimen zu rathen aufgegeben hätten.

Genung, die Wahrheit sei uns lieb, wo wir sie finden. Laßt uns unser Gewissen nicht beflecken, daß wir an jenem Tage rein sein mögen, wenn an das Licht kommen wird, daß die Lehre von Christo nirgends gedruckter war als in der christlichen Kirche. Und wem darum zu thun ist, die Wahrheit dieses Satzes noch bei seinem Leben zu erfahren, der wage, ein Nachfolger Christi öffentlich zu sein, der wage, sich's merken zu lassen, daß ihm um seine Seligkeit zu thun ist! Er wird einen Unnamen am Halse haben, eh er sich's versieht, und eine christliche Gemeine macht ein Kreuz vor ihm.

Laßt uns also darauf arbeiten, lieber Bruder, nicht daß unsere, sondern daß Christi Lehre lauter gepredigt werde. Laßt uns unbekümmert über andere Reiche sein; nur laßt uns für unser Reich sorgen, und besonders hütet Euch vor den falschen Propheten. Diese nichtswürdige Schmeichler nennen sich Christen, und unter ihrem Schafspelz sind sie reißende Wölfe; sie predigen eine glänzende Sittenlehre und einen tugendhaften Wandel und schmälern das Verdienst Christi, wo sie können. Wahrhaftig, alle Religionsspötter sind wenigstens ehrliche Leute, die über das lachen,

2. Bestimmet, 2 Bestimmt. — 6. unaussprechliche Dinge. Wohl Erinnerung an 2. Korinth. 12, 4. — 6ff. was waren ... bedurften? 1. Korinth. 14. — 10f. und ich habe ... aufgegeben hätten. Eine Erinnerung Goethes an seine Verbindung mit der Brüdergemeinde in den Jahren 1768—1770, zu der vornehmlich Angehörige der niederen Stände gehörten. Minor (a. a. O., S. 106) sagt, daß Goethe hier an Jung-Stilling gedacht habe, weil dieser früher Schneider war. — Johann Lorenz v. Mosheim (1694—1755), einer der berühmtesten Theologen der Aufklärungszeit. Seine „Institutiones historiae ecclesiasticae" (Helmstädt 1755) hat Goethe in Straßburg gelesen (Ephemeriden Neudruck S. 25, 5). — 12. Genung, die, 2 Genung! Die. — 15. gedruckter, d. h. unterdrückter. — 19. Unnamen. Das Präfix un- bei Goethe häufig im verschlechternden Sinne z. B. Faust I, V. 2994 Unmensch, S. 198, 20 Untier, Faust II, 173 Ungesetz. — 27. und unter ihrem Schafspelz sind sie reißende Wölfe. Matth. 7, 15.

was sie nicht fühlen, und einen öffentlichen Feind hat man wenig zu fürchten; aber diese heimlichen sucht aus Eurer Gemeinde zu scheiden, nicht daß Ihr sie in Eurem Sprengel nicht leiden wollt, sondern nur daß Ihr sie als ehrliche Leute verlangt, die bekennen, was sie sind. 5

Der liebe Johannes lehrt uns ganz kurz allen Religionsunterschied; das sei der einzige, den wir kennen. Ich habe in meinem Amt Jesum so laut gepredigt, daß sich die Widerchristen geschieden haben, und weiter braucht's keine Scheidung. Wer Jesum einen Herrn heißt, der sei uns willkommen; können die 10 andren auf ihre eigene Hand leben und sterben, wohl bekomme es ihnen! Wenn der Geistliche ein Mann ist, der nicht vom Hauptpunkte abweicht, so wird unter der Gemeine auch kein Zwist entstehen, hier habt Ihr mein und meiner ganzen Gemeine Glaubensbekenntnis. 15

Wir sind elend! Wie wir's sind, und warum wir's sind, das kann uns sehr einerlei sein; wir sehnen uns nur nach einem Weg, auf dem uns geholfen werden könnte. Wir glauben, daß die ewige Liebe darum Mensch geworden ist, um uns das zu verschaffen, wornach wir uns sehnen; und alles, was uns dient, 20 uns mit ihr näher zu vereinigen, ist uns liebenswürdig, was zu diesem Zwecke nicht zielt, gleichgültig, und was davon entfernt, verhaßt. Ihr könnet Euch denken, Herr Konfrater, in was für einem Kredit die Kontroversen bei uns stehen.

Laßt uns Frieden halten, lieber Herr Amtsbruder, ich weiß 25 nicht, wie ein Pastor sich unterstehen kann, mit Haß im Herzen auf einen Stuhl zu treten, wo nur Liebe erschallen sollte; und um keinem Zwist Gelegenheit zu geben, laßt uns alle Kleinigkeiten fliehen, wo man Grillen für Wahrheit und Hypothesen für Grundlehren verkauft. Es ist immer lächerlich, wenn ein Pastor 30 seine Gemeine belehrt, daß die Sonne nicht um die Erde geht, und doch kommt so was vor.

Noch eins, Herr Bruder! Laßt Eure Gemeine ja die Bibel

6f. Der liebe Johannes ... kennen, 2 Joh. 9f.; 3 Joh. 11. — 9f. Wer Jesum ... willkommen, 1 Korinth. 12, 3. — 10. willkommen, 2 willkomen! — 11. sterben, wohl, 2 sterben — wohl. — 14. entstehen, hier, 2 entstehen. Hier. — 16f. sind, das, 2 sind? Das. — 17. sein; wir, 2 sein. Wir. — 25. Amtsbruder, ich, 2 Amtsbruder. Ich. — 27. sollte; und, 2 sollte. Und. — 33 bis S. 219, Z 9. Laßt Eure Gemeine . . nützen dürften. Die frühere Ansicht Goethes über diesen Punkt geht aus der von Friedrich Förster mitgeteilten Seene hervor, die sich während Goethes Studienzeit in Leipzig im Stockschen Hause zutrug (bei v. Biedermann,

lesen, so viel sie wollen; wenn sie sie gleich nicht verstehen, das thut nichts; es kommt doch immer viel Guts dabei heraus, und wenn Eure Leute Respekt für der Bibel haben, so habt Ihr viel gewonnen. Doch bitte ich Euch, nichts vorzubringen, was Ihr nicht jedem an seinem Herzen beweisen könnt, und wenn's hundertmal geschrieben stünde. Ich habe sonst auch gesorgt, die Leute möchten Anstoß an Dingen nehmen, die hier und da in der Bibel fürkommen; aber ich habe gefunden, daß der Geist Gottes sie gerade über die Stellen wegführt, die ihnen nichts nützen dürften. Ich weiß zum Exempel kein zärtliches Herz, daß an Salomons Diskursen, die freilich herzlich trocken sind, einigen Geschmack hätte finden können.

Überhaupt ist es ein eignes Ding um die Erbauung. Es ist oft nicht die Sache, die einen erbaut; sondern die Lage des Herzens, worin sie uns überrascht, ist das, was einer Kleinigkeit den Wert giebt.

Darum kann ich die Liederverbesserungen nicht leiden, das möchte für Leute sein, die dem Verstand viel und dem Herzen wenig geben, was ist dran gelegen, was man singt, wenn sich nur meine Seele hebt und in den Flug kömmt, in dem der Geist des Dichters war; aber wahrhaftig das wird einem bei denen gedrechselten Liedern sehr einerlei bleiben, die mit aller kritisch richtigen Kälte hinter dem Schreibepulte mühsam poliert worden sind.

Adieu, lieber Herr Konfrater, Gott gebe Eurem Amte Segen! Prediget Liebe, so werdet Ihr Liebe haben. Segnet alles, was Christi ist, und seid übrigens in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch so schelten will. So oft ich an

Goethes Gespräche I, 12). Der Magister, der den Religionsunterricht der Töchter Stocks leitete, ließ Dora Stock in Gegenwart Goethes ein Kapitel aus dem Buche Esther vorlesen. Da sprang er vom Arbeitstische des Vaters auf, riß ihr die Bibel aus der Hand und rief dem Herrn Magister mit ganz furioser Stimme zu: „Herr, wie können Sie die jungen Mädchen solche H.... geschichten lesen lassen!" ... Der Magister stotterte etwas von: Alles sei Gottes Wort, heraus, worauf ihn Goethe bedeutete: „Prüfet alles, aber nur was gut und sittlich ist, behaltet!"

10 ff. Ich weiß zum Exempel ... finden können. Das geht wohl nur auf die Sprüche und den Prediger Salomo, das Hohelied konnte Goethe nicht „herzlich trocken" nennen, einige Jahre später begeisterte ihn sogar diese „herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat" zur Übersetzung. — 17. die Liederverbesserungen. In der Recension von Varnhagens Biographien sagt Goethe im Jahre 1827 (Bd. 32, 225 f.), daß er sich in seiner Jugend mit der unerquicklichen Dogmatik des protestantischen Kirchenliedes in keinem Sinne befreunden konnte; er meint den „rationalistischen Gesangbuchsvandalismus", der den alten Liedern im 18. Jahrhundert Kraft und Schönheit nahm, um sie dem Verstandeschristentum der Zeit anzupassen. — 17. leiden, das, 2 leiden. Das. — 19. geben, was, 2 geben. Was. — 23. Schreibepulte, 2 Schreibpulte.

Euerm Geläute höre, daß Ihr auf die Kanzel geht, so oft will ich für Euch beten. Und wenn Euer allgemeiner Vortrag nach aller Maß eingerichtet ist und Ihr die Seelen, die sich Euch besonders vertrauen, insbesondere belehret, so daß Ihr sie doch alle auf den großen Mittelpunkt unsres Glaubens, die ewige Liebe, hinweiset, wenn Ihr dem Starken genug und dem Schwachen so viel gebet, als er braucht, wenn Ihr die Gewissensskrupel vermindert und Allen die Süßigkeit des Friedens wünschenswert macht, so werdet Ihr dereinst mit der Überzeugung, Euer Amt wohl geführt zu haben, vor den Richterstuhl des Herrn treten können, der über Hirten und Schafe als Oberhirt allein zu richten das Recht hat. Ich bin mit aller Zärtlichkeit

Euer Bruder

* * *

Pastor zu * * *

7. gebet, 2 gebt.

Zwo wichtige

bisher unerörterte

Biblische Fragen

zum erstenmal

gründlich beantwortet,

von einem Landgeistlichen in Schwaben.

Lindau am Bodensee.

1773.

Drucke: 1. Titel siehe oben. 8°. 16 S. — 2. J. W. Goethens Schriften. Vierter Band. Berlin 1779. Bei Christian Friedrich Himburg. 8°. S. 29—50. Titel wie in 1. — Daraus nachgedruckt in J. W. Goethens Schriften. Vierter Band. Karlsruhe, Schmieder. 1780. S. 29—50. — Dann erst wieder 1840 und 1842 zusammen mit dem „Brief des Pastors".

M. den 6. Febr. 1773.

Es ist betrübt, die langen Winterabende so allein zu sein. Mein Sohn, der Magister, ist in der Stadt. Ich kann's ihm nicht verdenken, er findet bei mir so wenig Unterhaltung für seine Gelehrsamkeit als ich an ihm Liebeswärme für meine Empfindung, und die Kollegen um mich her sind und bleiben meine letzte Gesellschaft. Wer nach einem kurzen Benedicite von Gewissensfragen und andern Pastoralkleinigkeiten sich nicht zur ausgelassnen Spiel- und Trinkkollation hinsetzen und das Gratias gegen Mitternacht mit Zoten intonieren mag, der muß wegbleiben, wissen Sie, lieber Herr Bruder.

Unsre letzte wichtige Unterredung, als ich das Vergnügen hatte, in so guter Gesellschaft bei Ihnen zu sein, hat mich auf allerlei Gedanken und endlich gar zu dem Entschlusse gebracht, Ihnen Beiliegendes zu senden.

Ich hatte damals noch viel zu sagen; aber das Gespräch wurd' auf einmal zu gelehrt, und da ich niemals ein Freund von Büchern, am wenigsten von exegetischen war, bleib' ich meistenteils zurück, wenn meine Gesellen einen Ausritt in das so verwachsene Dickicht wagen.

Was kann einem Geistlichen zwar angelegener sein als die Auslegung der Sammlung Schriften, woran sein zwiefaches Leben hängt; mit allem dem hab' ich mich nie genug über Männer wundern können, die sich hinsetzen, ein ganzes Buch, ja viele Bücher unsrer Bibel an einem Faden weg zu exegesieren, da ich Gott danke, wenn mir hier und da ein brauchbarer Spruch aufgeht, und das ist wahrhaftig alles, was man nötig hat.

Der Magister, mein Sohn, wie er vor anderthalb Jahren von Akademien zurückkam, verstund er gewisse Bücher des Alten

23. allem, 2 allen.

und Neuen Testaments, über die er hatte Kollegia lesen hören, aus dem Fundament, und zu den übrigen, sagte er, habe er einen Universalschlüssel, daß es ihm bei Gelegenheit, meint' er, nicht fehlen könnte.

Meine Wissensbegierde wurde reeg, und ich bat ihn, mich in die Schule zu nehmen. Das that er gerne; denn er sticht gewaltig auf einen Professor, konsultierte hier und da seine Hefte, und das Docieren stund ihm gar gravitätisch an. Nur merkt' ich bald, daß die ganze Kunst auf eine kalte Reduktion hinauslief. Das that mir leid, und ich wollt' ihn überzeugen; allein im Lebens- und Amtsgange lerne man Kernbücher verstehen; gelehrte Prediger seien just nicht die besten, weil sie niemals fragen: Was brauchen meine Zuhörer? sondern: Was könnt' ich ihnen aus der Fülle meiner Weisheit, doch ohnbeschadet der geheimen Sparbüchse (die nun freilich einer wie der andre beiseite verwahrt), noch alles mitteilen? Ferner sagt' ich ihm: Die einzige brauchbare Religion muß einfach und warm sein; von der einzigen wahren haben wir nicht zu urteilen, wer will das echte Verhältnis der Seele gegen Gott bestimmen als Gott selbst?

Darüber wurd' er murrisch, und ich merkte ganz deutlich, daß er von meiner Urteilskraft nicht das Beste dachte. Mag er! bis er selbst gescheuter wird. Die Erkenntnis wächst in jedem Menschen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben soll noch kann, und den hielt' ich für den geschicktesten Gärtner, der für jede Epoche jeder Pflanze die erforderliche Wartung verstünde.

Doch alles das wollt' ich nicht sagen. Beikommende Auslegungen fodern einen Vorbericht.

Zur Zeit, da ich studierte, erklärte man die Bibel zu universal: die **ganze** Welt sollte an **jedem** Spruche teilhaben. Dieser Meinung war ich immer feind, weil sie so viele Inkonvenienzen und Anstöße in die Weg legte. Nun, wie mein Magister zurückkam, wunderte ich mich, ihn von denen schweren Vorurteilen so frei zu sehn; mein Herz ging mir recht auf, wie

5. reeg, kein Druckfehler; siehe S. 278, Z. 1. 2 rege. — 12f. gelehrte Prediger ... Zuhörer? Minor (S. 109) weist auf die Übereinstimmung dieser Sätze mit Herders Ansichten hin. — 23—26. Die Erkenntnis ... verstünde. Als Parallelstelle führt Minor (a. a. O. S 104) aus dem Briefe an Salzmann vom 3. Febr. 1772 an: „Ein Tag mag bei dem andern in die Schule gehen. Denn einmal vor allemal die Minorennität läßt sich nicht überspringen." — 28. fodern, 2 fordern.

ich grad mit ihm reden konnte, wie er meine Ahndungen durch gelehrte Beweise bestätigte. Doch die Freude dauerte nicht lang', ich sah ihn mit der entgegengesetzten Thorheit behaftet, alle dunkle, alle seinem System widrige Stellen zu Lokalkleinigkeiten zu drechseln. Darüber kamen wir abermals auseinander.

Ich glaube die Mittelstraße getroffen zu haben. Hier ist der Deutpfahl dahin.

Das jüdische Volk seh' ich für einen wilden unfruchtbaren Stamm an, der in einem Kreis von wilden unfruchtbaren Bäumen stund; auf den pflanzte der ewige Gärtner das edle Reis Jesum Christum, daß es, darauf bekleibend, des Stammes Natur veredelte, und von dannen Pfropfreiser zur Befruchtung aller übrigen Bäume geholt würden.

Die Geschichte und Lehre dieses Volks von seinem ersten Keime bis zur Pfropfung ist allerdings **partikular,** und das wenige Universelle, das etwa in Rücksicht der zukünftigen großen Handlung mit ihm möchte vorgegangen sein, ist schwer und vielleicht unnötig aufzusuchen.

Von der Pfropfung an wendet sich die ganze Sache. Lehre und Geschichte werden **universell.** Und obgleich jeder von daher veredelte Baum seine Spezialgeschichte und nach Beschaffenheit der Umstände seine Speziallehre hat, so ist doch meine Meinung: hier sei so wenig Partikulares als dort Universelles zu vermuten und zu deuten.

Beikommende zwei Erklärungen, die mir schon vor langer Zeit vom guten Geiste zugewinkt worden, und die, je länger ich sie umschaue, je wahrer ich sie finde, werden Ihnen Tiefen der Erkenntnis und Empfindung eröffnen.

Erste Frage.

Was stund auf den Tafeln des Bunds?

Antwort:

Nicht die zehen Gebote, das erste Stück unsers Katechismus!

Laßt es Euch Mosen selbst sagen. Hier liefre ich einen Auszug seines zweiten Buchs.

8—12. Das jüdische Volk ... veredelte. Röm. 11, 17; Jer. 11, 16; Jes. 11, 1. — 11. bekleibend = haftend, Wurzel schlagend.

Die Gesetzgebung beginnt majestätisch fürchterlich, und der Herr spricht von Sinai den Eingang von meist allgemeinen Wahrheiten, die er bei ihnen wie bei andern Völkern gleichsam voraussetzt;[a]) das Volk erschrickt und überträgt Mosi, den weiteren Willen des Herrn zu vernehmen, dem denn Gott fortfährt[b]) seine Gesetze vorzulegen. Moses kehrt zum Volke zurück,[c]) ohne daß der Tafeln Erwähnung geschehen, schreibt **alle** die Worte des Herren in ein Buch, das das Buch des Bundes genannt wird, und liest es ihnen vor. Dann erst spricht der Herr zu Mose:[d]) Komm herauf zu mir auf den Berg, daß ich dir gebe steinerne Tafeln und (mit) Gesetz und Gebot, die ich geschrieben habe. Er begiebt sich hinauf, und ihm wird die Einrichtung der Stiftshütte vorgelegt,[e]) ganz zuletzt[f]) aber erst gemeldet: und da der Herr ausgeredt hatte — gab er ihm die Tafeln. Was drauf gestanden, erfährt niemand. Das Unwesen mit dem Kalb entsteht, und Moses zerschlägt sie, ehe wir ihren Inhalt nur mutmaßen können.[g])

Nach Reinigung des reuigen Volks spricht der versöhnte Herr zum Propheten:[h]) Haue dir zwo steinerne Tafeln, wie die ersten waren, daß ich die Worte drauf schreibe, die in den ersten waren.

Moses gehorchend tritt vor den Herrn, preist dessen Barmherzigkeit und ruft sie an. Der Herr spricht:[i]) Siehe ich will einen **Bund** machen vor alle deinem Volk.

Halt, was ich Dir heute gebiete!

1.

Du sollst keinen andern Gott anbeten.

Darum hüte dich, daß du nicht einen Bund mit den Einwohnern des Lands machst, noch deinen Söhnen ihre Töchter zu Weibern nehmest, sie würden dich zu falschen Göttern kehren. Ebenso wenig sollst du mit irgend einem Bilde was zu thun haben.

a) 2. B. Mos. 20, 1—17.
b) Vom 22. V. des 20. Kap. bis zu Ende des 23.
c) 24, 3 ꝛc.
d) 24, 12.
e) 25—31.
f) 31, 18.
g) 32, 19.
h) 34, 1.
i) 34, 10 ꝛc.

2.

Das Fest der ungesäuerten Brode sollst du halten.

Sieben Tage sollst du ungesäuert Brod essen um die Zeit des Monats Abib zur Erinnerung, daß ich dich um diese Zeit aus Ägypten geführt habe.

3.

Alles, was seine Mutter am ersten bricht, ist mein, was männlich sein wird in deinem Vieh, es sei Ochse oder Schaf.

Aber statt dem Erstling des Esels sollst du ein Schaf erlegen ꝛc. Die Erstgeburt deiner Söhne sollst du lösen, und daß niemand vor mir leer erscheine.

4.

Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten Tage sollst du feiern beides mit Pflügen und Ernten.

5.

Das Fest der Wochen sollst du halten mit den Erstlingen der Weizenernte, und das Fest der Einsammlung, wenn das Jahr um ist.

6.

Dreimal im Jahr sollen alle Mannsnamen erscheinen vor dem Herrn.

Und es soll niemand deines Lands begehren, so lang du diesem Gebote gehorchst.

7.

Du sollst das Blut meines Opfers nicht opfern auf dem gesäuerten Brod.

8.

Das Opfer des Osterfests soll nicht über Nacht bleiben.

9.

Das Erstling der Früchte deines Ackers sollst Du in das Haus des Herren bringen.

10.

Du sollst das Böcklein nicht kochen, wenn's noch an seiner Mutter Milch ist. 5

Und der Herr sprach zu Mose: Schreibe **diese** Worte; denn nach **diesen** Worten hab' ich mit dir und mit Israel einen **Bund** gemacht. Und er war allda bei dem Herren vierzig Tag und vierzig Nächte und aß kein Brod und 10 trank kein Wasser. **Und er schrieb auf die Tafeln solchen Bund, die zehen Worte.**

Mit den deutlichsten Worten steht es hier verzeichnet, und der Menschenverstand freut sich darüber. Die Tafeln waren ein Zeugnis des Bunds, mit dem sich Gott ganz besonders Israel 15 verpflichtete. Wie gehörig, lesen wir also die Gesetze darauf, die sie von allen Völkern auszeichnen, die Vorschriften, wornach sie die Epochen ihrer Geschichte teils feiern, teils die Grundgesetze ihrer Verfassung als heilig ehren sollten. Wie gerne wirft man den beschwerlichen alten Irrtum weg: es habe der 20 partikularste Bund auf Universalverbindlichkeiten (denn das sind doch die meisten der sogenannten zehen Gebote) gegründet werden können.

Kurz! das Proömium der Gesetzgebung enthält, wie ich schon oben, obgleich unbestimmter gesagt, Lehren, die Gott bei 25 seinem Volke als Menschen und als Israeliten voraussetzte. Als Menschen, dahin gehören die allgemeinen moralischen; als Israeliten, die Erkenntnis eines einzigen Gottes und die Sabbatfeier.

Wenn es aber so evident ist, warum hat die Kirche so viel Jahrhunderte in der entgegengesetzten Meinung gestanden? 30

Das wird niemanden wundern, wer ihre Geschichte nur einigermaßen kennt.

3. Herren, 2 Herrn. — 11 f. Und er schrieb ... Worte. Genauer übersetzt: „Er schrieb aber auf die Tafeln die Worte des Bundes, die zehn Gebote." Damit fällt Goethes sonderbare Hypothese in sich zusammen.

Der Verfasser des fünften Buchs Mosis verfiel zuerst in den Irrtum. Es ist wahrscheinlich, und ich glaube es irgendwo einmal gelesen zu haben, daß dieses Buch in der Babylonischen Gefangenschaft aus der Tradition zusammengestoppelt worden sei. Die Unordnung desselben macht es fast gewiß. Und unter solchen Umständen ist ein Mißgriff wie gegenwärtiger sehr natürlich. Die Tafeln waren samt der Lade verloren, die echten Abschriften der heiligen Bücher in wenig Händen, die zehen Gesetze schliefen und wurden vergessen, die Lebensregeln hatte jeder im Herzen, wenigstens im Gedächtnis. Und wer weiß, was noch alles zu dieser ungeschickten Kombination Gelegenheit gegeben.

Es ließ' sich noch viel sagen; das will ich aber Gelehrtern hinterlassen und nur das anfügen. Nicht weiß ich, ob jemand diese Wahrheit vor mir gefunden oder gelehrt; so viel kann ich sagen, daß die Kirche den Irrtum über dieser Stelle heilig bewahrt und viele fatale Konsequenzen draus gezogen hat.

Andere Frage.

Was heißt mit Zungen reden?[k])

Vom Geist erfüllt, in der Sprache des Geists, des Geists Geheimnisse verkündigen.

Τὸ γὰρ ἐνθεάζειν, κατὰ γλῶσσαν ὑπάρχειν, σιβυλλαίνειν.
Diodorus quidam.[l])

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Fragt ihr: wer ist der Geist? So sag' ich euch: Der Wind bläset, du fühlst sein Sausen, aber von wannen er kommt und wohin er geht, weißest du nicht. Was willst du uns von der Sprache des Geistes sagen, wenn du den Geist nicht kennst, ist

k) *γλώσσαις λαλεῖν.*

l) Ich weiß nicht, wer eigentlich der Diodorus war. Im ersten Teil von Fabricii Bibl. Gr. findet ihr die Stelle mit ein paar gelehrten schlechten Erklärungen derselben.

1f. Der Verfasser ... Irrtum. 5 Mose 5, 22. — 18. mit Zungen reden, *γλώσσαις λαλεῖν.* Marc. 16, 17; Apostelgesch. 10, 46; 19, 6 und 1. Korinth. 14. Das *ἑτέραις γλώσσαις λαλεῖν* Apostelgesch. 2, 4 bezeichnet ein einmaliges Wunder. — 22. Diodorus quidam. Die Stelle steht bei Diodorus Siculus IV, 66. — 23. Wer Ohren ... höre. Matth. 13, 9. — 24ff. Fragt ihr ... weißest du nicht. Das zielt nach Minor (S. 106) auf Lavaters „drei Fragen von den Gaben des heiligen Geistes. Allen Freunden der Wahrheit zur unparteiisch exegetischen Untersuchung vorgelegt", die er schon 1769 Herder vorgelegt hatte. — Der Wind bläset ... weißest du nicht. Joh. 3, 8.

dir gegeben worden, mit Zungen zu reden? Darauf antwort' ich: Ihr habt Mosen und die Propheten! Ich will euch nur hindeuten, wo von dieser Sprache geschrieben steht.

Der verheißene Geist erfüllt die versammelten Jünger mit der Kraft seiner Weisheit.[m]) Die göttlichste Empfindung strömt aus der Seel in die Zunge, und flammend verkündigt sie die großen Thaten Gottes in einer neuen Sprache,[n]) und das war die Sprache des Geistes.[o])

Das war jene einfache allgemeine Sprache, die aufzufinden mancher große Kopf vergebens gerungen. In der Einschränkung unsrer Menschlichkeit ist nicht mehr als eine Ahndung davon zu tappen.

Hier tönt sie in ihrer vollen Herrlichkeit! Parther, Meder und Elamiter entsetzen sich; jeder glaubt seine Sprache zu hören, weil er die Wundermänner versteht; er hört die großen Thaten Gottes verkündigen und weiß nicht, wie ihm geschieht.

Es waren aber nicht allen die Ohren geöffnet, zu hören, nur fühlbare Seelen[p]) nahmen an dieser Glückseligkeit teil; schlechte Menschen, kalte Herzen stunden spottend dabei und sprachen: Sie sind voll süßen Weins!

Kam in der Folge der Geist über eine Seele, so war das Aushauchen seiner Fülle das erste notwendigste Atmen eines so gewürdigten Herzens.[q]) Es floß vom Geiste selbst über, der so einfach wie das Licht, auch so allgemein ist, und nur wenn die Wogen verbraust hatten, floß aus diesem Meere der sanfte Lehrstrom[r]) zur Erweckung und Änderung der Menschen

Wie aber jede Quelle, wenn sie von ihrem reinen Ursprung weg durch allerlei Gänge zieht und, vermischt mit irdischen Teilen, zwar ihre selbständige innerliche Reinigkeit erhält, doch dem Auge trüber scheint und sich wohl gar zuletzt in einen Sumpf verliert. So ging's hier auch.

m) A. G. 2, 1.
n) *ἑτέραις γλώσσαις.*
o) *καθὼς τὸ πνεῦμα ἐδίδου αὐτοῖς ἀποφθέγγεσθαι.*
p) *ἄνδρες εὐλαβεῖς.*
q) A. G. 19, 6.
r) Das *προφητεύειν.*

2. Ihr habt Mosen und die Propheten. Luc. 16, 29. — 6. Seel, 2 Seele. — 13 f. Parther, Meder ... entsetzen sich. Apostelgesch. 2, 9. — 19 f. Schlechte Menschen ... Weins. Apostelgesch. 2, 13.

Schon zu Paulus' Zeiten ward diese Gabe in der Gemeine gemißbraucht.

Die Fülle der heiligsten, tiefsten Empfindung drängte für einen Augenblick den Menschen zum überirdischen Wesen; er redete die Sprache der Geister, und aus den Tiefen der Gottheit flammte seine Zunge Leben und Licht. Auf der Höhe der Empfindung erhält sich kein Sterblicher. Und doch mußte denen Jüngern die Erinnerung jenes Augenblicks Wonne durch ein ganzes Leben nachvibrieren. Wer fühlt nicht in seinem Busen, daß er sich unaufhörlich wieder dahin sehnen würde? Auch thaten sie das. Sie verschlossen sich in sich selbst, hemmten den reinen Fluß der Lebenslehre,[s]) um die Wasser zu ihrer ersten Höhe zu dämmen, brüteten dann mit ihrem eignen Geiste über der Finsternis und bewegten die Tiefe. Vergebens! Es konnte diese geschraubte Kraft nichts als dunkle Ahndungen hervordrängen; sie lallten sie aus, niemand verstund sie, und so verdarben sie die beste Zeit der Versammlung.

Gegen dieses arbeitet Paulus mit allem Ernst in dem vierzehnten Kapitel der ersten Epistel an die Korinthische Gemeinde.

Abtreten könnt' ich nun, jeden sich selbst dieses Kapitel auslegen, jeden empfinden lassen, daß es nimmer eine andre Erklärung annimmt. Auch will ich nur einige Blicke hinwerfen.

Mehr als Pantomime, doch unartikuliert muß die Sprache gewesen sein. Paulus setzt die zur Empfindung des Geists bewegte Seele[t]) dem ruhigen Sinn[u]) entgegen, nebeneinander vielmehr, nacheinander! Wie ihr wollt! Es ist Vater und Sohn, Keim und Pflanze. *Πνεῦμα! πνεῦμα!* was wäre *νοῦς* ohne dich!

Genug! Wie gern, ohne paraphrastische Foltern geben die Sprüche ihren Sinn!

s) *τὸ προφητεύειν.*
t) *πνεῦμα.*
u) *νοῦς.*

1 f. Schon zu Paulus' Zeiten ... gemißbraucht. 1 Korinth. 14. — 13 f. brüteten dann ... bewegten die Tiefe. 1. Mos. 1, 2 mit engerem Anschluß an den Urtext als in Luthers Übersetzung. — 20. Abtreten könnt' ich u. s. w. Das Folgende setzt, nach Minor (a. a. O., S. 105), die Lektüre der Herderschen Fragmente voraus. Die Worte „Mehr als Pantomime, doch unartikuliert" gehen auf den Abschnitt „Von den Lebensaltern einer Sprache" (Deutsche Nat.-Litt. 76, 1, 22—25, besonders 23, 1—18) zurück.

„Der wie ihr mit der Geistssprache redet, redet nicht den „Menschen, sondern Gott; denn ihn vernimmt **niemand**; er redet „im Geist Geheimnisse. So ich mit der tiefen Sprache bete, betet „mein Geist; mein Sinn bringt niemanden Frucht. Dieses Reden „ist nur ein auffallendes, Aufmerksamkeit erregendes Zeichen[w]) für „Ungläubige, keine Unterweisung für sie, keine Unterhaltung in „der Gesellschaft der Gläubigen"

Sucht ihr nach diesem Bache; ihr werdet ihn nicht finden; er ist in Sümpfe verlaufen, die von allen wohlgekleideten Personen vermieden werden. Hier und da wässert er eine Wiese insgeheim, dafür danke einer Gott in der Stille. Denn unsre theologische Kameralisten haben das Principium, man müßte dergleichen Flecke all' einteichen, Landstraßen durchführen und Spaziergänge darauf anlegen. Mögen sie denn! Ihnen ist Macht gegeben! Für uns Haushalter im Verborgnen bleibt doch der wahre Trost: Dämmt ihr! Drängt ihr! Ihr drängt nur die Kraft des Wassers zusammen, daß es von euch weg auf uns desto lebendiger fließe.

* * *

Und wir, lieber Herr Bruder, lassen Sie uns in der Fühlbarkeit gegen das schwache Menschengeschlecht, dem einzigen Glück der Erde und der einzigen wahren Theologie, gelassen fortwandeln und den Sinn des Apostels fleißig beherzigen: Trachtet ihr, daß ihr Lebenskenntnis erlanget, euch und eure Brüder aufzubauen, das ist euer Weinberg, und jeder Abend reicht dem Tage seinen Lohn. Wirft aber der ewige Geist einen Blick seiner Weisheit, einen Funken seiner Liebe einem Erwählten zu, der trete auf und lalle sein Gefühl!

Er tret auf, und wir wollen ihn ehren! Gesegnet seist du, woher du auch kommst! Der du die Heiden erleuchtest! Der du die Völker erwärmst!

w) σημεῖον.

1—7. Der wie ihr ... Gläubigen. 1. Korinth. 14. — 15. Haushalter im Verborgnen. 1. Korinth. 4, 1. — 22—25. Trachtet ihr ... seinen Lohn. Herder (Werke II, 235): „wenn er (der Homilet) Kenntnis der Welt in ihren verschiedenen Auftritten, Kenntnis des Herzens in seinen verschiedenen Lagen, Falten und Situationen, und dann das glückliche Talent hat, die Religion jedem dieser Auftritte zu bequemen, jeder Falte anzupassen, in jede Situation zu stellen, kurz, wenn er zu Menschen und nicht zu Theologen oder zu alten Morgenländern, oder zu alten Römern spricht: wie? soll es da an der Neuheit fehlen?" (Minor S. 109.)

Biblische Dichtungen.

[1773—1775.]

Einleitung.

Als die Überzeugung sich Bahn brach, daß nicht bei Griechen und Römern allein die Vorbilder der echten Dichtung zu suchen seien, als man begann ihren Quell in den Geisteserzeugnissen der fernsten Völker, im Orient und Occident aufzusuchen, da lenkten sich die Blicke vor allem auch auf den eigentümlich nationalen, poetischen Charakter der biblischen Dichtung. Gefördert durch die neue, historische Auffassung der heiligen Bücher, die vornehmlich durch Lowth, Praelectiones de sacra poësi Hebraeorum (London 1753) und deren erläuternde Übersetzung von Johann David Michaelis (1758—62) begründet und verbreitet ward, begann das Studium der hebräischen Dichtung. Hamann wies zuerst in den „Kreuzzügen des Philologen" 1762 (Werke IV, 304) auf „die rätselhafte Mechanik der Poesie bei den Hebräern" hin, die er für das Vorbild der freien Rhythmen Klopstocks hielt. Als Herder dann in den „Fragmenten" das Verhältnis der deutschen Dichter zu ihren fremden Vorbildern untersuchte, erörterte er in dem Abschnitt „Von den deutsch-orientalischen Dichtern" (D. Nat.-Litt. Band 76, 1, S. 119 ff.) die Möglichkeit, in deutscher Sprache die Morgenländer nachzuahmen, und fand die Kluft zwischen beiden kaum überbrückbar. (Vergl. besonders

a. a. O. S. 35 ff. und 131 f.) „Sie sollen nicht nachgeahmt werden; man raube ihnen nicht das Erfundene," sagt Herder, „sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden." Als das beste Mittel dazu erkennt er poetische Übersetzungen der morgenländischen Gedichte, in denen er sich unablässig übte.

Die hebräische Poesie war ihm „die älteste Poesie der Welt" (Werke ed. Suphan 11, 275); bei der Lebensaufgabe, die er sich gestellt hatte, den Gang des menschlichen Geistes durch die Jahrtausende hindurch zu verfolgen und darzustellen, bildete sie die Grundlage, die er unermüdlich schaffend von 1766 bis in die achtziger Jahre immer fester und weiter auszubauen strebte. An jenen Aufsatz über die deutsch-orientalischen Dichter schloß sich unmittelbar der Versuch einer „Archäologie der Hebräer", der nach mannigfachen Anläufen schließlich 1781—83 in dem einen der Hauptwerke Herders, dem herrlichen „Vom Geiste der Ebräischen Poesie" zur That wurde.

Die Hauptgedanken dieses Buches waren in Herder schon lebendig, als er in Straßburg mit Goethe zusammentraf. Dieser hatte, wie wir oben (S. 189) erwähnt haben, schon früh biblische Stoffe dichterisch behandelt; aber sicher ebenso wenig wie fast alle Zeitgenossen den poetischen Gehalt der heiligen Schrift, ihren nationalen Stil geahnt.

Wenn er nun seine Bibelstudien wieder aufnahm, so geschah es unter dem Einflusse Herders und von dem Gesichtspunkte aus, von dem dieser als Theologe und Dichter die Bibel betrachtete. Einen Nachklang der deistischen Anschauungen Herders vernehmen wir im „Brief des Pastors" und den „Zwo biblischen Fragen". Goethes Sprache, die in der Leipziger Zeit von biblischen Wendungen ganz frei war, wird nun gleichsam durchtränkt mit Bildern und Gleichnissen des alten und neuen Testamentes*) in Bewährung der Worte Herders**): „Wenn die Dichtung mit Worten der Bibel spricht und meistens die Worte in einem neuen Sinn anführet, so ist dies teils ihr Zweck, teils im Ohr der Nation ihre besondere Schönheit."

Endlich versucht sich auch Goethe in Dichtungen, die sich ihrem Gehalt und ihrer Sprache nach eng dem Vorbild der Bibel anschließen; nur daß er mit richtigem Gefühl jede metrische Einteilung vermeidet. Zwei Zeugnisse dieser Thätigkeit sind uns erhalten in „Salomons, Königs von

*) Vgl. Goethe-Jahrbuch VIII, 187 ff.: Victor Hehn, Goethe und die Sprache der Bibel (und als Ergänzung Goethe-Jahrbuch XI, 176 ff.). — Hermann Henkel, Goethe und die Bibel. Leipzig 1890.

**) Teutscher Merkur, September 1781, S. 226.

Israel und Juda, güldnen Worten von der Ceder bis zum Issop", und in der Übertragung des Hohenliedes.

Die erste dieser Dichtungen, die beide von Goethe nicht in die Werke aufgenommen und offenbar später völlig vergessen worden sind*), ist uns im Nachlasse der Sophie von La Roche erhalten. Sie wird also in die Zeit seines lebhaften Verkehrs mit ihr, vom Ende des Jahres 1772 bis zur Abreise nach Weimar fallen. Eine genauere Zeitbestimmung läßt sich nicht geben; denn die Stelle in dem Briefe an Lavater vom 4. August 1775, die man auf die fünfzehn Parabeln beziehen könnte**), läßt doch keine bestimmte Deutung darauf zu.

Schon die Überschrift besagt, daß Goethe sich an die Stelle 1. Könige 33 anlehnt: „Und er redete von Bäumen, von der Ceder an zu Libanon bis an den Ysop, der aus der Wand wächst." Nicht sagt die Bibel, was Salomo geredet hat. Mit einer wahrhaft genialen Erfassung der Form biblischer Gleichnisrede***) spricht Goethe in alttestamentlichem Gewande halb verhüllt, andeutend zuerst von dem Neide der Kleinen gegen den unbewußt sie überwachsenden Genius, dargestellt durch die Ceder (Nr. 1—4), dann davon, wie er in fremden Dienst gezwungen wird (5—6), und wie er seine eigne Art, keiner andern vergleichlich, behauptet (7—9). Nr. 10, nicht ganz den biblischen Ton bewahrend und sich mehr der Lessingschen Fabel nähernd, spottet über die Teleologen, die in allem einen Zweck, der sich auf sie bezieht, erblicken. Nr. 11—13 und 15 geben dem Gedanken Ausdruck, daß auch im Kleinen und scheinbar Niedrigen sich eigner Wert verbirgt, Nr. 14 endlich besagt, wie vor der Macht des Herrn das Größte und das Geringste gleich ist.

Die erste Nachricht von dieser Dichtung gab das „Verzeichnis von Goethes Handschriften . . . welche im Konzertsaal des Königlichen Schauspielhauses vom 19. Mai 1861 an ausgestellt sind". Berlin 1861, S. 76. Im Juni desselben Jahres wurde ein Separatdruck in wenigen Exemplaren nach Goethes damals ausgestellter Handschrift veranstaltet, und darauf ward mit Erlaubnis des Besitzers Barons v. Lützow in Görlitz, des Enkels von Sophie von La Roche, ein zweiter Druck von C. G. Carus gegeben in seiner Schrift „Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit" Wien 1863, S. 91 ff. In der Hempelschen Ausgabe er-

*) Die Worte „von der Ceder bis zum Ysop" braucht er scherzhaft in seinem Briefe an Fritz Schlosser vom 12. August 1820. — Das Hohelied hat bei ihm später noch mehrfach Erwähnung gefunden, und doch gedenkt er nirgends seiner Übersetzung.

**) Briefe Weim. Ausgabe II, 277: „ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn, und sing ihm Psalmen davon du ehstens eine Schwingung haben sollst."

***) Vorbildlich wirkte wohl zumal die Stelle Richter 9, 8—15.

schienen die Parabeln unter den Gedichten (3, 213 ff.), an einer Stelle, wohin sie schon ihrer Prosaform wegen nicht gehören.

Goethes Übersetzung des Hohenliedes ist unmittelbar vor seiner Übersiedelung nach Weimar entstanden. Am 8. oder 11. Oktober 1775 schrieb er an Merck: „Ich hab das Hohelied Salomons übersetzt, welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat."*) Von einem bestimmten äußeren Anlaß zu dieser Arbeit wissen wir nichts; denn die niedrige Absicht, die Nicolai in einem Zusatz zu dem Brief Höpfners vom 6. Januar 1776 Goethen unterschiebt, hat bei diesem gewiß nicht bestanden. Nicolai sagt (Goethe-Jahrbuch VIII, 127): „Goethe ist freilich in Weimar. Er ging dahin, wie es hieß, um Wieland tot zu reiten, hatte das hohe Lied Salomonis übersetzt und mitgenommen, um W. aufzufordern, ihm die Obscönitäten zu zeigen, die er im Merkur dem Buche vorwirft."

Aus der Zeit der innern Kämpfe, ehe er seiner Liebe zu Lilli entsagte, stammt die Nachdichtung. Der Gegensatz höchster Liebesseligkeit und des eignen tiefen Schmerzes mochte den Dichter zu der Arbeit führen.

Sicher hatte ihn dieses wunderbare Erzeugnis der biblischen Dichtung, seitdem er sie durch Herder als Dichtung betrachten lernte, mächtig angezogen und begeistert. Herder selbst hatte es schon 1772 übersetzt (siehe seinen Brief an Karoline Flachsland vom 21 März 1772), 1776 schrieb er seine Übersetzung und die Zugaben für den Druck nieder und gab sie von neuem überarbeitet in Leipzig 1778 heraus unter dem Titel „Lieder der Liebe. Die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande. Nebst vier und zwanzig alten Minneliedern" (einer deutschen Nachdichtung aus dem 14. Jahrhundert).

Innerlich und äußerlich weisen Goethes und Herders Übersetzungen wesentliche Übereinstimmungen auf.

Seit der Entstehung des Talmuds und der Werke der christlichen Kirchenväter hatte bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts fast unbestritten die allegorisch-mystische Auslegung des Liedes geherrscht.**) Erst Michaelis, in seinen lateinischen Anmerkungen zu Lowth, legte der Dichtung einen unmittelbaren Gefühlsinhalt unter, indem er darin die Darstellung einer Ehe „voll orientalischer Liebesränke, intrigues d'amour, Eifersucht, Brunst,

*) Vgl. auch die oben (S. 237 Anm.) angeführte Stelle des Briefes an Lavater.

**) Daneben wurde es noch anderen, ferner liegenden Zwecken dienstbar gemacht, z. B. in dem Tractatus physiologicus de pulchritudine, juxta ea quae de Sponsa in Canticis Canticorum mysticè pronunciantur Authore Ernesto Vaenio. Bruxellis 1662. Darin ist der Versuch gemacht, auf die Bilder, in denen die Liebenden gegenseitig ihre Schönheit preisen, eine Art von Physiognomik aufzubauen.

Zank, Begier nach einer Nacht" erblickte, eine Auffassung, die von unsern nordischen Eheverhältnissen abgezogen war und deshalb von Herder mit Recht verworfen wurde.

Dieser erkannte zuerst in dem Liede nichts als „Liebe, Liebe", gesungen, wie Liebe gesungen werden muß, einfältig, süß, zart, natürlich. Wie alle Liebesgedichte kurz, Bilder der unmittelbaren Gegenwart, kein zusammenhängendes Ganze, zu dem man sie gern als Glieder eines Romans stempeln möchte; also nicht ein Lied, sondern eine Schnur von Liederperlen, nebeneinander aufgereiht, und zwar so, daß den Faden die Entwicklung der Liebe von ihrem ersten Keime, von ihrer zartesten Knospe, durch alle Stufen und Zustände ihres Wachstums, ihrer Blüte, ihres Gedeihens bis zu reifer Frucht und neuer Sprosse bildet. Dabei weist Herder aber die Annahme eines dramatischen Zusammenhanges, die schon 1722 von Georg Wachter ausgesprochen worden war, entschieden zurück Er versucht zuerst, in der Niederschrift von 1776, das Ganze in eine Reihe von 32 Liedern umzugießen, jedes mit besonderer Überschrift und in verschiedenen modernen Vers- und Strophenformen, gereimt und reimlos. 1778 beseitigte er diese Einkleidung, die den eigentümlichen Charakter der Dichtung schädigte, und gab in der endgiltigen Gestalt seiner Übersetzung nur freie Rhythmen, vielleicht beeinflußt durch Goethes Übersetzung, die ihm inzwischen sicher bekannt geworden war.

Goethe faßt das Hohelied ebenfalls als eine Sammlung einzelner lyrischer Gedichte auf. Nur sind die von ihm angenommenen Teile zahlreicher, die einzelnen Fragmente kürzer; bei Herder mehr zusammenhängender Gesang, bei Goethe abgebrochene Naturlaute des Sehnens und der Leidenschaft neben breiteren Ergüssen. Auch er teilt selbstverständlich die rein menschliche Auffassung*); ob er einen bestimmten Plan innerhalb der Sammlung annimmt, ist aus seiner Nachdichtung nicht zu erkennen. Sie ist in 31 Abschnitte geteilt, also der Zahl nach beinahe mit denen Herders (von 1776) übereinstimmend, aber sie umfaßt im Gegensatz zu dieser nicht das ganze Lied, ist überhaupt völlig unabhängig von ihr**), so sehr sie auch in der Gesamtauffassung übereinstimmen.

Bei Goethe fehlen erstens die meisten Wiederholungen, nämlich Kap. 3, 5 (= 2, 7); 4, 6 (= 2, 17); 6, 4 Schluß — 6, 6 (= 4, 1—3); 7, 3 (= 4, 5); 8, 3 u. 4 (= 2, 6 u. 7). Benno Badt in seinem Aufsatz

*) Am 29. Januar 1830 erwähnte er gegen Zelter als Beispiel einer absurden Ansicht, daß sich wackere Geistliche fänden, die das Hohelied Salomonis auf das heilige Verhältnis Christi zu seiner bräutlichen Kirche deuteten..

**) Die Übereinstimmung in der hypothetischen Auffassung des Satzes: „Führte mich der König in seine Kammer" (Kap. 1, 1) kann bei der sonstigen Verschiedenheit beider keinen genügenden Beweis dagegen liefern.

„Goethe als Übersetzer des Hohenliedes"*) schließt daraus, daß die uns vorliegende Fassung nur einen vorläufigen Entwurf darstellt, in den die Wiederholungen später eingetragen werden sollten. Indessen ist es wohl wahrscheinlicher, daß es Goethen nur darauf ankam, den lyrischen Gehalt des Liedes herauszuheben, und daß ihm dabei die Wiederkehr derselben Verse störend dünkte.**)

Aus demselben Grunde ist auch die Stelle Kap. 3, 7—11 fortgefallen. Goethes Übertragung schließt mit Kap. 8, 7, dem Höhepunkte des ganzen Liedes. Den Beweis, daß nicht etwa die Handschrift unvollständig ist, liefern die drei Sterne am Ende. v. Loeper nimmt an, daß Goethe die Verse Kap. 8, 8—14 „gleich andern Interpreten nicht zum Ganzen gehörig angesehen haben mochte". Auch Herdern erschienen sie nur als ein beigefügter Nachhall, damit nichts dieser Art verloren ginge.

Goethes Abschnitte verhalten sich zum Urtexte folgendermaßen:

Nr. 1 =	Kap. 1, 1—4.	Nr. 16 =	Kap. 4, 17. 5, 1.
2 =	1, 5 u. 6.	17 =	5, 2—7.
3 =	1, 7 u. 8.	18 =	5, 8—16.
4 =	1, 9—11.	19 =	5, 17. 6, 1 u. 2.
5 =	1, 12.	20 =	6, 3 u. 4 (Anfg.)
6 =	1, 13 u. 14.	21 =	6, 7 u. 8.
7 =	1, 15—17.	22 =	6, 9.
8 =	2, 1—7.	23 =	6, 10.
9 =	2, 8—15.	24 =	6, 12. 7, 1, 2, 4—9.
10 =	2, 16 u. 17.	25 =	7, 10.
11 =	3, 1—4.	26 =	7, 11 u. 12.
12 =	3, 6.	27 =	7, 13.
13 =	4, 1—5, 7.	28 =	8, 1 u. 2.
14 =	4, 8.	29 u. 30 =	8, 5.
15 =	4, 9—16.	31 =	8, 6 u. 7.

Schon ein oberflächlicher Vergleich läßt erkennen, daß Goethes Übersetzung des Hohenliedes sich nicht auf die beiden nächstliegenden Vorlagen, die Vulgata und Luther stützt; denn sie ist in vielen Einzelheiten sinngemäßer als beide. Benno Badt hat (a. a. O.) nachgewiesen, daß Goethes hebräische Studien weit gründlicher waren, als man nach der geringschätzigen Erwähnung im vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit"

*) Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 124. Band (1881) S. 346 ff.

**) Weshalb v. Loeper glaubt, aus Goethes Übertragung, besonders aus seinen Auslassungen schließen zu dürfen, daß er nicht den König Salomo, sondern den Hirten Aminadib als den begünstigten Liebhaber der Sulamith angesehen habe, ist mir dunkel. Die Fortlassung von Kap. 6, 11 spricht doch gewiß eher gegen diese Auffassung.

schließen konnte, und daß sie ihn befähigt haben, nicht nur mit sicherem Blicke die genaueste unter den damals vorhandenen deutschen Übertragungen als Vorlage zu wählen, sondern auch diese noch aus eigner Sprachkenntnis und kongenialem dichterischem Gefühl mehrfach zu berichtigen. Er übersetzte unmittelbar aus dem Hebräischen, stützte sich aber auf das englische Bibelwerk (siehe v. Loepers Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit" I, 326 f.), das er bei schwierigen Stellen zu Rate zog. Er vermeidet dadurch manche Fehler Luthers, z. B. giebt er cap. 4, 10 und 7, 13 דֹּדִים richtig durch „Liebe" wieder, während die Vulgata und Luther es dort mit „Brüste" übersetzen. Die weiteren Beweise dafür, daß die Nachdichtung durchaus Goethes geistiges Eigentum ist und von tiefer und feiner Kenntnis der hebräischen Sprache zeugt, sind bei Badt zu finden.

Goethes Beschäftigung mit dem Hohenliede war durch seine Übersetzung keineswegs abgeschlossen. Der Abschnitt „Hebräer" in den Noten und Abhandlungen zum Westöstlichen Divan (Werke 4, 217 f.) bezeugt, daß er mehrmals einzelnes aus der lieblichen Verwirrung der fragmentarisch durcheinander geworfenen, übereinander geschobenen Gedichte herauszuheben, aneinander zu reihen gedacht habe; aber gerade das Rätselhaft-Unauflösliche gebe den wenigen Blättern Anmut und Eigentümlichkeit. Man sieht, daß er damals (1819) noch unverrückt auf dem Boden der Herderschen Liederhypothese stand.*) Im folgenden Jahre erschien Umbreits „Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande". Schon der Titel, der bis auf den Singular genau dem der Übersetzung Herders entspricht, zeigt, daß Umbreit im Gegensatz zu der Vielheit von Liedern eine zusammenfassende Einheit annimmt, und zwar erklärt er die Dichtung, übereinstimmend mit der heute allgemein angenommenen Meinung, für eine dramatische. Goethe schließt sich in seiner Besprechung (Werke 31, 321) dieser Ansicht an; ihm dünkt diesmal der Versuch, in die Fragmente Zusammenhang zu bringen, glücklich gelungen. Seiner eignen Übersetzung erwähnt er hier ebensowenig wie vorher im „Divan".

Goethes innige Vertrautheit mit dem Hohenliede tritt nicht nur in seiner Übersetzung hervor. Abgesehen von vereinzelten Anklängen in seinen Dichtungen und einem Citat in „Dichtung und Wahrheit"**) haben

*) Hierdurch wird es sehr unwahrscheinlich, daß er schon 1775 die dramatische Anlage und Ausführung geahnt habe, was Pniower (Goethe-Jahrbuch XIII, 198: Goethes Faust und das Hohelied) aus dem Princip, nach dem er die acht Kapitel der Bibel zu 31 Liedern gruppierte, beweisen zu können behauptet. Vgl. auch an Merck: „die herrlichste Sammlung Liebeslieder".

**) Siehe Pniower a. a. O. S. 184, 188—197. Es ist hier nicht der Ort, die Polemik über das Lied „So ist der Held, der mir gefällt" von neuem aufzunehmen, ich möchte nur betonen, daß Pniowers Ausführungen sich zu wenig auf sichere Gründe stützen, als daß ich deshalb meinen früher dargelegten Standpunkt zu der Frage aufgeben sollte.

die beiden Mädchengestalten, in denen Goethe die höchste Lust und Qual der Liebe verkörpert hat, Tropfen vom Blute Sulamiths empfangen: Clärchen und Margarete.

Gerade in die Werdezeit des „Egmont" und der Gretchendichtung fällt die Übersetzung des Hohenliedes. Zu Anfang des fünften Aktes des „Egmont" sehen wir Clärchen umherirren, sie preist den Geliebten, beschwört die Bürger, ihn zu retten, mit der Warnung vor den Wächtern Albas sucht Brackenburg sie zur Heimkehr zu bewegen. Das erinnert zu deutlich an Motive des biblischen Liedes, vor allem an Nr. 11 der Fragmente Goethes, als daß hier, zumal bei der zeitlichen Berührung beider Dichtungen, ein Zufall angenommen werden dürfte.*)

Auch an der Einwirkung des Hohenliedes auf die Gretchenseenen kann nach den überzeugenden Ausführungen Pniowers kein Zweifel bestehen; höchstens ließe sich einwenden, daß in Gretchen wie in Sulamith der ewige Typus unschuldiger, sich ganz hingebender weiblicher Liebe gezeichnet ist, und daß deshalb die beiden großen Schöpfer dieser Gestalten trotz alles Trennenden in Raum und Zeit sich auch im Ausdruck begegnen mußten.

Es sei hier, um nicht ohne dringende Notwendigkeit bereits Gesagtes zu wiederholen, auf Pniowers Aufsatz verwiesen; nur ein äußerliches Zeugnis des innigen Zusammenhanges der drei Dichtungen werde angeführt. Als Clärchen von dem Porträt Egmonts, das ihn in der Schlacht bei Gravelingen in Lebensgefahr schwebend darstellt, erzählt, ruft sie aus: „Mich überliefs". Wie Faust in höchster Leidenschaft Gretchens Hände faßt, weiß sie nur zitternd zu stammeln: Mich überläufts. Und mit demselben prägnanten Ausdruck bezeichnet Sulamith das unsagbare Gefühl bei der Berührung des Geliebten in Goethes Übersetzung (Nr. 17). Alle drei finden für die höchste seelische Erregung in Schmerz und Freude dasselbe Wort.

So tritt Goethes Nachdichtung des Hohenliedes in die engste Beziehung zu zwei seiner größten Dichtungen. Das Verdienst, dieses wertvolle Erzeugnis seiner Jugend uns geschenkt zu haben, gebührt Gustav v. Loeper, der es 1879 nach der in seinem Besitz befindlichen Handschrift zum erstenmale vollständig herausgab, nachdem der frühere Besitzer, Adolf Schöll, schon 1846 in seinen Briefen und Aufsätzen von Goethe (S. 155 f.) den ersten und den letzten Abschnitt veröffentlicht hatte.

---

*) Zuerst hat Scherer (Aufsätze über Goethe S. 85 f.) auf die Anklänge hingewiesen.

Salomons
Königs von Israel und Juda
güldne Worte
von der Ceder bis zum Issop.

Erster Druck: Salomons, Königs von Israel und Juda, güldne Worte von der Ceder biß zum Issop. Eine bisher unbekannte Dichtung Goethes aus dem Nachlasse der Frau Sophie v. La Roche (Berlin 1861.) 1 Blatt in groß 8°. (Die zweite bis sechste Parabel ist in Arnims Tröst Einsamkeit, Zeitung für Einsiedler Nr. 4 vom 12. April 1808 abgedruckt mit einigen Veränderungen (B), die wohl von Clemens Brentano stammen, mit der Bemerkung: „Einer Jugendarbeit des Meisters aus der Erinnerung nacherzählt".)

1.

Es stand eine herrliche Ceder auf Libanon in ihrer Kraft vor dem Antlitz des Himmels. Und daß sie so strack dastund, deß ergrimmten die Dornsträuche umher und riefen: Wehe dem Stolzen, er überhebt sich seines Wuchses. Und wie die Winde die Macht seiner Äste bewegten und Balsamgeruch das Land erfüllte, wandten sich die Dörner und schrien: Wehe dem Übermütigen, sein Stolz braust auf wie Wellen des Meeres; verdirb ihn, Heiliger vom Himmel!

2.

Eine Ceder wuchs auf zwischen Tannen; sie teilten mit ihr Regen und Sonnenschein. Und sie wuchs und wuchs über ihre Häupter und schaute weit ins Thal umher. Da riefen die Tannen: Ist das der Dank, daß du dich nun überhebest, dich, die du so klein warst, dich, die wir genährt haben! Und die Ceder sprach: Rechtet mit dem, der mich wachsen hieß.

3.

Und um die Ceder stunden Sträucher. Da nun die Männer kamen vom Meer und die Axt ihr an die Wurzel legten, da erhub sich ein Frohlocken: Also strafet der Herr die Stolzen, also demütigt er die Gewaltigen!

4.

Und sie stürzte und zerschmetterte die Frohlocker, die verzettelt wurden unter dem Reisig.

8. sein Stolz braust auf wie Wellen des Meeres. Ähnlich in der „Stella" (Bd. 6, 135, 28 f.): „Das thut die Jugend. Werden sich schon legen die stolzen Wellen". (Nach Hiob 38, 11.) — 11. Tannen. B Sträuchen. — 12. Sonnenschein. Und. B Sonnenschein, und. — 13. Tannen. B Sträucher. — 18. Sträucher. B Sträuche.

5.

Und sie stürzte und rief: Ich habe gestanden und ich werde stehen! Und die Männer richteten sie auf zum Maste im Schiffe des Königs, und die Segel wehten von ihm her und brachten die Schätze aus Ophir in des Königs Kammer. 5

6.

Eine junge Ceder wuchs schlank auf und schnell und drohte die andern zu überwachsen. Da beneideten sie alle. Und ein Held kam und hieb sie nieder und stutzte ihre Äste sich zur Lanze wider die Riesen. Da riefen ihre Brüder: Schade, Schade! 10

7.

Die Eiche sprach: Ich gleiche dir, Ceder! Thor! sagte die Ceder, als wollt' ich sagen, ich gleiche dir!

8.

Zwei Birken stritten, wer der Ceder am nächsten käme. 15 Birken seid ihr! sagte die Ceder.

9.

Uns ist wohl, sagte ein brüderlich gleicher Tannenwald zur Ceder, wir sind so viel, und du stehest allein! Ich habe auch Brüder, sagte die Ceder, wenn gleich nicht auf diesem Berge. 20

10.

Ein Wald ward ausgehauen; die Vögel vermißten ihre Wohnungen, flatterten umher und klagten: Was mag der Fürst für Absichten haben? Den Wald! Den schönen Wald! Unsre 25 Nester! Da sprach einer, der aus der Residenz kam, ein Papagei: Absicht, Brüder? Er weiß nichts drum.

11.

Ein Mädchen brach Rosen vom Strauch und kränzte ihr Haupt mit. Das verdroß die Ceder und sprach: Warum nimmt 30

4. ihm. B ihr. — 5. Die Schätze aus Ophir. 1. Könige 10, 11. 22, eine Stelle auf die Goethe gern anspielte, siehe Henkel, Goethe und die Bibel S. 34. — aus Ophir fehlt in B. — 7. Eine junge ... Und. B Indessen war die junge Ceder, die aus ihr entsprossen, schlank aufgewachsen, und. — 9. und stutzte ihre Äste fehlt in B. — 10. Riesen. Da. B Riesen, da. — ihre Brüder. B die Sträucher.

sie nicht von meinen Zweigen? Stolzer, sagte der Rosenstock, laß mir die Meinen!

12.

Ein Wandrer, der unter der Eiche Mittagsruh gehalten
5 hatte, erwachte, streckte sich, stand auf und wollte weiter. Der Baum rief ihm zu: Undankbarer! Hab' ich dir nicht meinen Schatten ausgebreitet, und nun nicht einen Blick! — Du! Mir! lächelte der Wandrer zurückschauend.

13.

10 Das Gräslein, da der Wind drüber spielte, ergetzte sich und rief: Bin ich doch auch da! Bin ich doch auch gebildet, klein, aber schön, und bin! — Gräslein, in Gottes Namen, sagte die Ceder.

14.

15 Ein Waldstrom stürzte die Tannen drunter und drüber in Thal herab, und Sträucher und Sprößling und Gräser und Eichen. Ein Prophete rief zuschauend vom Fels: Alles ist gleich vor dem Herrn!

15.

20 Ha! sagte die Ceder, wer von meinen Zweigen brechen will, muß hoch steigen. — Ich, sagte die Rose, habe Dornen.

---

15 f. in Thal herab. Während die Auslassung des männlichen Artikels nach in mit Accusativ bei dem jungen Goethe äußerst häufig ist, finden wir außer an dieser Stelle den sächlichen Artikel nirgends unterdrückt. — 17 f. Alles ist gleich vor dem Herrn. Anklang an 2. Petri 3, 8: „Ein Tag vor dem Herrn ist wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag."

Das Hohe Lied Salomons.

Das Hohe Lied Salomons. Handschrift früher im Besitz G. v. Loevers. Drucke: 1. A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe. Weimar 1846 (2. Ausgabe 1857). S. 155—156. Nur der erste und der letzte Abschnitt. — 2. Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen, herausgegeben von G. v. Loeper. Berlin 1879. S. 125—139. Goethes Übersetzung des Hohen Liedes 1775. Dieser Druck ist hier wiedergegeben, nur wurde die Schreibung nach den Grundsätzen unsrer Ausgabe geregelt. — Die Überschrift fehlt in der Handschrift, ebenso die Zahlen vor den einzelnen Abschnitten.

1. Küß er mich den Kuß seines Mundes! Trefflicher ist deine Liebe denn Wein. Welch ein süßer Geruch deine Salbe, ausgegossne Salb' ist dein Name, drum lieben dich die Mädchen. Zeuch mich! Laufen wir doch schon nach dir! Führte mich der König in seine Kammer, wir sprängen und freuten uns in dir. Priesen deine Lieb' über den Wein.

Lieben dich doch die Edlen all!

*

2. Schwarz bin ich, doch schön, Töchter Jerusalems! Wie Hütten Kedars wie Teppiche Salomos.

Schaut mich nicht an, daß ich braun bin, von der Sonne verbrannt. Meiner Mutter Söhne feinden mich an, sie stellten mich zur Weinberge Hüterin. Den Weinberg, der mein war, hütet' ich nicht.

*

3. Sage mir du, den meine Seele liebt, wo du weidest? Wo du ruhest am Mittag? Warum soll ich umgehn an den Herden deiner Gesellen?

Weißt du's nicht, schönste der Weiber? Folg nur den Tapfen der Herde, weide deine Böcke um die Wohnung der Hirten.

*

4. Meinem reisigen Zeug unter Pharaos Wagen vergleich ich dich, mein Liebchen. Schön sind deine Backen in den Spangen, dein Hals in den Ketten. Spangen von Gold sollst du haben mit silbernen Pöcklein.

*

5. So lang der König mich koset, giebt meine Narde den Ruch.

*

1. Küß er mich den Kuß seines Mundes. Accusativ des innern Objekts nach Klopstocks Vorbild. Siehe Burdach a. a. O. S. 175 f.

6. Ein Büschel Myrrhen ist mein Freund, zwischen meinen Brüsten übernachtend. Ein Trauben Kopher ist mir mein Freund in den Wingerten Engeddi.

*

7. Sieh, du bist schön, meine Freundin! Sieh du bist schön! Taubenaugen die deinen. 5

Sieh, du bist schön, mein Freund. Auch lieblich. Unser Bette grünt, unsrer Hütte Balken sind Cedern, unsre Zinnen Cypressen.

*

8. Ich bin die Rose im Thal! Bin ein Maiblümchen! Wie die Rose unter den Dornen, so ist mein Liebchen unter den 10 Mädchen. Wie der Apfelbaum unter den Waldbäumen, ist mein Liebster unter den Männern. Seines Schatten begehr ich, niedersitz ich und süß ist meinem Gaum seine Frucht. Er führt mich in die Kelter, über mir weht seine Liebe. Stützet mich mit Flaschen, polstert mir mit Äpfeln; denn krank bin ich für Liebe. 15 Seine Linke trägt mein Haupt, seine Rechte herzt mich. Ich beschwör euch, Töchter Jerusalems, bei den Rehen, bei den Hinden des Feldes, rühret sie nicht, reget sie nicht meine Freundin, bis sie mag.

*

9. Sie ist's, die Stimme meines Freundes. Er kommt! 20 Springend über die Berge! Tanzend über die Hügel! Er gleicht mein Freund einer Hinde, er gleicht einem Rehbock. Er steht schon an der Wand, siehet durchs Fenster, gucket durchs Gitter! Da beginnt er und spricht: Steh' auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm. Der Winter ist vorbei, der Regen vorüber. 25 Hin ist er! Blumen sprossen vom Boden, der Lenz ist gekommen, und der Turteltaube Stimme hört ihr im Lande. Der Feigenbaum knotet. Die Rebe duftet. Steh auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm. Meine Taube in den Steinritzen im Hohlhort des Felshangs! Zeig mir dein Antlitz, tön deine 30 Stimme, denn lieblich ist deine Stimme, schön dein Antlitz. Fahet uns die Füchse, die kleinen Füchse, die die Wingerte verderben, die fruchtbaren Wingerte.

*

10. Mein Freund ist mein, ich sein, der unter Lilien weidet. Bis der Tag atmet, die Schatten fliehen, wende dich, sei gleich, mein Freund, einer Hinde, einem Rehbock auf den Bergen Bether.

*

5 11. Auf meiner Schlafstätte, zwischen den Gebürgen sucht' ich, den meine Seele liebt, sucht' ihn, aber fand ihn nicht. Aufstehen will ich und umgehen in der Stadt, auf den Märkten und Straßen. Suchen, den meine Seele liebt; ich sucht' ihn, aber fand ihn nicht. Mich trafen die umgehenden Hüter der Stadt: 10 Den meine Seele liebt, saht ihr ihn nicht? Kaum, da ich sie vorüber war, fand ich, den meine Seele liebt, ich faß ihn, ich laß ihn nicht. Mit mir soll er in meiner Mutter Haus, in meiner Mutter Kammer.

*

12. Wer ist, die herauftritt aus der Wüsten, wie Rauch- 15 säulen, wie Geräuch Myrrhen und Weirauch, köstlicher Spezereien?

*

13. Schön bist du, meine Freundin, ja schön, Taubenaugen die deinen zwischen deinen Locken. Dein Haar wie blinkende Ziegenherde auf dem Berge Gilead. Deine Zähne eine geschorene Herde, 20 aus der Schwemme steigend, alle zwillingsträchtig, kein Mißfall unter ihnen. Deine Lippen eine rosinfarbe Schnur, lieblich deine Rede! Wie der Ritz am Granatapfel deine Schläfe zwischen deinen Locken. Wie der Turn David dein Hals, gebauet zur Wehre, dran hängen tausend Schilde, alles Schilde der Helden. Deine 25 beiden Brüste wie Rehzwillinge, die unter Lilien weiden. Völlig schön bist, meine Freundin, kein Flecken an dir.

*

14. Komm vom Libanon, meine Braut, komm vom Libanon! Schau her von dem Gipfel Amana, vom Gipfel Senir und Hermon, von den Wohnungen der Löwen, von den Bergen 30 der Parden.

*

15. Gewonnen hast du mich, Schwester, liebe Braut, mit deiner Augen einem, mit deiner Halsketten einer. Hold ist

deine Liebe, Schwester, liebe Braut! Trefflicher deine Liebe denn Wein, deiner Salbe Geruch über alle Gewürze. Honig triefen deine Lippen, meine Braut, unter deiner Zunge sind Honig und Milch, deiner Kleider Geruch wie der Ruch Libanons. Schwester, liebe Braut, ein verschloßner Garten bist du, eine verschloßne Quelle, ein versiegelter Born. Dein Gewächse ein Lustgarten: Granatbäume mit der Würzfrucht, Cypern mit Narden, Narden und Safran, Kalmus und Cynnamen, allerlei Weihrauchbäume, Myrrhen und Aloe und all die trefflichsten Würzen. Wie ein Gartenbrunn, ein Born lebendiger Wasser, Bäche vom Libanon. Hebe dich Nordwind, komm Südwind, durchwehe meinen Garten, daß seine Würze triefen.

*

16. Er komme in seinen Garten mein Freund und esse die Frucht seiner Würze!

Schwester, liebe Braut, ich kam zu meinen Garten, brach ab meine Myrrhen, meine Würze. Aß meinen Seim, meinen Honig, trank meinen Wein, meine Milch.

Esset, Gesellen! Trinket, werden trunken in Liebe!

*

17. Ich schlafe, aber mein Herz wacht. Horch! Die Stimme meines klopfenden Freundes: Öffne mir, meine Schwester, meine Freundin, meine Taube, meine Fromme; denn mein Haupt ist voll Taus und meine Locken voll Nachttropfen. Bin ich doch entkleidet, wie soll ich mich anziehen? Hab' ich doch die Füße gewaschen, soll ich sie wieder besudeln? Da reichte mein Freund mit der Hand durchs Schalter und mich überliefs. Da stund ich auf, meinem Freunde zu öffnen, meine Hände troffen von Myrrhen, Myrrhen liefen über meine Hände an dem Riegel am Schloß. Ich öffnete meinem Freund; aber er war weggeschlichen, hingegangen. Auf seine Stimme kam ich hervor, ich sucht' ihn und fand ihn nicht, rief ihm, er antwortet' nicht. Mich trafen die umgehenden Wächter der Stadt. Schlugen mich, verwundeten mich, nahmen mir den Schleier, die Wächter der Mauern.

*.

18. Ich beschwör' euch, Töchter Jerusalems. Findet ihr meinen Freund, wollt ihr ihm sagen, daß ich für Liebe krank

bin. Was ist dein Freund vor andern Freunden, du schönste der Weiber, was ist dein Freund vor andern Freunden, daß du uns so beschwörest? Mein Freund ist weiß und rot, auserkoren unter viel Tausenden. Sein Haupt das reinste Gold, seine Haarlocken
5 schwarz wie ein Rabe. Seine Augen Taubenaugen an den Wasserbächen, gewaschen in Milch, stehend in Fülle. Würzgärtlein seine Wangen, volle Büsche des Weirauchs, seine Lippen Rosen, träufelnd köstliche Myrrhen. Seine Hände Goldringe mit Türkisen besetzt, sein Leib glänzend Elfenbein, geschmückt mit Sa-
10 phiren. Seine Beine wie Marmorsäulen auf güldenen Sockeln. Seine Gestalt wie der Libanon auserwählet wie Cedern. Seine Kehle voll Süßigkeit, er ganz mein Begehren. Ein solcher ist mein Liebster, mein Freund ist ein solcher, o Töchter Jerusalems.

*

19. Wohin ging dein Freund, du schönste der Weiber?
15 Wohin wandte sich dein Freund, wir wollen ihn mit dir suchen? Mein Freund ging in seinen Garten hinab zu den Würzbeeten, sich zu weiden im Garten, Lilien zu pflücken. Mein Freund ist mein und ich bin sein, der unter Lilien sich weidet.

*

20. Schön bist du, meine Freundin, wie Thirza! Herrlich
20 wie Jerusalem! Schröcklich wie Heerspitzen. Wende deine Augen ab von mir, sie machen mich brünstig.

*

21. Sechzig sind der Königinnen, achtzig der Kebsweiber, Jungfrauen unzählig. Aber Eine ist meine Taube, Eine meine Fromme. Die einzige ihrer Mutter, die köstliche ihrer Mutter.
25 Sie sahen die Mädchen, sie priesen die Königinnen und Kebsweiber und rühmten sie.

*

22. Wer ist, die hervorblickt wie die Morgenröte? Lieblich wie der Mond, rein wie die Sonne, furchtbar wie Heerspitzen.

*

30 23. Zum Nußgarten bin ich gangen, zu schauen das grünende Thal. Zu sehen, ob der Weinstock triebe, ob die Granatbäume blühten.

*

24. Kehre! Kehre! Sulamith! Kehre! Kehre! Daß wir dich sehen. Seht ihr nicht Sulamith wie einen Reihentanz der Engel? Schön ist dein Gang in den Schuhen, o Fürstentochter, deiner Lenden gleiche Gestalt wie zwo Spangen, Spangen, des Künstlers Meisterstück. Dein Nabel ein runder Becher der Fülle, dein Leib ein Weizenhaufen, umsteckt mit Rosen. Dein Hals ein elfenbeinerner Turn, deine Augen wie die Teiche zu Hesbon am Thore Bathrabbim, deine Nase der Turn Libanon, schauend gegen Damaskus. Dein Haupt auf dir wie Carmel, deine Haarflechten wie Purpur des Königs in Falten gebunden. Wie schön bist du, wie lieblich! du Liebe in Wollüsten. Deine Gestalt ist Palmen gleich, Weintrauben deine Brüste. Ich will auf den Palmbaum steigen, sagt' ich, und seine Zweige ergreifen. Laß deine Brüste sein wie Trauben am Weinstock, deiner Nasen Ruch wie Äpfel. Dein Gaum wie guter Wein, der mir glatt eingehe, der die Schlafenden geschwätzig macht.

*

25. Ich bin meinem Freunde, bin auch sein ganzes Begehren!

*

26. Komm, mein Freund, laß uns aufs Feld gehen, auf den Landhäusern schlafen. Früh stehn wir auf zu den Weinbergen, sehen, ob der Weinstock blühe, Beeren treibe, Blüten die Granatbäume haben. Da will ich dich herzen nach Vermögen.

*

27. Die Lilien geben den Ruch, vor unsrer Thür sind allerlei Würze, heurige, fernige. Meine Liebe bewahrt' ich dir!

*

28. Hätt' ich dich wie meinen Bruder, der meiner Mutter Brüste saugt. Fänd' ich dich draus, ich küßte dich, niemand sollte mich höhnen. Ich führte dich in meiner Mutter Haus, daß du mich lehrtest! Tränkte dich mit Würzwein, mit Most der Granaten.

*

29. Wer ist, die heraufgeht aus der Wüsten, sich gesellet zu ihrem Freund?

*

30. Unterm Apfelbaum weck ich dich, wo deine Mutter dich gebar, wo dein pflegte, die dich zeugte.

*

31. Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn stark wie der Tod ist die Liebe.
5 Eifer gewaltig wie die Hölle. Ihre Glut Feuerglut, eine fressende Flamme. Viel Wasser können die Liebe nicht löschen, Ströme sie nicht ersäufen. Böt' einer all sein Hab und Gut um Liebe, man spottete nur sein.

*
* *

Aus Goethes Brieftasche.

[1776.]

Einleitung.

Zu derselben Zeit, als in Deutschland die Herrschaft des französischen Dramas gebrochen wurde, regte sich in Frankreich selbst das Bestreben, das Theater in engeren Bezug zum Leben der Gegenwart zu bringen, einen neuen, realistischen Stil zu begründen. Diderot, von dem diese Bewegung ausging, besaß allerdings kein genügendes dramatisches Talent, um sie auf der Bühne zur herrschenden zu machen; seine beiden Familiendramen, die mit den weit wichtigeren theoretischen Anhängen 1760 von Lessing verdeutscht wurden, konnten sich nicht halten, weil in dem Streben, das Wirkliche aufs gewissenhafteste wiederzugeben, die unbedeutende Handlung unter der Fülle von Einzelheiten fast verschwand. Glücklicher war Diderots Schüler Mercier (1740—1814). Mit seinem „Essighändler" machte er sich einen Namen und schuf eine Rolle, die auch in Deutschland bis zum Ende des Jahrhunderts von den ersten Schauspielern mit Vorliebe gespielt wurde. Mercier war der geschworene Feind der klassischen Tragödie, und so mochte er Goethen und seinen Frankfurter Genossen als willkommener Helfer bei der Bekämpfung der herrschenden Regel erscheinen. Die erste Übersetzung des „Essighändlers" ging aus diesem Kreise hervor; sie erschien, von Heinrich Leopold Wagner verfaßt, im Jahr 1775.

Auch als Theoretiker hatte sich Mercier schon versucht und 1773 in Amsterdam seine Schrift Du theâtre ou Nouvel Essai sur l'art dramatique herausgegeben. Ähnlich wie Lenz in seinen „Anmerkungen über das Theater" rüttelt er an den Grundsäulen der traditionellen Auffassung vom Wesen des Dramas. Er betont den moralischen Endzweck, die Einheit des Interesses und verurteilt das falsche Griechentum. „Indem wir glaubten, die Griechen nachzuahmen, haben wir knechtisch auf unser Theater ihre Träumereien und Götterspräche, ihre Eidschwüre und ihren Fanatismus übergetragen, und dasjenige vernachlässigt, was das Beste und Brauchbarste darin für uns gewesen wäre .... Das Trauerspiel wurde eine Art ernsthafter Farce, die mit Pomp geschrieben war, dem Ohr zu schmeicheln abzielte, aber der Nation nichts sagte, nichts sagen konnte .... Es war dem Corneille viel leichter, sich ganz auf eine Seite zu legen, als seine Farben zu mischen oder zu verbinden, wie Kalderonn, Shackespear, Lopez de Vega und Goldoni in ihrem Vaterland gethan haben."

Die angeführten Sätze zeigen, wie eng sich Mercier mit den rheinischen Stürmern und Drängern berührte, wo es galt, die angebliche Nachahmung griechischer Kunst auf der Bühne auszurotten. Seine radikalen Gedanken über die Umgestaltung des Theaters, die schon vom Geiste der Revolution eingegeben sind, werden freilich nicht die Billigung Goethes und der einsichtigeren unter seinen Freunden gefunden haben. Trotzdem war das Buch geeignet, zu zeigen, wie auch jenseits des Rheins, in der altgewordenen französischen Kulturwelt, jene Muster angezweifelt wurden, denen ein großer Teil der deutschen Dramatiker und ihres Publikums noch immer blindlings vertraute. Goethe veranlaßte deshalb die Übersetzung und betraute damit Wagner, den Straßburger Halbfranzosen, der sich schon im „Essighändler" als Übersetzer Merciers bewährt hatte. Die Bibliothek der schönen Wissenschaften (Bd 17, 343) brachte gleichzeitig mit andern Zeitschriften die Ankündigung: „Der Hr. Dr. Goethe wird das von uns ohnlängst angezeigte Buch: Du Theatre, ou nouvel essai sur l'art dramatique, unter seiner Aufsicht übersetzt mit Anmerkungen und Beiträgen begleitet, auf Ostern 1775 in der Meyerschen Buchhandlung (in Lemgo) herausgeben."

Ein Jahr nach dem angegebnen Zeitpunkt erschien das Buch, ohne Goethes Anmerkungen. Die Lust sei ihm vergangen, sagt er; der Hauptgrund wird wohl sein, daß die oben (S. 51 f.) erwähnten Vorkommnisse ein Zusammenarbeiten mit Wagner unmöglich machten.

Aber dem Versprechen, dem Buche die Unterstützung seines Namens zu leihen, blieb Goethe getreu. „Mit einem Anhang aus Goethes Brief-

tasche" stand auf dem Titelblatt. Der Inhalt des Anhangs, 25 Seiten umfassend, wird durch diese Bezeichnung völlig gedeckt. Er hat durchaus den Charakter gelegentlicher Aufzeichnungen, eilig festgehaltner Gedanken, wie sie beim einsamen Wandern oder beim Lesen eines Buches kommen, daneben Gedichte, denen man es ebenso anmerkt, daß sie im Augenblick empfangen und aufs Papier geworfen, nicht sorgsam ausgearbeitet sind. Alles steht bis auf den einleitenden Abschnitt außer Beziehung zu dem Gegenstand des Buches und ruft den Eindruck hervor, als sei vorhandener Stoff, einer lästigen Pflicht zu genügen, sorglos zusammengerafft worden. Nur die Einleitung verdankt ihre Entstehung unmittelbar dem Zweck, Wagners Übersetzung Schmuck und höhern Wert zu verleihen.

Eine kurze Entschuldigung wegen des Fehlens der Anmerkungen, wenige anerkennende Worte für Mercier, dann lenkt Goethe hinaus aus dem engen Bannkreis des Buches in die weite Welt seines eignen Geistes. „Dramatische Form" haben die Herausgeber seines Nachlasses den folgenden Abschnitt betitelt. Innere und äußere Form wäre richtiger gewesen.*) Denn um die Grundgesetze künstlerischen Schaffens, nicht um die Form der Gattung handelt es sich. Die Form ist nicht vom Gegenstand zu trennen, er trägt sie in sich und nur dem Genius ist es gegeben, sie mit ihm zugleich entstehen zu lassen. Die Regel kann er verachten; denn das eingeborene Gesetz zwingt ihn nach inneren, weit strengeren Gesetzen zu schaffen, die in der Kunst wie in der Natur walten. Freilich, völlig sie an Wahrheit erreichen kann die künstlerische Form nicht und vollends wer für die Bühne arbeitet, ist beschränkt durch hundert technische Unvollkommenheiten, die mangelhafte Kunst der Darsteller und den Unverstand des Publikums, alles Dinge, die er berücksichtigen muß, wenn er überhaupt wirken will, wie sehr er sie auch von seinem Standpunkt als Künstler aus verachten mag.

Das ist nicht mehr der Dichter, der in seinem „Gottfried von Berlichingen" Geschichte dramatisierte und die Bühne wie einen Schönerarätenkasten ansah, in dem die ganze Welt vor dem erstaunten Auge in zauberschnell wechselnden Bildern vorüberwallt. Hier spricht der bühnenkundige Verfasser des „Clavigo", der seine Leute kennt und sich sagt: „Ein Mann, der recht zu wirken denkt, muß auf das beste Werkzeug halten," d. h. auf das, welches am schnellsten und sichersten wirkt. Eine kurze Überleitung mit einem spöttischen Seitenblick auf die Grenzpfähle zwischen den Kunstgebieten führt zum ersten Aufsatz „Nach Falkonet und über Falkonet".

*) Merkwürdig, daß Wilhelm Scherer (Poetik S. 226), wo er W. v. Humboldt die Prägung des Begriffes „Innere Form" und sich selbst die Anwendung auf die Dichtung zuschreibt, Goethe nicht erwähnt, trotzdem bei diesem Wort und Sache schon gegeben sind.

Der Bildhauer Etienne-Maurice Falkonet, der berühmte Schöpfer des Reiterdenkmals, das Katharina II. Peter dem Großen errichtete, ist im Titel genannt, weil Goethe von dessen Schrift „Observations sur la statue de Marc-Aurele" (Amsterdam 1771) ausgeht und im weiteren Verlaufe gegen eine andere Arbeit Falkonets, die „Réflexions sur la sculpture", polemisiert,*) vor allem weil Goethes Anschauungen mit denen des Bildhauers in wesentlichen Punkten übereinstimmen. Beide sind überzeugt, daß die vornehmste Aufgabe der bildenden Kunst ist, inneres Leben, Leidenschaft darzustellen, daß sie nicht den Sinnen schmeicheln, sondern charakteristisch sein soll. Nicht historische Wahrheit ist ihr Ziel, sondern das Geschaute und Gefühlte so wiederzugeben, daß in dem Beschauer der dargestellte Vorgang wieder lebendig wird. Das kann der Künstler nur, wenn er den Gegenstand sich völlig zu eigen gemacht hat, und deshalb soll er sich wie Rembrandt und Rubens auf den Kreis, in dem er lebt, beschränken.**)

Die Lehre von der charakteristischen Kunst ist hier unter einem andern höheren Gesichtspunkt gefaßt, als in dem Aufsatz „Von deutscher Baukunst", wo Goethe sie zum erstenmale vorgetragen hatte. Auf der Schweizerreise hatte er wieder vom 23. bis 27. Mai und dann vom 10. bis 14. oder 15. Juli 1775 in Straßburg geweilt, und seine Gefühle beim dritten Besuch der Stadt Erwins von Steinbach in einem neuen Erguß ausgesprochen, den er dem „Falkonet" folgen ließ. Am Schluß ist wieder von jenem Gefühl der innern Form, das schon im Eingang erwähnt wurde, die Rede.

Die Gedichte — je zwei schon früher als Episteln an Merck gesandt und im Göttinger Musenalmanach gedruckt — atmen denselben Geist wie die vorausgehenden Aufsätze. Sie haben ihre Stelle im zweiten Bande unsrer Ausgabe gefunden.

Die zeitgenössischen Kritiken geben kein Urteil über Goethes Anhang ab,***) bis auf eine, in der Nicolai seine Stimme ertönen läßt,†) so ingrimmig, als wolle er Goethen mit einem Male ganz vernichten. Er

*) Das Nähere darüber sowie über Falkonet im allgemeinen siehe in „Studien zur Litteraturgeschichte. Michael Bernays dargebracht." Hamburg 1893. S. 75—95: Witkowski, Goethe und Falkonet.

**) Dieselbe Anschauung ist in Bezug auf die schriftstellerische Thätigkeit ausgesprochen in Goethes Brief an Fritz Jacobi vom 21. August 1774: „Sieh Lieber, was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduktion der Welt um mich, durch die innere Welt die alles packt, verbindet, neu schafft, knetet und in eigner Form, Manier, wieder hinstellt, das bleibt ewig Geheimnis, Gott sei Dank, das ich auch nicht offenbaren will den Gaffern und Schwätzern."

***) Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig 1776, 28. Oktober. — Almanach der deutschen Musen. Leipzig 1777. S. 13 f.

†) Allgemeine deutsche Bibliothek 1778. 34. Band. S. 496 ff.

versichert den Leser, daß der Anhang das trivialste Zeug enthalte, das sich denken lasse. Im „Falkonet" seien gute Gedanken hingeworfen, trivial aufgestutzt, als ob sie neu wären, „Erwin" solle Gefühl sein, sei aber wahrhaftig leeres Galimathias, in dem hie und da ein sehr abgenutzter Gedanke schwimme. Die Gedichte seien so mittelmäßig, daß sie kaum in dem schlechtesten der vier jährlichen Musenalmanache zu stehen verdienten u. s. w.

Der „Anhang" wurde von neuem gedruckt in Himburgs dritter Ausgabe von Goethes Schriften 1779, ohne die einleitenden Worte und die Gedichte; dann erst in den nachgelassenen Werken 1832, wo auch die Bemerkung, die auf die Gedichte hinwies, fortgelassen war und der erste Abschnitt den Titel „Dramatische Form" erhalten hatte. Die übrigen Änderungen bezwecken teils die Beziehung auf die ursprünglich vorausgehende Übersetzung zu verwischen, teils Wortformen und Stil normaler zu gestalten.

Aus Goethes Brieftasche.

Drucke: 1. Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhang aus Goethes Brieftasche. Leipzig im Schwickertschen Verlage 1776. S. 483—508: Anhang aus Goethes Brieftasche. Enthält außer dem hier Abgedruckten die Gedichte „Brief" (Werke II, 236), „Guter Rat" (II, 235), „Kenner und Künstler" (II, 233), „Wahrhaftes Mährgen" (II, 231), „Künstlers Morgenlied" (II, 226). — 2. J. W. Goethes Schriften. Vierter Band. Berlin 1779. Bei Christian Friedrich Himburg. S. 117—134 unter dem Titel: „Fragmente als Anhang zu Herrn Merciers Versuch über die Schauspielkunst". Beginnt mit den Worten: „Es ist endlich einmal Zeit". — 3. Goethe's nachgelassene Werke. Vierter Band. Taschenausgabe. Stuttgart und Tübingen 1832. S. 1—14. Überschrift: Verschiedenes über Kunst aus der nächsten Zeit nach dem Götz von Berlichingen und Werther. Darunter: „Folgende Blätter streu' ich ... in harmloser Zutraulichkeit hinreicht" (S. 270, 19—27). Dann: I. Dramatische Form. „Es ist endlich einmal Zeit ... vor Kindern ausführen läßt" (S. 269, 8). II. Nach Falkonet und über Falkonet. III. Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe im Julius 1775. — Wir folgen in der Anordnung dem ersten Druck.

Ich hatte vor einiger Zeit versprochen, dies Buch mit Anmerkungen herauszugeben, nun ist mir aber zeither die Lust vergangen, Anmerkungen zu machen, da ich gespürt habe, daß jedermann gerne die Mühe über sich nimmt Das Buch mag immer für Deutschland brauchbar sein, das in den Taschen seiner französischen Pumphosen viel Wahres, Gutes und Edles mit sich herumträgt.

Es ist endlich einmal Zeit, daß man aufgehöret hat, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle hieß Auch geht unser Verfasser ziemlich stracks auf den Inhalt los, der sich sonst so von selbst zu geben schien.

Deswegen giebt's doch eine Form, die sich von jener unterscheidet wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt sein will. Unser Kopf muß übersehen, was ein andrer Kopf fassen kann; unser Herz muß empfinden, was ein andres füllen mag Das Zusammenwerfen der Regeln giebt keine Ungebundenheit, und wenn ja das Beispiel gefährlich sein sollte, so ist's doch im Grunde besser, ein verworrnes Stück machen als ein kaltes.

Freilich wenn mehrere das Gefühl dieser innern Form hätten, die alle Formen in sich begreift, würden wir weniger verschobne Geburten des Geists anekeln. Man würde sich nicht einfallen lassen, jede tragische Begebenheit zum Drama zu strecken, nicht jeden Roman zum Schauspiel zerstücklen! Ich wollte, daß

1—7. Ich hatte vor einiger Zeit ... mit sich herumträgt. Fehlt in 2. 3. — 5 f. seiner französischen Pumphosen. Vgl. Goethe an Auguste Gräfin zu Stolberg 13. September 1775: „Und meine Masque wird eine altdeutsche Tracht, schwarz und gelb, Pumphose, Wämslein, Mantel und Federstutzhut." Die Pumphose soll also hier nicht als bezeichnendes französisches Kostüm gelten. — 11 f. Auch geht unser ... Inhalt los. In 3: und daß man nunmehr stracks auf den Inhalt losgeht. — unser. In 2 der. — 18. füllen In 3 fühlen. — 23. wir. In 3 uns. — 24. anekeln, transitiv = mit Widerwillen betrachten.

ein guter Kopf dies doppelte Unwesen parodierte und etwa die Äsopische Fabel vom Wolf und Lamme zum Trauerspiel in fünf Akten umarbeitete.

Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres; allein sie ist ein- für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln Aber das Glas! Wem's nicht gegeben wird, wird's nicht erjagen; es ist, wie der geheimnisvolle Stein der Alchymisten, Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad. So einfach, daß es vor allen Thüren liegt, und so ein wunderbar Ding, daß just die Leute, die es besitzen, meist keinen Gebrauch davon machen können.

Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, studiere die Bühne, Würkung der Fernemalerei, der Lichter, Schminke, Glanzleinewand und Flittern, lasse die Natur an ihrem Ort und bedenke ja fleißig, nichts anzulegen, als was sich auf Brettern zwischen Latten, Pappendeckel und Leinewand durch Puppen vor Kindern ausführen läßt.

*

Folgende Blätter streu ich ins Publikum mit der Hoffnung, daß sie die Menschen finden werden, denen sie Freude machen können. Sie enthalten Bemerkungen und Grillen des Augenblicks, meist über bildende Kunst, und scheinen also hier am unrechten Platz hingeworfen. Sei's also nur denen, die einen Sprung über die Gräben, wodurch Kunst von Kunst gesondert wird, als salto mortale nicht fürchten, und solchen, die mit freundlichem Herzen aufnehmen, was man ihnen in harmloser Zutraulichkeit hinreicht. So auch mit den Gedichten.

8. wird. In 3 ist. — wird's nicht erjagen. Strehlke erinnert an:

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen."

— 10. wunderbar. In 3 wunderbares. — 15. lasse die Natur an ihrem Ort, d. h. beiseite. Goethes Absage an den Naturalismus auf der Bühne, dem er früher gehuldigt hat. Vgl. Minor, Die Anfänge des „Wilhelm Meister" (Goethe-Jahrbuch IX, 177). — 16. anzulegen. „anlegen" im Sinne der Technik der Malerei, entwerfen, die erste Farbenlage auftragen. — 22 f. meist über bildende Kunst ... hingeworfen. In 3 über verschiedene Kunst, und sind also für eine besondere Klasse von Lesern nicht geeignet. — 23 ff. Sei's also nur denen ... nicht fürchten. Ein Nachhall des Widerspruchs, den die Genies gegen die von Lessing im „Laokoon" aufgestellten Gesetze erhoben, und der z. B. in Klingers „Leidendem Weib" (II, 3) hervortritt. — 27. So auch mit den Gedichten, die am Schluß angehängt sind. Fehlt in 3.

I.

Nach Falconet und über Falconet.

— Aber möchte einer sagen, diese schwebende Verbindungen, diese Glanzkraft des Marmors, die die Übereinstimmung hervorbringen, diese Übereinstimmung selbst, begeistert sie nicht den Künstler mit der Weichheit, mit der Lieblichkeit, die er nachher in seine Werke legt? Der Gips dagegen, beraubt er ihn nicht einer Quelle von Annehmlichkeiten, die sowohl die Malerei als die Bildhauerkunst erheben? Diese Bemerkung ist nur obenhin. Der Künstler findet die Zusammenstimmung weit stärker in den Gegenständen der Natur, als in einem Marmor, der sie vorstellt. Man vergleiche nur, was diesen Teil betrifft, Rembrandt und Rubens mit Poussin, und entscheide nachher, was ein Künstler mit allen den sogenannten Vorzügen des Marmors gewinnt. Auch sucht der Bildhauer die Stimmung nicht in der Materie, woraus er arbeitet, er versteht sie in der Natur zu sehen, er

2. Nach Falconet und über Falconet. Über die Bedeutung des Titels und den darin genannten Künstler siehe die Einleitung — 3. Aber möchte einer sagen u. s. w. Et. Falconet, Observations sur la statue de Marc-Aurele, S. 129 f.: „CEPENDANT ces tons, cette transparence du marbre qui produisent l'harmonie, cette harmonie elle-même, n'inspire-t-elle pas à l'Artiste la mollesse, la suavité qu'il met après dans ses ouvrages? Et le plâtre au contraire, ne le prive-t-il pas d'une source d'agrémens qui relevent si bien la Peinture et la Sculpture? L'observation n'est que superficielle. Un Peintre trouve l'harmonie dans les objets naturels bien autrement que dans un marbre qui représente ces objets. C'est la source où il puise continuellement. Là, il n'a pas à craindre, comme d'après le marbre, de devenir foible coloriste. Comparez, pour cette partie seulement, Rimbrant et Rubens à Poussin, qui avoit beaucoup étud é les marbres, et dites-moi ce que gagne un Peintre avec leurs tons. Le Sculpteur ne cherche pas non plus l'harmonie dans la matière qu'il travaille; il sçait l'y mettre s'il sçait la voir dans la nature, et la voit aussi bien dans un plâtre que dans un marbre. Car il est faux que le plâtre d'un marbre harmonieux ne le soit pas aussi: Autrement, on ne feroit que des modèles privés de sentiment: le sentiment, c'est l'harmonie, et *vice versâ*." — schwebende. In 2 schwebenden.

findet sie so gut in dem Gips als in dem Marmor[1]); denn es ist falsch, daß der Gips eines harmonischen Marmors nicht auch harmonisch sei, sonst würde man nur Abgüsse ohne Gefühl machen können; das Gefühl ist Übereinstimmung, und vice versa. Die Liebhaber, die so bezaubert von diesen Tons, diesen feinen Schwingungen sind, haben nicht Unrecht; denn es zeigen sich solche an dem Marmor so gut wie in der ganzen Natur, nur erkennt man sie leichter da wegen der einfachen und starken Würkung, und der Liebhaber, weil er sie hier zum erstenmal bemerkt, glaubt, daß sie nirgends oder wenigstens nirgends so kräftig anzutreffen seien. Das Aug' des Künstlers aber findet sie überall. Er mag die Werkstätte eines Schusters betreten oder einen Stall, er mag das Gesicht seiner Geliebten, seine Stiefel oder die Antike ansehn, überall sieht er die heiligen Schwingungen und leise Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet. Bei jedem Tritte eröffnet sich ihm die magische Welt, die jene große Künstler innig und beständig umgab, deren Werke in Ewigkeit den wetteifernden Künstler zur Ehrfurcht hinreißen, alle Verächter, ausländische und inländische, studierte und unstudierte, im Zaum halten und den reichen Sammler in Kontribution setzen werden.

Jeder Mensch hat mehrmal in seinem Leben die Gewalt dieser Zauberei gefühlt, die den Künstler allgegenwärtig faßt, dadurch ihm die Welt rings umher belebt wird. Wer ist nicht einmal beim Eintritt in einen heiligen Wald von Schauer überfallen worden? Wen hat die umfangende Nacht nicht mit einem unheimlichen Grausen geschüttelt? Wem hat nicht in Gegenwart seines Mädchens die ganze Welt golden geschienen? Wer fühlte nicht an ihrem Arme Himmel und Erde in wonnevollsten Harmonien zusammenfließen?

Davon fühlt nun der Künstler nicht allein die Würkungen, er dringt bis in die Ursachen hinein, die sie hervorbringen. Die Welt liegt vor ihm, möcht' ich sagen, wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er sich des Geschaffnen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er sie hervorbrachte und

[1]) Warum ist die Natur immer schön, überall schön, überall bedeutend, sprechend? Und der Marmor und Gips, warum will der Licht, besonder Licht haben? Ist's nicht, weil die Natur sich ewig in sich bewegt, ewig neu erschafft, und der Marmor, der belebteste, dasteht tot. Erst durch den Zauberstab der Beleuchtung zu retten von seiner Leblosigkeit.

5. so fehlt in 3. — 14. leise. In 3 leisen. — 16. große Künstler. In 3 großen Meister.

in denen sie besteht. Drum glaubt nicht so schnell zu verstehen, was das heiße: Das Gefühl ist die Harmonie, und vice versa.

Und das ist es, was immer durch die Seele des Künstlers webt, was in ihm nach und nach sich zum verstandensten Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntniskraft durchgegangen zu sein.

Auch dieser Zauber ist's, der aus den Sälen der Großen und aus ihren Gärten flieht, die nur zum Durchstreifen, nur zum Schauplatz der an einander hinwischenden Eitelkeit ausstaffiert und beschnitten sind. Nur da, wo Vertraulichkeit, Bedürfnis, Innigkeit wohnen, wohnt alle Dichtungskraft, und weh dem Künstler, der seine Hütte verläßt, um in den akademischen Pranggebäuden sich zu verflattern! Denn wie geschrieben steht, es seie schwer, daß ein Reicher ins Reich Gottes komme, ebenso schwer ist's auch, daß ein Mann, der sich der veränderlichen modischen Art gleichstellt, der sich an der Flitterherrlichkeit der neuen Welt ergötzt, ein gefühlvoller Künstler werde. Alle Quellen natürlicher Empfindung, die der Fülle unsrer Väter offen waren, schließen sich ihm. Die papierne Tapete, die an seiner Wand in wenig Jahren verbleicht, ist ein Zeugnis seines Sinns und ein Gleichnis seiner Werke.

Über das Übliche sind schon so viel Blätter verdorben worden; mögen diese mit dreingehn. Mich dünkt, das Schickliche gelte in aller Welt fürs Übliche; und was ist in der Welt schicklicher als das Gefühlte? Rembrandt, Raphael, Rubens kommen mir in ihren geistlichen Geschichten wie wahre Heilige vor, die sich Gott überall auf Schritt und Tritt, im Kämmerlein und auf dem Felde, gegenwärtig fühlen und nicht des umständlichen Prachts von Tempeln und Opfern bedürfen, um ihn an ihre Herzen herbeizuzerren. Ich setze da drei Meister zusammen, die man fast immer durch Berge und Meere zu trennen pflegt; aber ich dürfte mich wohl getrauen, noch manche große Namen herzusetzen und zu beweisen, daß sie sich alle in diesem wesentlichen Stücke gleich waren.

1. Drum. In 3 Darum. — 8. Auch. In 2 und 3 Ach. — 15. seie. In 3 sei. — 20. Die papierne Tapete, die damals als neu und modern galt, im Gegensatz zu der früher üblichen, haltbaren und künstlerisch wertvollen gewirkten Tapete. — 30. des umständlichen Prachts. In 3 der umständlichen Pracht. Das Maskulinum stirbt im Laufe der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aus.

Ein großer Maler wie der andre lockt durch große und kleine empfundne Naturzüge den Zuschauer, daß er glauben soll, er sei in die Zeiten der vorgestellten Geschichte entrückt, und wird nur in die Vorstellungsart, in das Gefühl des Malers versetzt. Und was kann er im Grunde verlangen, als daß ihm Geschichte der Menschheit mit und zu wahrer menschlicher Teilnehmung hingezaubert werde?

Wenn Rembrandt seine Mutter Gottes mit dem Kinde als niederländische Bäurin vorstellt, sieht freilich jedes Herrchen, daß entsetzlich gegen die Geschichte geschlägelt ist, welche vermeldet, Christus seie zu Bethlehem im jüdischen Lande geboren worden. Das haben die Italiener besser gemacht! sagt er. Und wie? — Hat Raphael was Anders, was mehr gemalt als eine liebende Mutter mit ihrem Ersten, Einzigen? Und war aus dem Sujet etwas Anders zu malen? Und ist Mutterliebe in ihren Abschattungen nicht eine ergiebige Quelle für Dichter und Maler, in allen Zeiten? Aber es sind die biblischen Stücke alle durch kalte Veredlung und die gesteifte Kirchenschicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem teilnehmenden Herzen entrissen worden, um gaffende Augen des Dumpfsinns zu blenden. Sitzt nicht Maria zwischen den Schnörkeln aller Altareinfassungen vor den Hirten mit dem Knäblein da, als ließ' sie's um Geld sehn oder habe sich nach ausgeruhten vier Wochen mit aller Kindbettsmuße und Weibseitelkeit auf die Ehre dieses Besuchs vorbereitet? Das ist nun schicklich! das ist gehörig! das stößt nicht mit der Geschichte.

Wie behandelt Rembrandt diesen Vorwurf? Er versetzt uns in einen dunkeln Stall; Not hat die Gebärerin getrieben, das Kind an der Brust, mit dem Vieh das Lager zu teilen; sie sind beide bis an Hals mit Stroh und Kleidern zugedeckt; es ist alles düster außer einem Lämpchen, das dem Vater leuchtet, der mit einem Büchelchen dasitzt und Marien einige Gebete vorzulesen scheint. In dem Augenblick treten die Hirten herein. Der vorderste, der mit einer Stalllaterne vorangeht, guckt, indem er die

2. empfundne. In 2 empfundene. — 3 f. und wird ... versetzt. In 3 während er ... versetzt wird. — 10. geschlägelt = gefehlt. Schlägeln, ein Ausdruck der Weidmannssprache, bedeutete ursprünglich auf einem Hinterlaufe lahmen. — 11 seie. In 2 sei. — 26. das stößt nicht mit der Geschichte. Wir konstruieren nur das gleichbedeutende Fremdwort „kollidieren" so; doch ist derselbe Gebrauch von „stoßen" aus früherer Zeit (bei Luther) nachgewiesen.

Mütze abnimmt, in das Stroh. War an diesem Platze die Frage deutlicher auszudrücken: Ist hier der neugeborne König der Juden?

Und so ist alles Costume lächerlich! denn auch der Maler, der's euch am besten zu beobachten scheint, beobachtet's nicht einen Augenblick. Derjenige, der auf die Tafel des reichen Manns Stengelgläser setzte, würde übel angesehen werden, und drum hilft er sich mit abenteuerlichen Formen, belügt euch mit unbekannten Töpfen, aus welchem uralten Gerümpelschranke er nur immer mag, und zwingt mich durch den markleeren Adel überirdischer Wesen in stattlich gefalteten Schleppmänteln zu Bewundrung und Ehrfurcht.

Was der Künstler nicht geliebt hat, nicht liebt, soll er nicht schildern, kann er nicht schildern. Ihr findet Rubensens Weiber zu fleischig! Ich sage euch, es waren seine Weiber, und hätt' er Himmel und Hölle, Luft, Erd' und Meer mit Idealen bevölkert, so wäre er ein schlechter Ehmann gewesen, und es wäre nie kräftiges Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinen Bein geworden.[1])

Es ist thörig, von einem Künstler zu fordern, er soll viel, er soll alle Formen umfassen. Hatte doch oft die Natur selbst für ganze Provinzen nur eine Gesichtsgestalt zu vergeben. Wer allgemein sein will, wird nichts; die Einschränkung ist dem Künstler so notwendig als jedem, der aus sich was Bedeutendes bilden will. Das Haften an ebendenselben Gegenständen, an dem Schrank voll alten Hausrats und wunderbaren Lumpen hat

[1]) In dem Stück von Goudt nach Elzheimer: „Philemon und Baucis" hat sich Jupiter auf einem Großvaterstuhl niedergelassen, Merkur ruht auf einem niederen Lager aus, Wirt und Wirtin sind nach ihrer Art beschäftigt, sie zu bedienen. Jupiter hat sich indessen in der Stube umgesehen, und just fallen seine Augen auf einen Holzschnitt an der Wand, wo er einen seiner Liebesschwänke, durch Merkurs Beihülfe ausgeführt, klärlich abgebildet sieht. Wenn so ein Zug nicht mehr wert ist als ein ganzes Zeughaus wahrhafter antiker Nachtgeschirrn. so will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben.

9. mich. In 3 euch. — 10 f. Bewundrung. In 2 Bewunderung. — 13 f. Ihr findet Rubensens Weiber zu fleischig! Gegen Falconet, Réflexions sur la Sculpture (Oeuvres I, 21): „... quelques femmes peintes de Rubens, qui, malgré le caractère flamand et peu correct, séduiront toujours pas le charme du coloris", und Observations sur la statue de Marc-Aurele, S. 21: „Il s'extasia sur les femmes de Rubens, qui plaisent tant avec leurs incorrections." — Rubensens. In 3 Rubens. — 17. seinen. In 2 seinem. — 23. was. In 3 etwas. — 25. Adam Elzheimer, geb. zu Frankfurt a. M. 1578, gest. um 1620 zu Rom. Sein kleines Gemälde „Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis" befindet sich in der Dresdner Galerie und ist von seinem Schüler und Gönner Hendrik Graf von Goudt (1585—1630) radiert worden. — 31. wahrhafter. In 3 wahrhaft. — 32. Nachtgeschirrn. In 2 und 3 Nachtgeschirre.

Rembrandt zu dem Einzigen gemacht, der er ist. Denn ich will hier nur von Licht und Schatten reden, ob sich gleich auf Zeichnung eben das anwenden läßt. Das Haften an eben der Gestalt unter einer Lichtsart muß notwendig den, der Auge hat, endlich in alle Geheimnisse leiten, wodurch sich das Ding ihm darstellt, wie es ist. Nimm jetzo das Haften an einer Form, unter allen Lichtern, so wird dir dieses Ding immer lebendiger, wahrer, runder, es wird endlich du selbst werden. Aber bedenke, daß jeder Menschenkraft ihre Grenzen gegeben sind. Wie viel Gegenstände bist du im stande, so zu fassen, daß sie aus dir wieder neu hervorgeschaffen werden mögen? Das frag' dich, geh' vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt.

1. Lichtsart. In 3 Lichtart.

II.

Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe im Juli 1775.

Vorbereitung.

Wieder an deinem Grabe und dem Denkmal des ewigen Lebens in dir über deinem Grabe, heiliger Erwin! fühle ich, Gott sei Dank, daß ich bin, wie ich war; noch immer so kräftig, gerührt von dem Großen, und, o Wonne, noch einziger, ausschließender gerührt von dem Wahren als ehemals, da ich oft aus kindlicher Ergebenheit das zu ehren mich bestrebte, wofür ich nichts fühlte und, mich selbst betrügend, den kraft- und wahrheitsleeren Gegenstand mit liebevoller Ahndung übertünchte. Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe, die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seist lichtscheu und entfliehend im Nebel.

Gebet.

Du bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebürge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees und deiner Wolkenfelsen und wüsten Thäler, grauer Gotthard! wie vor jedem großen Gedanken

3. Juli. In 3 Julius. — 12. Ahndung. In 3 Ahnung. — 19—23. Vor dir wie vor dem schaumstürzenden Sturze ... grauer Gotthard. Erinnerungen von der Schweizerreise, die dem Besuch des Münsters unmittelbar vorausging. Am 7. Juni weilte Goethe am Rheinfall, am 23. stand er auf der Höhe des Gotthards. — 23f. vor jedem großen Gedanken der Schöpfung. Klopstock, „Der Zürchersee":

„schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt."

Schon im ersten Druck gesperrt und dadurch als Citat bezeichnet.

der Schöpfung, wird in der Seele reeg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist. In Dichtung stammelt sie über, in krützlenden Strichen wühlt sie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben, umfassendes, unauslöschliches Gefühl des, das da ist und da war und da sein wird. 5

Erste Station.

Ich will schreiben; denn mir ist's wohl, und so oft ich da schrieb, ists auch andern wohl worden, die's lasen, wenn ihnen das Blut rein durch die Adern floß und die Augen ihnen hell waren. Mög' es euch wohl sein, meine Freunde, wie mir in 10 der Luft, die mir über alle Dächer der verzerrten Stadt morgendlich auf diesem Umgange entgegen weht.

Zweite Station.

Höher in der Luft, hinabschauend, schon überschauend die herrliche Ebne, vaterlandwärts, liebwärts, und doch voll bleibenden 15 Gefühls des gegenwärtigen Augenblicks.

Ich schrieb ehmals ein Blatt verhüllter Innigkeit, das wenige lasen, buchstabenweise nicht verstanden, und worin gute Seelen nur Funken wehen sahen des, was sie unaussprechlich und unausgesprochen glücklich macht. Wunderlich war's, von 20 einem Gebäude geheimnisvoll reden, Thatsachen in Rätsel hüllen und von Maßverhältnissen poetisch lallen! Und doch geht mir's jetzt nicht besser. So sei es denn mein Schicksal, wie es dein Schicksal ist, himmelan strebender Turn, und deins, weitverbreitete Welt Gottes! angegafft und läppchens- 25 weise in den Gehirnchen der Wälschen aller Völker auftapeziert zu werden!

2. krützlenden. In 3 kritzelnden. — 6. Erste Station. Die Rast auf dem ersten Absatz des Turmes beim Hinaufsteigen. — 11. der verzerrten Stadt. Sie ist nur noch unklar sichtbar und die Verhältnisse verschieben sich, von der mäßigen Höhe aus gesehen. — 15. liebwärts, zu Lili hin. — 17. Ich schrieb ehmals ein Blatt. Sicher nicht der unmittelbar vorhergehende Aufsatz „Nach Falconet und über Falconet", wie Strehlke meint, sondern die Schrift „Von deutscher Baukunst". — 24. Turn. In 3 Thurm. Suphan (Goethe-Jahrbuch II, 143) bemerkt, daß er die alte Form „Thurn" an dieser Stelle zuletzt gefunden habe. Goethe gebraucht sie noch wiederholt in dem später geschriebenen „Hohen Liede". — 25 f. läppchensweise. In 3 läppchenweise. — 26. der Wälschen aller Völker. Verächtlich, ebenso wie in „Von deutscher Baukunst", die Anhänger der angeblich von den Italienern begonnenen äußerlichen Nachahmung der antiken Kunst zu bezeichnen.

Dritte Station.

Hätt' ich euch bei mir, schöpfungsvolle Künstler, gefühlvolle Kenner! deren ich auf meinen kleinen Wanderungen so viele fand, und auch euch, die ich nicht fand, und die sind. Wenn euch dies Blatt reichen wird, laßt es euch Stärkung sein gegen das flache, unermüdete Anspulen unbedeutender Mittelmäßigkeit, und solltet ihr an diesen Platz kommen, gedenkt mein in Liebe.

Tausend Menschen ist die Welt ein Raritätenkasten; die Bilder gaukeln vorüber und verschwinden, die Eindrücke bleiben flach und einzeln in der Seele; drum lassen sie sich so leicht durch fremdes Urteil leiten; sie sind willig, die Eindrücke anders ordnen, verschieben und ihren Wert auf und ab bestimmen zu lassen.

* * *

Hier ward durch Lenzens Ankunft die Andacht des Schreibers unterbrochen; die Empfindung ging in Gespräche über, unter welchen die übrigen Stationen vollendet wurden. Mit jedem Tritte überzeugte man sich mehr, daß Schöpfungskraft im Künstler sei aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maße und des Gehörigen, und daß nur durch diese ein selbständig Werk, wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden.

5. reichen. In 3 erreichen. — 6. Anspulen. In 3 Anspülen. Die mechanische, einförmige Denkungsart der Durchschnittsmenschen wird mit der geistlosen und langwierigen Arbeit des Anspulens des Flachses vor dem Spinnen verglichen. — 9. Raritätenkasten. Siehe S. 23, Z. 26 Anm. — 15. Schreibers. In 3 Schreibenden. — 19. sei. In 3 sein müsse. — 19 f. des Gehörigen. Vgl. oben S. 176, Z. 4 Anm. — 20. Werk. In 3 Werk entstehe.

Aus den Physiognomischen Fragmenten.

[1775—1776.]

Einleitung.

Im Mittelalter, wo alle wissenschaftlichen Bestrebungen unter dem religiösen Gesichtspunkt aufgefaßt wurden, konnte ein Interesse an psychologischen Fragen nicht aufkommen. Erst mit der Reformation, die jeden Einzelnen für seine Thaten verantwortlich machte, erlangte das Studium des Menschen und seines Innenlebens erhöhte Bedeutung. Im Jahre 1601 sagte Charron in der Vorrede zu seinem „Traité de la Sagesse“: „La vraie science et le vrai étude de l'homme, c'est l'homme“, ein Satz, der 1733 von Pope in seinem „Essay on Man“ wiederholt und dann zum geflügelten Worte wurde. Nach zwei Richtungen erstreckte sich die Beschäftigung mit dem menschlichen Charakter, nach der Seite des Typischen und des Individuellen.

Für die erste lieferten Theophrasts Charaktere und ihre modernen Nachbildungen durch La Bruyère das Muster. Sie wurden auch in Deutschland vielfach nachgeahmt, Liscow, Rabener, Gellert, der junge Lessing zeichneten Typen bestimmter Stände und Leidenschaften, die „moralischen“ Wissenschaften, die dieses Studium vornehmlich pflegten, errangen sich einen Platz neben den „kritischen“ und „physikalischen“. Moralisch hießen sie, weil sie die Art (mores) des Menschen untersuchten,

zugleich verfolgten sie aber den Zweck, unmittelbar bessernd durch die Zeichnung abschreckender und anfeuernder Beispiele zu wirken.*) Hier handelte es sich immer um Zusammenstellung solcher Eigenschaften, die ganzen Klassen gemeinsam waren; die Beschäftigung mit dem Seelenleben des Einzelnen und seinen Besonderheiten begann erst später, in jener Zeit, wo man erkannte, daß ein eignes Herz das kostbarste von allen Besitztümern sei.

Denkende und fühlende Seelen sind nun der wichtigste Gegenstand der Erkenntnis, in unablässiger Selbstbeobachtung sucht man zur Selbsterkenntnis vorzudringen und an sich selbst einen Maßstab für die anderen zu gewinnen.

Das leidenschaftliche Verlangen, die Geheimnisse des inneren Lebens zu enthüllen, führt auf Abwege. Mit einer Zeichendeuterkunst, die an die astrologischen und chiromantischen Verirrungen früherer Zeiten gemahnt, wird in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Bildung des menschlichen Äußern auf das Innere bezogen, ohne daß eine Kenntnis der Beziehungen zwischen Physischem und Psychischem, wie sie heute besteht, eine Grundlage gewährte. Und ebenso wie die mittelalterlichen wissen sich die neuen Chiromanten den Anschein ernster Wissenschaftlichkeit zu geben.

Der eifrigste Vertreter der Physiognomik, der Erwecker der Begeisterung dafür, die gerade die Gebildetsten und die obersten Schichten der deutschen Gesellschaft ergriff, war Johann Caspar Lavater**). Von eifriger Selbstprüfung gab sein „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst" (1768 geschrieben, 1771 wider seinen Willen veröffentlicht) und sein „Nachdenken über mich selbst" (1770) Zeugnis. Von sich selbst ging Lavater bald zur Betrachtung anderer über Durch Zeichnen war sein Blick für die Eigentümlichkeiten des Äußern geschärft, durch die aus dem Glauben erwachsene Überzeugung von der innigen Beziehung zwischen Körper und Seele wurde er dazu geführt, bestimmte Regeln dafür aufzusuchen, sich ein physiognomisches System zu bilden. In der naturforschenden Gesellschaft in Zürich hielt er einen Vortrag darüber, der, von seinem Freunde Zimmermann, dem bekannten hannoverschen Leibarzt, zuerst im Hannoverschen Magazin am 3., 7. und 10. Februar 1772 veröffentlicht, kurz darauf als besonderes Heft gedruckt wurde unter dem Titel J. C. Lavater von der Physiognomik.

*) Vgl. Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht 1892 S. 457 ff: Rud. Hildebrand, Charakter in der Sprache des vorigen Jahrhunderts.

**) Vgl. über ihn U. Hegner, Beiträge zur Kenntnis Lavaters. Leipzig 1836; Fr. W. Bodemann, Lavater nach seinem Leben, Lehren und Wirken. Gotha 1856, und am kürzesten und am besten unterrichtend Fr. Muncker, J. K. Lavater. Stuttgart 1881. Siehe auch Sauer in der Einleitung zum 79. Bande der deutschen Nat.-Litt. S. 14 ff.

Er unterscheidet darin einen historischen und einen philosophischen Teil der neuen „Wissenschaft". Der historische leitet den Charakter des Menschen aus dem entsprechenden Ausdruck ab, der philosophische will den Grund davon angeben, den unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Ausdruck und dem Charakter zeigen, und so den Schlüssel zu allen Tiefen der menschlichen Natur bieten, er werde wohl noch lange der schwerste Teil aller menschlichen Untersuchungen bleiben.

Aus dem Satze vom zureichenden Grunde, aus dem Gesetz der Kausalität leitet Lavater den Beweis für die Wissenschaftlichkeit der Physiognomik ab. Jede Modifikation des Körpers habe eine gewisse Beziehung auf die Seele. Von einem Knochen oder einem Zahne könne man ebenso gut wie vom Gesichte physiognomische Beobachtungen herleiten; alles Große und Kleine am menschlichen Körper sei bedeutend. Den Nutzen der Physiognomik sieht Lavater darin, daß sie eine Quelle der erhabensten und feinsten Empfindungen ist, indem sie die Verehrung Gottes erhöht und die Natursprache des moralischen und intellektuellen Genies versuchen lehrt, daß sie Freundschaften stiftet, zur Erziehung schlechthin unentbehrlich ist; freilich könne sie auch eine Quelle des Argwohns werden.

Sodann unternimmt Lavater es, Regeln für das Studium der Physiognomik aufzustellen. In einem Irrenhaus will er die Merkmale der Thorheit sammeln, Figur, Schädel, Profile beobachten, dann Hals, Hinterkopf, Haare, Arme und Hände (nicht die Linien darin), Beine, Stellung der Füße, Gang, Stimme, Muskeln, Backen, Lippen, Zähne, Augen. Dann werden die Beobachtungen an einem Manne, den er für dumm hält, geprüft; sie treffen zu. Bei einem andern wieder bewährt sich die gewonnene Erfahrung nicht. Er lernt also, daß er äußerst behutsam und zurückhaltend sein muß, aber er freut sich doch jedesmal, wenn er einen dumm aussehenden Menschen trifft, der sich als Dummkopf bewährt.

Aber er will nicht die Thoren, sondern vor allem die Physiognomieen der Verständigen und Tugendhaften studieren. Da sich die meisten Menschen das nicht gern gefallen lassen, hält er sich an die Meisterwerke eines Raphael, Van Dyk, Houbraken*), sucht sich die ähnlichen Charaktere

*) Die ganze Lavatersche Physiognomik baut sich ausschließlich auf Bilder auf, wenn auch bei zahlreichen lebenden und dem Physiognomisten persönlich bekannten Personen, sowie bei den feststehenden historischen Persönlichkeiten der Einfluß der Individualität stark mitwirkt. Das ist einer der bedenklichsten Punkte in dem ganzen Verfahren. Denn wie erst in jüngster Zeit Lermolieff-Morelli überzeugend nachgewiesen hat, ist die Zeichnung der Hände und Ohren und anderer Körperteile der dargestellten Personen bei jedem Maler für ihn charakteristisch, die individuellen Formen werden durch eine gewohnheitsmäßige Gestaltung modifiziert.

aus der Geschichte zusammen, und beurteilt sie nach ihren Bildern, die freilich meist recht schlecht und einseitig sind. So behandelte er z. B. Newton folgendermaßen (man vergleiche unten S. 348 ff. Goethes, von Lavater überarbeitete Schilderung): „Ein länglichter, fast cylindrischer Kopf, von einer mehr fleischichten, als beinichten Art; der sich in meinen Augen sogleich durch die genaue Proportion ausnimmt, indem von der Stirne bis oben an die Augenbraunen, von diesem Punkte bis unten an die Nase, und von da bis unten ans Kinn dieselbe Weite ist. Die Stirne ist hoch, über den Augenbraunen etwas hervorstehend, bei den Schläfen ein kleiner Bug oder Eindruck.

Die Augenbraunen sind haarreich und dachförmig.

Die Augen genau in der Mitte des ganzen Kopfes, hinter dem Vordache; das obere Augenlied fast so breit sichtbar als das Auge; einige kleine Falten sind hinten dran; das untere Augenlied ist merkbar; die Nase groß, etwas breit, nicht spitzig, knorpelicht und fleischicht; das Nasloch ziemlich weit; das Läppchen geht nur bis an die Mitte der Breite und ist hinten gegen die Backen viel höher als gegen die Spitze der Nase; die obere Lippe hat ein kegelförmiges Grübchen; die Lefzen sind fleischicht, breit, und würden wahrscheinlich im Profile nicht vor- oder zurückstehen, aber in der Mitte gleich einem Winkel eingeschnitten scheinen; unter der untern Lefze sind einige Falten, welche beinahe zufällig zu sein scheinen; das Kinn ist breit, etwas hervorstehend, muskulös; das Unterkinn uneben, auf der rechten Seite niederhängend, und der Umriß davon, bis zum Ohr wellen- oder schlangenförmig; die Haare scheinen weich, fein, wellend. Der Totaleindruck ist für jedermann von Ernsthaftigkeit, Nachdenken und Weisheit."

Auf diese Art werden nun zwanzig Genies untersucht und das Ergebnis erscheint, daß Menschen mit der tiefen Eingebogenheit oben am obern Augenlide meist verständig sind, trotzdem dasselbe Merkmal sich auch bei einem Thoren findet. Die Regel muß also durch neue Beobachtungen noch bedeutend verfeinert werden.

Er übt sich an Bildern ihm Unbekannter, legt sich einen Nomenklator von allen möglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens an, und ordnet seine Bildnisse darunter. Er sucht nun die charakteristischen Züge jedes Charakters ohne ein bestimmtes Modell zu zeichnen, und legt die Bilder andern zur Beurteilung vor.

Man sieht aus diesem Entwurfe, der die leitenden Gedanken des späteren großen Werkes schon sämtlich enthält, wie in den Unsinn Methode gebracht ist. Am Ende steht Lavater eigentlich noch immer da, wo er

am Anfang war, und Sicherheit für die Ausdeutung des menschlichen Körpers ist nach keiner Richtung gewonnen.

Noch im Jahre 1772 folgte ein zweites Heft mit einem „in allen Absichten unvollkommnen" Entwurf zu einem Werke von dieser Art, der aber immerhin 175 Seiten umfaßt Lavater veröffentlichte ihn, um ihn sich vom Halse zu schaffen und dadurch gegen alle Versuchung, weiter Hand daran zu legen, gesichert zu sein. Liest man diese Aufzählung von hundert und aber hundert Beziehungen, nach denen die körperlichen Eigenschaften jedes Menschen untersucht werden sollen, so erkennt man, wie phrasenhaft und hohl das ganze Gerede ist. Handschrift und Kleidung sollen als Hilfsmittel benutzt, Vermutungen für die Zukunft aus der Physiognomie gezogen werden, andre Rubriken sind: der Einfluß der Regierungs-, Lebens- und Religionsart auf die Physiognomieen (wobei die Chinesen als gesittetes, die Japaner als ungesittetes Volk gelten), der Beweis, daß der Beruf einen vollen Einfluß auf die Physiognomie haben müsse, z. B. beim Wortklauber, Disputierer, Kabinettssammler, Systematiker, die splancheologische Physiognomik oder die Bedeutung und der Ausdruck der Eingeweide, die adenologische Physiognomik oder die Bedeutung der Drüsen, die syndesmologische Physiognomik oder die Bedeutung der Banden der Beine (Bänder), Physiognomik der Krankheiten, wie Mannbarkeit oder Schwangerschaft, die Zähne, das Zahnfleisch, der Atem, der Speichel, die Schlüsselbeine, der Bauch, der Nabel, die Hüften, die Scham, die Lenden, der Hinterleib, die Nägel, die Zehen ꝛc. ꝛc. Selbstverständlich fehlen auch die seit alter Zeit beliebten Vergleiche zwischen Menschen- und Tiergestalten nicht.

Um das Verfehlte des ganzen Unternehmens richtig zu fassen, muß man sich ins Gedächtnis zurückrufen, daß es sich hier nicht darum handelte, gemeinsame Merkmale bestimmter Kategorieen aufzusuchen, sondern gerade den Charakter einzelner auf Grund der angeführten verschiedenartigen Beobachtungen zu bestimmen. Die Unmöglichkeit leuchtet sogleich jedem ein, und auch Lavater ist gewiß bald dahintergekommen, daß er so nicht weiter kam, und hat, als er trotz seines früheren Vorsatzes an die Ausführung ging, die Aufgabe wesentlich eingeschränkt und verändert. Er gab in der Hauptsache eine umfangreiche Porträtsammlung, neben einer Anzahl historischer und idealer Bildnisse hauptsächlich hervorragende Zeitgenossen enthaltend, begleitet von Charakterskizzen, die von den bekannten Eigenschaften der dargestellten Personen ausgingen und sie im Bilde nachzuweisen suchten, während die ursprüngliche Absicht gerade das entgegengesetzte Verfahren erfordert hätte. Daneben liefen allerdings noch

allgemeine physiognomische Erörterungen her; aber sie traten, je weiter das Werk vorschritt, immer mehr zurück und schon die Zeitgenossen haben auf sie, im Vergleich zu den Porträts, geringen Wert gelegt. Die Anregungen, die davon ausgingen, lagen hauptsächlich auf dem Gebiete der bildenden Kunst, der hier eine reiche Quelle des Studiums geboten war; die physiognomischen Spielereien hörten bald auf, weil die wichtigen Wirkungen ausblieben, die man sich für die Menschenkenntnis im allgemeinen, die Anthropologie, die Kriminalgerichtsbarkeit (man hoffte u. a. die Tortur dadurch entbehrlich zu machen) versprochen hatte.

Um das nötige Material für sein Bilderwerk zu beschaffen, unternahm Lavater in Begleitung von Zeichnern mehrere große Reisen, die erste im Jahre 1774.*) Sie führte ihn auch nach Frankfurt und gewährte ihm und Goethen die von beiden längst ersehnte persönliche Bekanntschaft am 23. Juni 1774. Lavater hatte wohl zuerst durch die Recension der „Aussichten in die Ewigkeit" (siehe oben S. 116) von Goethe gehört, dann hatte ihm der „Brief des Pastors" „stellenweise sehr eingeleuchtet", seit dem Herbst 1773 waren sie in lebhaftem Briefwechsel. Am 10. (?) Januar 1774 giebt Herder Lavatern den Rat, sich zur Erlangung von Bildnissen auch an Goethe zu wenden, der ein großer Zeichner sei. Am 4. Februar kann Lavater schon melden, Goethe habe ihm 13 Silhouetten gesandt. Dem ersten erhaltenen Brief Goethes an Lavater vom 26. April 1774 ist eine Zeichnung mit physiognomischer Erläuterung beigefügt. Am 20. Mai folgt das Bild der Klettenberg, ebenfalls von Goethe gezeichnet und erklärt. Während des wiederholten Beisammenseins vom 23.—28. Juni in Frankfurt und vom 14.—26. Juli in Ems und auf der Lahn und dem Rhein ist Goethe als Mitarbeiter an der Physiognomik gewonnen worden.**) Gewiß hat er nicht die überschwänglichen Erwartungen von dem Werke gehegt, wie Lavater; aber sein reges Interesse an der bildenden Kunst, seine eifrige Beschäftigung mit dem Zeichnen***), das Bestreben des Dichters, in die Tiefen der Menschennatur sich zu versenken, — alles das hat ihm die Teilnahme an dem Unternehmen als nützlich erscheinen, die enthusiastische Begeisterung für Lavater ihn freudig die Gelegenheit zu gemeinsamem Wirken ergreifen

*) Von hier an folgen wir im allgemeinen der Darstellung bei v. d. Hellen, Goethes Anteil an Lavaters physiognomischen Fragmenten Frankfurt a. M. 1888.

**) In dieser Zeit ist nach v. d. Hellens Vermutung die auf S. 289 wiedergegebene Silhouette Goethes durch Lavater selbst gezogen worden Sie steht Phys. Fragm. 1, 223 mit folgender Bemerkung: „Die nachstehende Silhouette ist nicht vollkommen, aber dennoch bis auf den etwas verschnittenen Mund, der getreue Umriß von einem der größten und reichsten Genies, die ich in meinem Leben gesehen."

***) An Kestner schreibt er den 8. Januar 1773: „Ich bin jetzt ganz Zeichner, und besonders glücklich im Portrait."

lassen. Im zweiten Akte der „Stella" (Werke 6, 146) sagt die Heldin, von dem Porträt des entflohenen Geliebten redend: „O mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt." An Schönborn schrieb er am 4. Juli 1774: „Lavaters Phisiognomik giebt ein weitläufiges Werk mit viel Kupfern. Es wird große Beiträge zur bildenden Kunst enthalten und dem Historien- und Portraitmaler unentbehrlich sein."

Der Brief, der das eben Gesagte über die Art von Goethes Interesse an der Physiognomik bestätigt, sagt noch nichts von eigner Mitwirkung. Aber in einem anderen Schreiben aus derselben Zeit verspricht er Zeichnungen, am 23. Dezember berichtet er an Boie, er zeichne mehr als je und gegen das Ende des Jahres treffen wir in seinem Briefwechsel mit Lavater auf sichere Spuren schriftstellerischer Mitwirkung. Er erhält von dem Züricher Freunde ein Verzeichnis des Inhalts mit Vorschlägen für das von ihm Auszuarbeitende. Vergebens versucht er den Ton Lavaters anzuschlagen und entschließt sich, als er die Unmöglichkeit ein-

sieht, seinen eignen festzuhalten, indem er Lavater die principiellen Erörterungen überläßt und in „Zugaben" dann auf eigne Faust über dieselben Themata phantasiert. Er übernimmt ferner die Vermittlung zwischen Lavater und dem Verleger Reich in Leipzig, und besorgt gewissenhaft die Manuskriptsendungen von der ersten am 2. Januar 1775 bis zur letzten, die am 21. März 1778 von Weimar nach Leipzig wandert.

Der früheste in den Briefen erwähnte Beitrag Goethes ist der über den Farnesischen Homer. An ihn schloß sich „ein Wort über die Nasen", dessen Widerhall v. d. Hellen durch das ganze Werk hin verfolgt hat, das aber selbst nicht aufgenommen worden ist. Aber schon in dem vorausgehenden Teile der ersten Sammlung der „Physiognomischen Fragmente" hat v. d. Hellen auf Grund der Angaben Lavaters und aus innern Gründen Goethen acht Beiträge ganz oder zum Teil zugeschrieben. Wir haben hier nur bei den von uns aufgenommenen Stücken die äußeren Zeugnisse für Goethe angeführt, dagegen darauf verzichtet die stilistischen Zusammenstellungen v. d. Hellens zu wiederholen. Eine gewissenhafte Nachprüfung hat gezeigt, daß sie völlig zuverlässig und in ihren Resultaten unanfechtbar sind; sie hier zu wiederholen oder zu einzelnen Stellen weitere Belege ohne Wiederholung der früheren zu geben wäre für unsern Zweck gleich überflüssig.

Den Schluß des ersten Bandes der „Physiognomischen Fragmente" bildet Goethes „Lied eines physiognomischen Zeichners", das er an Stelle einer leidenschaftlichen Kontroverse Lavaters gegen dessen Willen eingeschoben hatte. Es ist hier vom 19. April 1775 datiert; aber schon am 5. Dezember 1774 hatte er es an Merck gesandt. (Siehe Bd. 2, S. 232.)

Unmittelbar nach Vollendung des ersten Bandes, am 14. Mai, trat Goethe seine Reise in die Schweiz an. Als Gast Lavaters weilte er auf dem Hinweg eine, auf dem Rückweg zwei Wochen in Zürich und fast ununterbrochen beschäftigten sie sich mit der Physiognomik. Von neuem sagte Goethe seine Teilnahme zu, er entwarf den Plan des zweiten Bandes, bestimmte die Auswahl und Reihenfolge der einzelnen Tafeln, die erläutert werden sollten. Im September wurde dann über die allgemeinen Abhandlungen dieses Bandes brieflich Rat gepflogen. Am 1. September 1775 fragte Lavater bei Goethe an, welche Hauptabhandlungen und Specialfragmente über einzelne Kupfer er machen wolle.

Nach der Übersiedlung Goethes nach Weimar, als die Fülle von neuen Beziehungen und Pflichten ihn fast völlig in Anspruch nahm, konnte er nur mit Mühe die übernommenen Verpflichtungen für die Physiognomik erfüllen. Trotzdem versprach er am 21. Dezember 1775:

„Die mir beschiednen Kapitel will machen. Kurz genug und wills Gott bündig und treffend, das ist alles. Denn Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, der ich in verbreiteter Wirtschaft, und Zerstreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben werde.“ Genau ein Jahr nach dem ersten lag der zweite Band gedruckt vor. Gleich am Anfang, in dem ersten Fragment „Von der Allgemeinheit des physiognomischen Gefühles“ finden sich eine Anzahl Goethischer Sätze; sie umranken den Lavaterschen Text und ihre Loslösung von ihm erscheint ebenso unmöglich wie die Mitteilung des ganzen umfangreichen Fragments, von dem sie nur einen sehr geringen Teil bilden, in Goethes Werken unzulässig. Dasselbe trifft auch für die spätere Stelle zur dritten Tafel des 16. Fragments zu, wo von Goethe nur der erste der vier dargestellten Köpfe zusammenhängend beurteilt ist, während in den Ausdeutungen der übrigen drei nur einzelne Worte und Sätze von ihm den Lavaterschen Text unterbrechen. Auch da, wo Lavater sich an mündliche oder schriftliche Äußerungen Goethes anlehnt, wie in der Charakteristik Passavants oder der Brüder Stolberg, die Goethe als Probe der „Physiognomik“ in „Dichtung und Wahrheit“ mitgeteilt hat, haben wir kein Recht seine Worte hier wiederzugeben.

Der dritte und vierte Band enthält keine Beiträge Goethes. Zwar schreibt er am 16. September 1775: „Gern sollst du haben was ich geben kann;“ aber gleich darauf ein zweifelndes „vielleicht auch nicht!“ Am 19. Febr. 1777 erklärt er: „Deine Phis. geht immer richtig durch meine Hände, ich kann nichts dafür thun, als hie und da ausstreichen. Bei Raphael hab ich einen großen Schnitt gemacht, und mir selbst von einem Tag zum andern versprochen, den Riß wieder auszufüllen, es ging aber nicht.“ Die beiden Fragmente im dritten Bande, die ihm früher zugesprochen wurden, „Vermischte Beobachtungen eines bekannten Dichters“ (durch Virchow) und „Karl von Hedlinger“ (durch Ludwig Hirzel), sind beide nicht von ihm verfaßt, wie v. d. Hellen gezeigt hat. Goethe beschränkte sich darauf, bis zum Ende treulich das Amt des Vermittlers zwischen Lavater und Reich zu verwalten und an einzelnen Stellen, wo er Ungenügendes oder Verfehltes fand, zu streichen.

Indessen ist das physiognomische Interesse bei ihm noch nicht erloschen. Dem Herzog Karl August entwirft er am 25. Dezember 1776 eine Physiognomik des Herzogs Ernst August von Gotha nach einem Bildnis desselben. Am 1. Mai 1780 sendet er an Lavater physiognomische Bemerkungen des Statthalters v. Dalberg, am 9. September desselben Jahres überwindet er um des Studiums der Menschheit und der Physiognomik willen seine Abneigung gegen das Unreine und wohnt

der Vorführung der Mörder, Diebe und Hehler bei. Aber freilich von dem Lavaterschen Glauben an die wissenschaftliche Bedeutung der Sache war er jetzt noch weiter als zuvor entfernt. Er war der Überzeugung, er werde in seinem Leben kein großer Physiognom werden, ja er erkannte, daß die „Phisiognomische Prätension" geradezu ein Hindernis der Erkenntnis für ihn sei; seit er sie nicht mehr mache, schrieb er Ende September 1780 an Lavater, werde sein Sinn sehr scharf und lieblich, er wisse fast in der ersten Minute, wie er mit den Leuten dran sei. Wenn ihm jetzt noch „einige Hauptpunkte im Phisiognomischen" deutlich werden, so liegen dieselben nicht auf der Linie der Zergliederung der Physiognomieen und der Ausdeutung des einzelnen Zuges auf bestimmte Eigenschaften seines Trägers, sondern sie betreffen das Erfassen der ganzen Persönlichkeit auf Grund der Empfindung und der fünf Sinne, aus deren Reich Goethe nun einmal im Gegensatz zu Lavater war.

Trotz dieses Gegensatzes konnten die beiden Naturen Goethes und Lavaters sich zu gemeinsamem Wirken verbinden, so lange sie beide frei walteten. Sie fanden ihre Vereinigung in dem Glauben an das Göttliche, das gestaltend Inneres und Äußeres des Menschen bestimmt. So konnte auch Goethe mit voller Überzeugung die Übereinstimmung von Gestalt und Charakter behaupten, und Lavatern ein treuer Gehilfe werden. Auch dabei lag der leitende Gedanke von der „inneren Form", der charakteristischen Kunst, der sich durch seine Jugendschriften als roter Faden hindurchzieht, zu Grunde. Diese Anschauung bildet den Mittelpunkt, in dem sich Goethes Bestrebungen auf den verschiedenen Geistesgebieten vereinigen; sie verdichtet sich ihm später zu der Theorie der Entwicklung in der lebenden Natur, während sie zum Schaden seiner Dichtung nach der italienischen Reise hinter den Begriff der absoluten Form zurücktreten muß.

Neben den späteren exakten naturwissenschaftlichen Leistungen Goethes erscheinen die „Physiognomischen Fragmente" unklar, verschwommen, durch die Prätension der Wissenschaftlichkeit den Spott herausfordernd. Das wird der Grund sein, weshalb er später seinen Anteil an dem großen Werke möglichst zu verbergen suchte, ganz im Gegensatz zu seinem sonstigen Verfahren, unbekümmert um Anerkennung die Dokumente seiner Jugend dem Publikum in den Ausgaben seiner Werke von neuem als Belege seiner Entwicklungsgeschichte vorzulegen.

Hier war eine innere Verbindung jener frühesten Versuche mit den späteren Leistungen für den uneingeweihten Leser kaum zu entdecken, ja berechtigte Zweifel an dem Werte der osteologischen und anatomischen

Arbeiten mochten sich regen, sah man, wie ihr Verfasser früher über ähnliche Gegenstände genebelt und geschwebelt hatte.

Schon während des Erscheinens des Werkes strich er bei der Revision des Druckes die Angaben über seinen Anteil zu Beginn des dritten Bandes (sie sind trotzdem abgedruckt worden) und als am Ende des vierten Lavater allen, die ihn unterstützt hatten, dankte, war Goethes Name unter denen, die er nicht nennen durfte. In „Dichtung und Wahrheit" berichtet er zwar ausführlich über seine und Lavaters gemeinsame Arbeit; aber er spricht sich nur das „Lied des physiognomischen Zeichners" am Schluß des ersten Bandes zu, obwohl ihm die ausdrücklichen Angaben Lavaters, selbst wenn sein Gedächtnis ihn im Stiche ließ, über die meisten von ihm verfaßten Fragmente keinen Zweifel lassen konnten.

Außerdem hat Goethe nur noch zweimal seines Beitrags über die Tierschädel erwähnt, in der „Campagne in Frankreich" (Werke 22, 170) und zu Eckermann am 17. Februar 1829: „Was in Lavaters Physiognomik über Tierschädel vorkommt, ist von mir."

Trotz dieses Zeugnisses und der Angaben in der Physiognomik selbst brachte die Ausgabe letzter Hand auch in den nachgelassenen Werken nichts von Goethes Beiträgen zu dem Werke Lavaters. Auch als in Goethes Briefen an Lavater, die L. Hirzel 1833 herausgab, und in Hegners Beiträgen zur näheren Kenntnis Lavaters (1836) eine große Anzahl von darauf bezüglichen Briefstellen veröffentlicht war, unterblieb noch lange Zeit die Aufnahme in die spätern Ausgaben der Werke. 1861 lenkte Virchow in seiner Rede „Goethe als Naturforscher" von neuem die Aufmerksamkeit auf die physiognomischen Fragmente, und die Hempelsche Ausgabe brachte dann im 28. Bande (S. 470 ff.) Nr. 4. 6. 7. 9. 10, im 34. Bande (S. 177 ff.) Nr. 12. 14—16. 20 unsrer Ausgabe und den nicht von Goethe verfaßten Artikel „Carolus von Hedlinger". Mit der Frage, welcher Anteil Goethen gebühre, beschäftigte sich später noch Ludwig Hirzel (Zeitschrift für deutsches Alterthum 21, 254 und Im neuen Reich 1878 2, 597).

Durch v. d. Hellen sind nun die Untersuchungen auf diesem Gebiete vorläufig zum Abschluß gebracht worden; so lange nicht neues Material bekannt wird, müssen sich die Nachfolger darauf beschränken, die von ihm gewonnenen und sicher begründeten Ergebnisse anzunehmen. Auch für die Erläuterungen läßt sich wenig Neues leisten, und so haben wir sie so sehr als möglich eingeschränkt und verweisen den Leser für alles weitere auf v. d. Hellens anregende und lehrreiche Schrift.

Unser Text folgt dem ersten Druck: Physiognomische Fragmente, zur

Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von Johann Caspar Lavater. Gott schuf den Menschen sich zum Bilde. Erster Versuch. Mit vielen Kupfern. Leipzig und Winterthur, 1775. Bei Weidmanns Erben und Reich, und Heinrich Steiner und Compagnie. — Zweiter Versuch. Ebenda 1776.

Die Nr. 12, 14—16 und 20 sind bereits bei den naturwissenschaftlichen Schriften, im 34. Bande unsrer Ausgabe (S. 67 ff.) abgedruckt; wir haben die wenigen Blätter hier wiederholt, damit der Leser Goethes Anteil, so weit er festgestellt ist, beisammen habe und weil diese Fragmente ihrem Charakter nach in den Kreis der Jugendschriften gehören. Den Aufsatz über „Carolus von Hedlinger", der unsrer Überzeugung nach nicht von Goethe herstammt, kann der Leser Bd. 34, S. 75 ff. vergleichen; wir mußten ihn hier selbstverständlich fortlassen.

Die Reproduktionen der Tafeln, auf die sich Goethes Betrachtungen beziehen, sind nach vorzüglich schönen Abdrücken der Platten hergestellt worden. Sie mußten zum Teil mit Rücksicht auf das Format reduciert werden, was ihrer Schärfe noch zu gute gekommen ist.

Physiognomische Fragmente.

Erster Versuch.

Zweites Fragment.

Von der Physiognomik überhaupt.

Zugabe.

Man wird sich öfters nicht enthalten können, die Worte Physiognomie, Physiognomik in einem ganz weiten Sinne zu brauchen. Diese Wissenschaft schließt vom Äußern aufs Innere. Aber was ist das Äußere am Menschen? Wahrlich nicht seine nackte Gestalt, unbedachte Gebärden, die seine innern Kräfte und deren Spiel bezeichnen! Stand, Gewohnheit, Besitztümer, Kleider, alles modifiziert, alles verhüllt ihn. Durch alle diese Hüllen bis auf sein Innerstes zu dringen, selbst in diesen fremden Bestimmungen feste Punkte zu finden, von denen sich auf sein Wesen sicher schließen läßt, scheint äußerst schwer, ja unmöglich zu sein. Nur getrost! Was den Menschen umgiebt, wirkt nicht allein auf ihn, er wirkt auch wieder zurück auf selbiges, und indem er sich modifizieren läßt, modifiziert er wieder rings um sich her. So lassen Kleider und Hausrat eines Mannes sicher auf dessen Charakter schließen. Die Natur bildet den Menschen, er bildet sich um, und diese Umbildung ist doch wieder natürlich; er, der sich in die große weite Welt gesetzt sieht, umzäunt, ummauert sich eine kleine drein, und staffiert sie aus nach seinem Bilde.

4. Zugabe. Phys. Fragmente I, 15—16. Lavater hat unmittelbar vorher (S. 13) erklärt: „Im weitesten Verstand ist mir Physiognomie — das Äußere, die Oberfläche des Menschen in Ruhe oder Bewegung" und „Physiognomik, das Wissen, die Kenntnisse des Verhältnisses des Äußern mit dem Innern; der sichtbaren Oberfläche mit dem unsichtbaren Inhalt". Goethes noch umfassendere Deutung der beiden Begriffe wurde von Lavater nicht angenommen. — 20 ff. er, der sich in die große weite Welt ... nach seinem Bilde. In der Revision der ersten zwei Bände (Phys. Fragm. III, 5 f.) macht Lavater zu dieser Stelle folgende Anmerkung: „Ungeachtet es wahr ist, 'daß der Mensch, der sich in die große Welt gesetzt sieht — sich eine kleine drinn nach seinem Bilde ausstaffiert', — so ists doch nicht gemeint, daß man z. E., wie jemand sich geäußert hat, — 'aus dem bloßen Profil eines Menschen nicht mehr auf seinen innern Charakter schließen könne, als — aus seinem Kleide'. — So charakteristisch auch oft das Kleid sein mag: im Kleide ist das Gesicht gewiß selten so leserlich, als im Gesichte das Kleid."

Stand und Umstände mögen immer das, was den Menschen umgeben muß, bestimmen, aber die Art, womit er sich bestimmen läßt, ist höchst bedeutend. Er kann sich gleichgültig einrichten wie andere seinesgleichen, weil es sich nun einmal so schickt; diese Gleichgültigkeit kann bis zur Nachlässigkeit gehen. Ebenso kann man Pünktlichkeit und Eifer darinnen bemerken, auch ob er vorgreift, und sich der nächsten Stufe über ihm gleichzustellen sucht, oder ob er, welches freilich höchst selten ist, eine Stufe zurückzuweichen scheint. Ich hoffe, es wird niemand sein, der mir verdenken wird, daß ich das Gebiet des Physiognomisten also erweitere. Teils geht ihn jedes Verhältnis des Menschen an, teils ist auch sein Unternehmen so schwer, daß man ihm nicht verargen muß, wenn er alles ergreift, was ihn schneller und leichter zu seinem großen Zwecke führen kann.

Drittes Fragment.

Einige Gründe der Verachtung und Verspottung der Physiognomik.

Zugabe.

Nun noch einige Worte von der Gleichgültigkeit gegen die Physiognomik, denn diese und nicht so wohl Verachtung und Haß werden wir bei den meisten Menschen antreffen. Es ist ein Glück für die Welt, daß die wenigsten Menschen zu Beobachtern geboren sind. Die gütige Vorsehung hat jedem einen gewissen Trieb gegeben, so oder anders zu handeln, der denn auch einem jeden durch die Welt hilft. Eben dieser innere Trieb kombiniert auch mehr oder weniger die Erfahrungen, die der Mensch macht, ohne daß er sich dessen gewissermaßen selbst bewußt ist. Jeder hat seinen eigenen Kreis von Wirksamkeit, jeder seine eigene Freude und Leid, da er denn durch eine gewisse Anzahl von Erfahrungen bemerkt, was ihm analog ist, und so wird er nach und nach im Lieben und Hassen auf das festeste bestätigt. Und so ist sein Bedürfnis erfüllt, er empfindet auf das deutlichste, was die Dinge für ein Verhältnis zu ihm haben, und daher kann es ihm einerlei sein, was für ein Verhältnis sie unter einander haben mögen. Er fühlt, daß dies oder jenes so oder so auf ihn wirkt, und er fragt nicht, warum es so auf ihn wirkt, vielmehr läßt er sich dadurch auf ein oder die andre Weise bestimmen. Und so begierig der Mensch zu sein scheint, die wahre Beschaffenheit eines

4. Zugabe. Phys. Fragm. I, 21—22. — Ebenso wie Goethes erster Beitrag, wendet sich auch dieser gegen die vorangehenden Ausführungen Lavaters. Lavater hatte darin behauptet, daß die meisten gegen die Physiognomik eiferten, weil sie ihr Licht scheuten, und weil es zum philosophischen Ton des Jahrhunderts gehöre, öffentlich mit Hohngelächter anzufallen, was man heimlich glaubt und glauben muß. Dieser „Lavaterianismus: das Hetzen, Trümpfe drauf setzen, Schimpfen, Ängstlichkeit, mit Wolken fechten" war Goethen im innersten Herzen zuwider, und deshalb suchte er in der Zugabe einzuschränken und zu mildern. — 13 f. Jeder hat ... Wirksamkeit. Vgl. Prometheus: „Wie vieles ist denn dein? Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt."

Dings, und die Ursachen seiner Wirkungen zu erkennen, so selten wird's doch bei ihm unüberwindliches Bedürfnis. Wie viel tausend Menschen, selbst die sich einbilden, zu denken und zu untersuchen, beruhigen sich mit einem qui pro quo auf einem ganz beschränkten Gemeinplatze. Also wie der Mensch ißt und trinkt und verdaut, ohne zu denken, daß er einen Magen hat, also sieht er, vernimmt er, handelt, und verbindet seine Erfahrungen, ohne sich dessen eigentlich bewußt zu sein. Ebenso wirken auch die Züge und das Betragen anderer auf ihn, er fühlt, wo er sich nähern oder entfernen soll, oder vielmehr, es zieht ihn an, oder stößt ihn weg, und so bedarf er keiner Untersuchung, keiner Erklärung.

Auch hat ein großer Teil Menschen vor der Physiognomik als einer geheimnisvollen Wissenschaft eine tiefe Ehrfurcht. Sie hören von einem wunderbaren Physiognomisten mit ebenso viel Vergnügen erzählen, als von einem Zauberer oder Tausendkünstler, und obgleich mancher an der Untrüglichkeit seiner Kenntnisse zweifeln mag, so ist doch nicht leicht einer, der nicht was dran wendete, um sich von so einem moralischen Zigeuner die gute Wahrheit sagen zu lassen.

Lassen wir nun Hässer, Verächter und Gleichgültige, jeden in seiner Art und Wesen; wie viele sind nicht wieder, denen dieses Buch als das, was es ist, willkommen sein wird. Es wäre ein thörichtes Beginnen, alle Menschen auf einen Punkt, und wenn dieser Punkt die Menschheit selbst wäre, aufmerksam machen zu wollen. Wem es ein Bedürfnis ist, täglich an der menschlichen Natur nähern und innigern Anteil zu nehmen, wer nicht Not hat, sich in eine kalte Beschränktheit zu verstecken, nicht durch eine anhaltende Verachtung anderer sich emporzuhalten nötig hat, der wird mit viel Freude seinen eigenen Gesinnungen begegnen und seine innern Gefühle manchmal in Worte ausgebildet sehen.

18f. moralischen Zigeuner, d. h. Wahrsager auf moralischem Gebiet. Virchow (Goethe als Naturforscher S. 96, Anm.) ist versucht, in dieser Bezeichnung schon damals eine leise Ironie zu spüren. Doch hat v. d. Hellen nachgewiesen, daß nur eine scherzhafte Anspielung auf eine Stelle Lavaters darin zu sehen ist.

Nach West.

Neuntes Fragment.

Von der Harmonie der moralischen und körperlichen Schönheit.

Elfte Zugabe.

Über einige Umrisse aus Wests Pylades und Orest.

Nun die männlichen Köpfe im untern Oval. Orest in der Mitte. Hier ist der Ausdruck selbstgelassener fester Wehmut um einen Wink verfehlt. Aber auch so, noch immer edel, groß und gut. Wie wahr das Ganze, die absinkende Lippe, das geneigte Haupt, die leise überwallenden Locken; und wie kontrastierend dagegen der duldende Nacken des kraushaarigen, frischbärtigen Freundes, dessen angedrängtes Kinn, geschlossener Mund, aufgezogenes Nasläppchen, alles, Festigkeit, Selbstgelassenheit, ruhige Erwartung des Schicksals bezeichnet. Das Auge sagt zu wenig, wie war aber auch so ein Blick zu kopieren?

Der grimmige Soldat ist nichts mehr und weniger als eine akademische theatralische Flickgestalt, doch ist Trutz und Härte ganz gut ausgedrückt, ob mir gleich bei Erblickung eines solchen Kopfes immer ist, als wenn ich eine wohl ausgesprochene alltägliche Sentenz läse.

5. Phys. Fragm. I, 111. — v. d. Hellen hat nachgewiesen, daß der sechste und siebente Absatz dieser Zugabe von Goethe herrührt. Die übrigen sind Lavaters Eigentum und besprechen nach einer kurzen Einleitung die vier weiblichen Köpfe im obern Oval. — Der Maler Benjamin West ist 1738 zu Springfield in Pennsylvanien geboren und 1820 in London gestorben. Sein Gemälde Orestes und Pylades vor Iphigenie, aus dem die Köpfe der Tafel genommen sind, befindet sich in der Nationalgalerie zu London. — In den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1772, S. 656 ist ein Stich nach diesem Bilde besprochen; dem Stile nach könnte die Besprechung von Goethe verfaßt sein.

Sechzehnte Zugabe.

Judas und Kompagnie nach Rembrandt.

XVII. Tafel.

Nach dem Thomas von Raphaels Schöpfung, ist höchst merkwürdig zu sehn, wie Rembrandt den gerad entgegengesetzten Vorwurf in seiner Laune behandelt hat. Auch dieses Blatt bestätigt die Wahrheit: daß moralische Zerrüttung Zerrüttung der Physiognomie ist. Wie lebhaft ist dieses Stück, und besonders die drei Hauptfiguren empfunden. Der vörderste gekrümmtstehende ist der Urheber und Ausführer der ganzen That. Nicht widrig sind an ihm Mund und Auge, aber dieses Verhältnis von Stirn und Nase, das tückische Beugen, das durch die überstrebenden Falten noch vermehrt wird, bezeichnen ihn hinlänglich. Er winkt dem gegen ihm über Sitzenden die Hoffnung der wohl zu vollendenden That zu, der ihm mit innigfreudigem Blicke antwortet. Stirn und Nase dieses Sitzenden sind edel, aber in dem Auge liegt Tücke und Kleinmut, aus der Wange lächelt niedrige Gefälligkeit und eine kindische Hoffnung schwebt auf der Unterlippe. Judas bemerkt nicht, daß diese beide sich über ihn beschäftigen. Der Ausdruck der niedrigsten Habsucht ist seinem Gesichte eingeprägt. Vergangene Niederträchtigkeit und zukünftige macht ihm bange, und der Anblick des Geldes ist ihm nur ein Moment ängstlicher Erholung. [Der mit der großen Mütze scheint mir allein unbedeutend.

2. Phys. Fragm. I, 118—119. — Lavater (Phys. Fragm. III, 11): Die sechzehnte Zugabe ist beinahe ganz von Goethe. — 4 ff. Nach dem Thomas ... behandelt hat. Der Thomas von Raphael ist in der 13. Zugabe desselben Fragments besprochen. — Einen andern Vergleich Raphaels und Rembrandts siehe oben S. 273, 26. — 6 ff. Auch dieses Blatt ... Physiognomie ist. Betrachtet v. d. Hellen als Einschiebsel Lavaters, „der dadurch die Zugabe Goethes dem Zusammenhange des Fragments einfügte. Das Kunstwerk als solches und in Rücksicht auf den physiognomischen Ausdruck, nicht dessen moralischer Wert ist es, der Goethe interessiert". — 23. Der mit der großen Mütze. Von hier an bis zum Schluß spricht Lavater.

Der Letzte steht in der schändlichsten Selbstgenugsamkeit da, und scheint sich über die Bettelgestalt des Judas innerlich aufzuhalten. In dem Auge welche Kleinheit der Seele, die eingedrückte Stirn

halb Wahnsinn, die oben vorspringende Nase stumpfe Tierheit, und dann der Spott, die trutzige Schwäche, das Wohlbehagen, von dem Nasläppchen bis zum Hals herab. Es ist eine der scheußlichsten und bedeutendsten Karikaturen]

Zehentes Fragment.

Von den oft nur scheinbaren Fehlschlüssen des Physiognomisten.

Zugabe.

Mit physiognomischen Gefühlen und Urteilen geht es wie mit allen Gefühlen und Urteilen. Wenn man Mißverstand verhüten, keinen Widerspruch dulden wollte, müßte man damit sich gar nicht an Laden legen.

Keinem Menschen kann die Allgemeinheit zugestanden werden, sie wird keinem zugestanden. Das, was ein Teil Menschen als göttlich, herrlich, überschwänglich anbeten, wird von andern als kalt, als abgeschmackt verworfen. Nicht aber, daß ich dadurch wieder in die alte Nacht mich schlafen legen und so eindämmernd hinlallen wollte; also hält einer das vor schön und gut, der andere das; also ist alles unbestimmt, also packt ein mit eurer Physiognomik. Nicht so! Wie die Sachen eine Physiognomie haben, so haben auch die Urteile die ihrige und eben daß die Urteile verschieden sind, beweist noch nicht, daß ein Ding bald so, bald so ist. Nehmen wir zum Beispiel ein Buch, das die Freuden und das Elend der Liebe mit den lebhaftesten Farben schildert. Alle junge Leute fallen drüber her, erheben, verzehren, verschlingen es; und ein Alter, dem's unter die Hände kommt, macht's gelassen oder unwillig zu und sagt: „Das verliebte Zeug! Leider, daß es in der Welt so ist, was braucht man's noch zu schreiben?"

4. Phys. Fragm. I, 140—141. — 7f. sich gar nicht an Laden legen, d. h. an die Öffentlichkeit treten. Das Grimmsche Wörterbuch weist die Redensart bei Sebastian Frank, Grimmelshausen und andern älteren Schriftstellern nach; bei Goethe kommt sie sonst nicht vor. — 9. die Allgemeinheit, d. h. Allgemeingültigkeit seiner Meinungen. — 19 bis S. 306, Z. 14. Nehmen wir zum Beispiel ... enthielten. Deutliche Beziehung auf „Werthers Leiden" und den darüber entbrannten Streit.

Lassen Sie nun von jeder Seite einen Kämpfer auftreten! Der eine wird beweisen, daß das Buch vortrefflich ist, der andere, daß es elend ist! Und welcher hat Recht? Wer soll's entscheiden? Niemand, denn der Physiognomist. Der tritt dazwischen und sagt: begebt euch zur Ruh, euer ganzer Streit nährt sich mit den Worten fürtrefflich und elend. Das Buch ist weder fürtrefflich noch elend. Es hat nur deine ganze Gestalt, guter Jüngling, es enthält alles, was sie bezeichnet: diese blühende Wange, diesen hoffenden Blick, diese vordringende Stirn; und weil dir's gleich sieht, weil es vor dir steht, wie du vor dir selbst oder deinem Spiegel, so nennst du's deinesgleichen, oder welches eins ist, deinen Freund, oder welches eins ist, fürtrefflich. Du Alter hingegen würdest ein Gleiches thun, wenn diese Blätter so viel Erfahrung, Klugheit, praktischen Sinn enthielten.

Sind Sie nun wohl überzeugt, daß, wie das Buch seine Physiognomie hatte, also haben auch die Urteile die ihrige, und daß hier nur durch den dritten Ruhigen jedem sein Platz angewiesen werden konnte?

Nun aber ist der Dritte immer ruhig? Neigt er sich nicht auch oft nach seinesgleichen? Gut! Dafür ist auch er Mensch, und darum geben wir hier nur Beiträge, nur Fragmente, die auch ihre Physiognomie haben, und wenn die, so darüber urteilen werden, sich auch treu bleiben; so wird jedes Urteil ein Beitrag zu unsern Fragmenten sein.

Alles wirkt verhältnismäßig in der Welt, das werden wir noch oft zu wiederholen haben. Das allgemeine Verhältnis erkennet nur Gott; deswegen alles menschliche, philosophische und so auch physiognomische Sinnen und Trachten am Ende auf ein bloßes Stottern hinauslauft. Und wenn zugestanden ist: daß in der Dinge Reihe viel mißlingt, warum sollte man von einer Reihe dargestellter Beobachtungen viel harmonische Konsistenz erwarten?

7—12. Es hat nur deine ganze Gestalt, guter Jüngling ... fürtrefflich. Ich kann v. d. Hellen darin nicht beistimmen, daß in diesen Worten eine „naiv-eitle Selbstschilderung" Goethes enthalten sei. Unter dem „guten Jüngling" ist nicht Goethe zu verstehen, sondern der Kämpfer, der für das Buch auftritt, einer von den jungen Leuten, die drüber herfallen, weil sie darin ein Spiegelbild ihres Wesens und Fühlens finden, und die es deshalb verteidigen. Daß Werther einzelne Züge Goethes an sich trägt, kommt hier gar nicht in Betracht. — 11f. so nennst du's ... deinen Freund. Vgl. Vorrede zum „Werther": „Laß das Büchlein deinen Freund sein."

Siebzehntes Fragment.

40 Physiognomische Übungen zur Prüfung des physiognomischen Genies.

G.

Ein Kopf nach Raphael.

[Wer den Ausdruck dieses Kopfs vollkommen richtig, das ist, so bestimmen kann, daß es jeder Fühlende fühlt: das ist Wahrheit! der darf sich auf die Feinheit und Schärfe seines physiognomischen Gefühls etwas zu gute thun.

Ist's prüfende Aufmerksamkeit, oder ist's mehr abergläubische Andacht, oder ein Gemisch von beiden, was diesen Kopf so charakteristisch macht? oder ist's Sehnsucht mit Hoffnung vermischt? —

In großer inniger Bewegung ist die Seele gewiß! Und diese Seele hat Kraft! Kraft bildet diese Augbraune; Kraft treibt die Stirne bei diesen Augbraunen so stark heraus; Kraft ist's, die dem Auge diesen festen scharfen Umriß giebt, dieses Feuer in den Blick treibt; Kraft, die den äußern Umriß der Nase, besonders der Spitze, so formt, so beschneidet; Kraft ist im Umrisse des Kinns und der ganzen Kinnlade. —

4. Phys. Fragm. I, 198—199. — Der Buchstabe G bezeichnet diesen Abschnitt als die siebente unter den vierzig im 17. Fragment enthaltenen Übungen. — Lavater (Phys. Fragm. III, 16): „Über die zween Köpfe von Raphael, Seite 198—200, hat Göthe die meiste Wahrheit ausgegossen." Die in eckige Klammern eingeschlossenen Absätze sind von Lavater. — In Goethes Zimmer in Frankfurt hingen sieben Köpfe nach Raphael, von denen er einen nachzeichnete (an Kestner 25. Dez. 1772). v. d. Hellen spricht die Vermutung aus, daß unter ihnen die hier besprochenen waren und daß sie auf seine Anregung in die Phys. Fragm. aufgenommen wurden.

Aber widersprechende Schwachheit in der allzutiefen Höhlung der Nasenwurzel beim Aug', und kraftlos ist das Ohr. —]

Aber dann wiederum, die Stellung, wie seelevoll! wie harmonierend mit dem Blicke! —

R.

Mir scheint es am meisten einen gefühlvollen Denker zu bezeichnen, dessen Herz lange schon einer Wahrheit ahndend entgegenschlug, und worüber sich in seiner Stirne Glauben und Zweifel wechselsweise bewegten — und auf einmal steht vor ihm

die sinnliche Gewißheit dessen, was er ahndete, hoffte. Sein Aug' und Augbraunen heben sich in freudig schauendem Triumph, in seiner Stirne gründet sich ewige Bestätigung, und sein nun ganz frei schlagendes Herz drängt sich auf der liebenden Lippe
5 dem ersehnten Gegenstande zu. Kurz, mir ist es der Mann, der durch ein sinnliches Wunder für viel Lieben, Sinnen und Drang belohnt wird.

H.

Ein zweiter Kopf nach Raphael.

[Stiller, nicht flüchtiger — Leser — was sagt dir und mir — stille Beobachtung dieses Raphaelischen Kopfes! — Wird er wohl bestimmt genug gezeichnet sein — um leicht erklärbar zu sein? —

Mir liegt drinne mitteilende Versicherung auf das reinste ausgedrückt. Die beigezeichnete aufdeutende Hand, die Stellung des Rückens läßt keinen Zweifel übrig. — „Siehst du den, der helfen kann, der hilft!" scheint sie mit fliegender Eile zu sagen. Nur ist ein Fehler der Zeichnung zu bemerken, wodurch der Kopf ein schiefes Ansehn bekommt. Er soll nach der Intention des Erfinders nicht allein sich vorbiegen, sondern auch gegen den Zuschauer herüberhängen. Daher sieht man eben auf den Scheitel; die Stirne macht mit der Nasenwurzel einen sanften Winkel, der Stirnknochen bedeckt das Augenlid, das Nasläppchen das Nasloch, die Oberlippe die Unterlippe, und darum sieht man zwischen der Unterlippe und dem Kinn so einen wunderbaren Raum, und so weit ist's noch ziemlich richtig, nur das Kinn geht nicht genug ins Blatt hinein, und der Einschnitt unten verdirbt alle Wirkung, indem er nach der obern Lage des Kopfs von der Runde des Backen bedeckt sein müßte. Dadurch bekommt der Kopf ein falsches Ansehn, und man weiß nicht, wodurch der reine feste Eindruck gestört wird.] Freilich ist auch das Auge zu groß. Doch ist die gepackte Stirne, der parallele Rücken der Nase, die Fülle der Wange ganz trefflich; und die übermäßig vorstehende Oberlippe ein Beispiel zur Bemerkung, wie Raphael, um Wahrheit, Be-

1. Phys. Fragm. I, 200—201. — H = 8. — Goethes Anteil an dieser Betrachtung ist durch Lavater bezeugt (siehe oben S. 307, Z. 4 Anm.); doch stammt auch hier wieder ein großer Teil [das Eingeklammerte] von Lavater.

R 2.

Joh H Lips fec:

deutung und Wirkung hervorzubringen, selbst die Wahrheit geopfert. Schau einen Augenblick hinweg und dann wieder hin! scheint sie nicht zu sprechen? Zwar spricht die ganze Stellung, in ihrer kleinsten Linie. Aber wo konzentriert sich alles? — Auf der Oberlippe! Indem dein Aug' eine wahre proportionierte Lippe erwartet, wird es hervorgeführt, die verlängerte Lippe scheint sich zu bewegen, und indem du dich bemühst, sie in Gedanken zurückzubringen, bewegt sie sich immer aufs neue vorwärts; auch ruht wirklich die ganze Kraft der Gestalt auf dieser Oberlippe.

[Vielleicht kommt manchem dieses wie Geistersehen vor, was ich ahndungsvoll nach dem Original, durch den Schleyer dieser harten Kopie kommentiere.]

D D.

Vier Silhouetten von trefflichen Männern.

[Klopstock.]

Diese sanftabgehende Stirne bezeichnet reinen Menschenverstand; 5 ihre Höhe über dem Auge Eigenheit und Feinheit; es ist die Nase eines Bemerkers; in dem Munde liegt Lieblichkeit, Präcision, und

in der Verbindung mit dem Kinne, Gewißheit. Über dem Ganzen ruht ein unbeschreiblicher Friede, Reinheit und Mäßigkeit, — —

1. Phys. Fragm. I, 241. — D D = 29. (Siehe oben S. 307, Z. 4 Anm.) — Der Text zu dieser Silhouette, von Lavater verfaßt, lautet bis zu den Goethischen Worten: „Der erhabenste, mutigste, sanfteste und kühnste Dichter des Jahrhunderts. Ein Mann von unverführbarer Geschmacksfestigkeit. — Ein scharfsinniger Beobachter hat über diese Silhouette folgende Anmerkung gemacht:" — v. d. Hellen nimmt an, daß Goethe zu Anfang Oktober 1774, als Klopstock durch Frankfurt kam, den Schattenriß angefertigt und ihn an Lavater mit einem Briefe gesandt habe, in dem die angeführten Worte enthalten waren. — 7f. Über dem Ganzen ruht ein unbeschreiblicher Friede. Vgl. Goethe an Sophie von La Roche 20. Nov. 1774: „Klopstock ist ein edler, großer Mensch, über dem der Friede Gottes ruht."

E E.

Homer nach einem in Konstantinopel gefundenen Bruchstück.

[Ein gutes, väterliches, vertrauliches Gesicht, voll Bonhomie und Treuherzigkeit! Solche Stirne — vergleiche sie mit der forschenden, entwickelnden Kraft, die Mendelsohns Stirne oben so wölbt, unten so schärft — — Solche Stirne ist des Sehers; nicht des Forschers. Die Nase ist des Feinfühlenden — keines Süßzärtlichen und keines Rohen. Voll Güte und Weisheit ist der Übergang von der Nase zur Oberlippe.

Der Homer in der nachstehenden Vignette ist mehr Mann, ohne alle Rohigkeit! Auch sanfter, fühlender Beobachter — Nein! Seher, Hörer! Ein gerades, redliches, liebes Gesicht, dem jede gerade, redliche Seele herzlich wohl will.]

Also in beiden nicht Homer! Drum sei mir erlaubt, die Gefühle über dessen Buste, die in Gyps-Abguß vor mir steht, und die jeder Liebhaber so oft zu sehen Gelegenheit hat, hier niederzulegen, bis etwa in folgenden Teilen eine glückliche Nachbildung desselben aufgestellt werden kann.

Tret' ich unbelehrt vor diese Gestalt, so sag' ich: Der Mann sieht nicht, hört nicht, fragt nicht, strebt nicht, wirkt nicht. Der Mittelpunkt aller Sinne dieses Haupts ist in der obern, flach gewölbten Höhlung der Stirne, dem Sitze des Gedächtnisses. In

1. Phys. Fragm. I, 245—246. — E E. = 30. — Goethes Autorschaft ist durch Lavater bestätigt: „so ist auch im XVII. Fragmente E E. Seite 245—246 beinahe ganz von ihm (Goethe)". — Füßli an Lavater 14. Juli 1777: „Und wenn Du nichts geschrieben hättest als das Kapitel über den Homer, — so würde doch Dein Name der erste Deines Jahrhunderts seyn." Die ersten beiden Absätze hat Lavater geschrieben, der dritte ist nachträglich von Goethe als Überleitung zu seinen früher verfaßten Ausführungen hinzugefügt. — Da diese sich nicht auf die beiden dem Aufsatz beigefügten Homerbilder, sondern auf Goethes Abguß des vatikanischen Homer beziehen, der in den Phys. Fragm. nicht enthalten ist, haben wir, ebenso wie v. d. Hellen, die Tafeln zu diesem Absatz nicht reproduziert. — 17 f. bis etwa ... aufgestellt werden kann. Ist nicht geschehen.

ihr ist alles Bild geblieben, und alle ihre Muskeln ziehen sich hinauf, um die lebendigen Gestalten zur sprechenden Wange herabzuleiten. Niemals haben sich diese Augbraunen niedergedrängt, um Verhältnisse zu durchforschen, sie von ihren Gestalten abgesondert zu fassen, hier wohnt alles Leben willig mit- und nebeneinander.

Es ist Homer!

Dies ist der Schädel, in dem die ungeheuren Götter und Helden so viel Raum haben, als im weiten Himmel und der grenzlosen Erde Hier ist's, wo Achill

μεγας μεγαλωστι τανυσθεις
Κειτο!

Dies ist der Olymp, den diese rein erhabne Nase wie ein andrer Atlas trägt, und über das ganze Gesicht solche Festigkeit, solch eine sichere Ruhe verbreitet.

Diese eingesunkne Blindheit, die einwärts gekehrte Sehkraft, strengt das innere Leben immer stärker und stärker an, und vollendet den Vater der Dichter.

Vom ewigen Sprechen durchgearbeitet sind diese Wangen, diese Redemuskeln, die betretnen Wege, auf denen Götter und Heroen zu den Sterblichen herabsteigen; der willige Mund, der nur die Pforte solcher Erscheinungen ist, scheint kindisch zu lallen, hat alle Naivetät der ersten Unschuld; und die Hülle der Haare und des Barts, verbirgt und verehrwürdiget den Umfang des Haupts.

Zwecklos, leidenschaftlos ruht dieser Mann dahin, er ist um sein selbst willen da, und die Welt, die ihn erfüllt, ist ihm Beschäftigung und Belohnung.

---

11 f. *μεγας μεγαλωστι ... Κειτο.* Il. XVIII, 26 f. Voß: groß, auf großem Bezirk, in dem Staube Lag. — 13. erhabne. Participium, wie bei Goethe noch mehrfach: an die Schwester 21. Juni 1765: mit aufgehabenem Haupte; Werther (Werke 13, 130) bis zur Ausgabe von 1817: mit aufgehabenen Händen. — Die Form „erhoben" ist erst seit Opitz in die Schriftsprache eingedrungen. Vgl. bei Schiller (Verschwörung des Marquis von Bodemar): „Die Salzmagazine, die Brücke von Rialto und andere erhabene Posten." Noch jetzt „erhabene Arbeit" für Relief. — 22. kindisch = kindlich. Beide Worte gebraucht Goethe gleichbedeutend nebeneinander, z. B. in „Wilhelm Meisters Lehrjahre" IV, 10 (Werke 15, 1, 229): „eine kindische lächelnde Ruhe schwebte über ihrem Gesichte". Italienische Reise (Werke 21, 2, 15): „als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten" und gleich darauf (S. 16): „Beispiele solches kindlichen Erwerbes".

P P.

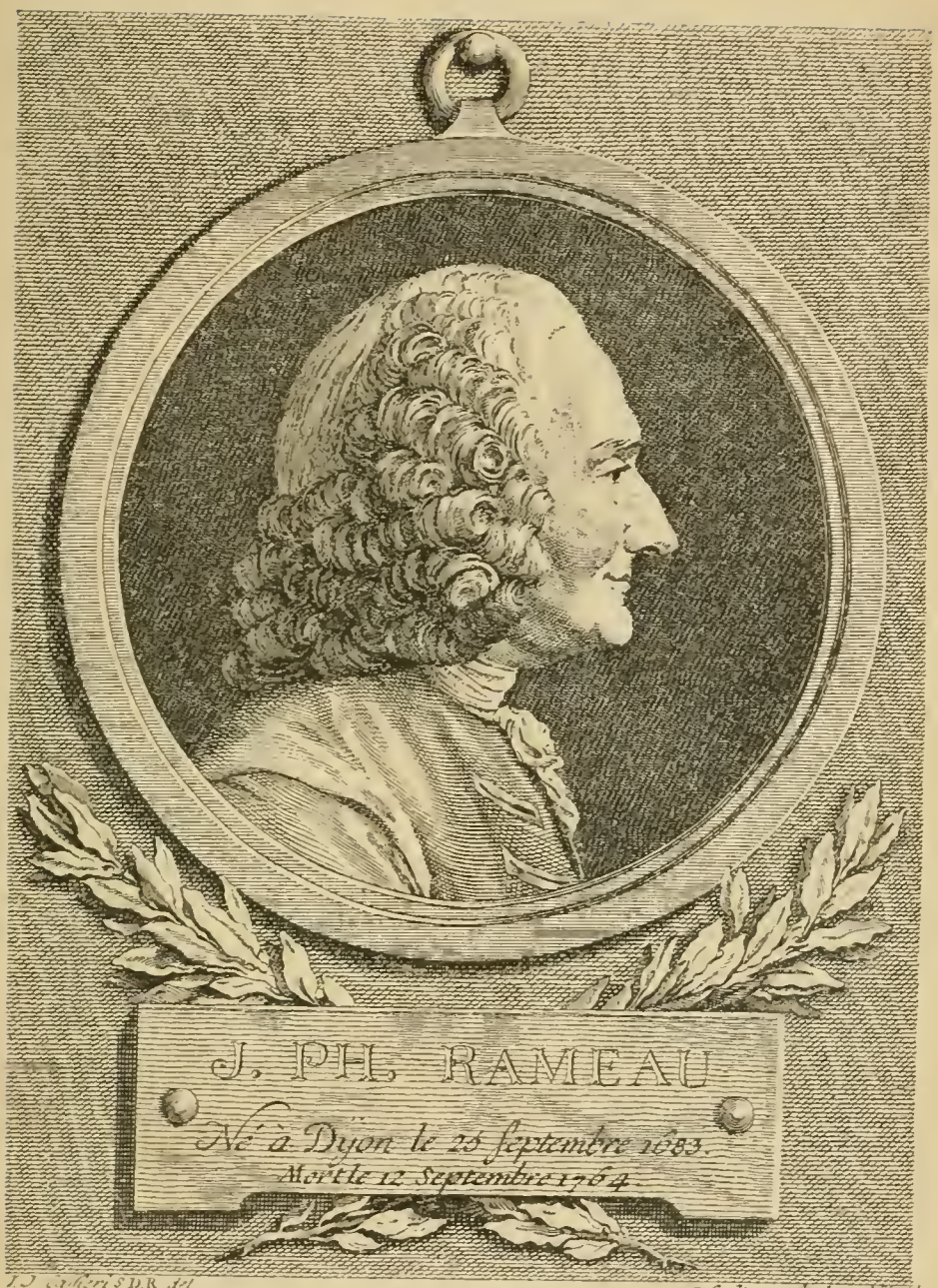
Rameau.

[Sieh diesen reinen Verstand! — ich möchte nicht das Wort Verstand brauchen — Sieh diesen reinen, richtigen, gefühlvollen Sinn, der's ist, ohne Anstrengung, ohne mühseliges Forschen! Und sieh dabei diese himmlische Güte!]

Die vollkommenste, liebevollste Harmonie hat diese Gestalt ausgebildet. Nichts Scharfes, nichts Eckigtes an dem ganzen Umrisse, alles wallt, alles schwebt ohne zu schwanken, ohne unbestimmt zu sein. Diese Gegenwart wirkt auf die Seele, wie ein genialisches Tonstück, unser Herz wird dahingerissen, ausgefüllt durch dessen Liebenswürdigkeit, und wird zugleich festgehalten, in sich selbst gekräftigt, und weiß nicht warum? — Es ist die Wahrheit, die Richtigkeit, das ewige Gesetz der stimmenden Natur, die unter der Annehmlichkeit verborgen liegt.

Sieh diese Stirne! diese Schläfe! in ihnen wohnen die reinsten Tonverhältnisse. Sieh dieses Auge! es schaut nicht, bemerkt nicht, es ist ganz Ohr, ganz Aufmerksamkeit auf innres Gefühl. Diese Nase! Wie frei! wie fest! ohne starr zu sein — und dann, wie die Wange von einem genüglichen Gefallen an sich selbst belebt wird, und den lieben Mund nach sich zieht! und wie die freundlichste Bestimmtheit sich in dem Kinne rundet! Dieses Wohlbefinden in sich selbst, von umherblickender Eitelkeit und von versinkender Albernheit gleichweit entfernt, zeugt von dem innern Leben dieses trefflichen Menschen.

1. Phys. Fragm. I, 266. — P P. = 40. — Lavater: „XVII. Fragm. P P. . . . von Göthe.“ Trotzdem möchte ich mit v d. Hellen den ersten Absatz Lavatern zuschreiben. — Vielleicht hat auf das Urteil Goethes über Rameau Rousseaus „Lettre sur la musique“ (1753) eingewirkt, aus der er später in den Anmerkungen zu „Rameaus Neffe“ das Urteil über Rameau entnahm. — 24. versinkender Albernheit = alberne Selbsterniedrigung.


J. PH. RAMEAU
Né à Dijon le 25 septembre 1683.
Mort le 12 Septembre 1764.
I. J. Ashéri S.D.R. del.
J. G. Sturm sculps. Norib.

Zweiter Versuch.

Zwölftes Fragment.

Wie viel man aus den Schattenrissen sehen kann?

Zehnte Tafel.

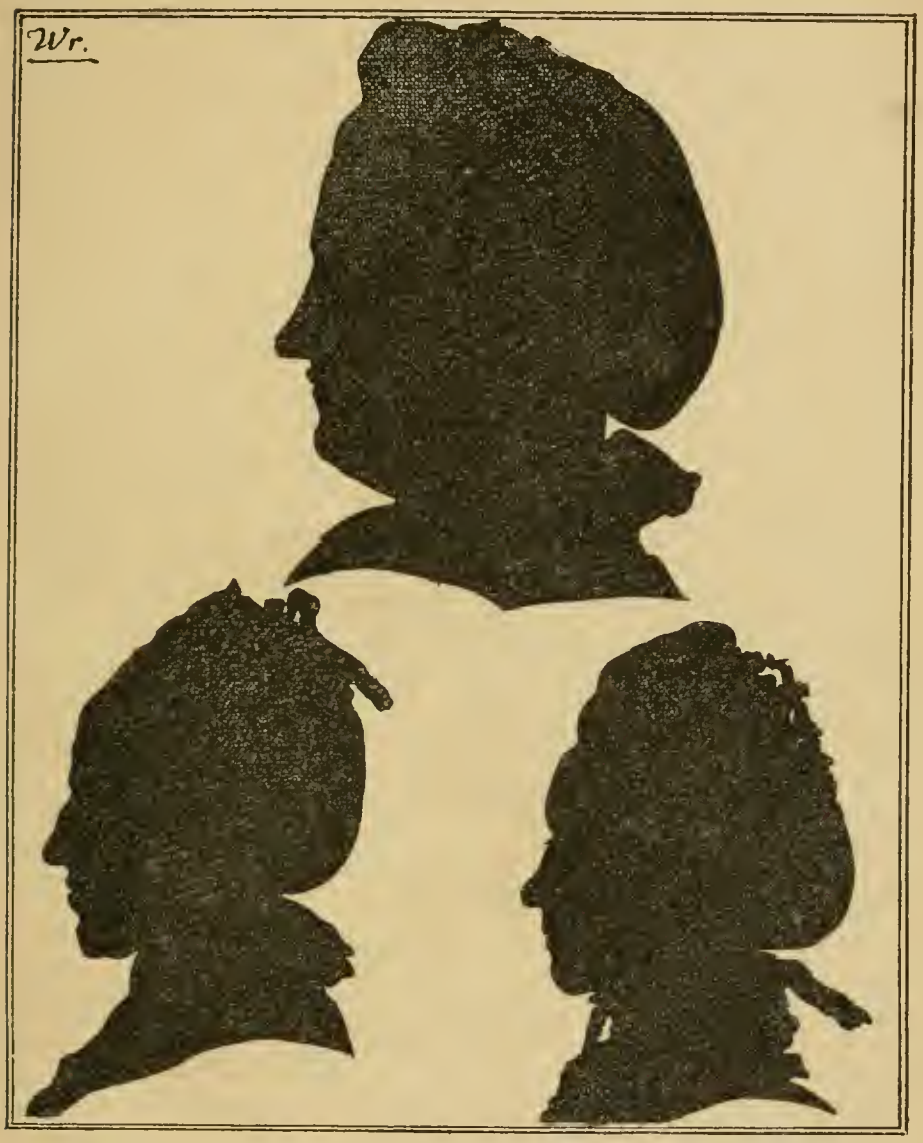
Drei weibliche Silhouetten. Wr.

1. Dieser Kopf scheint beim ersten Anblicke viel zu versprechen, scheint überhaupt betrachtet, wo nicht etwas von Apoll, doch gewiß etwas Antikes zu haben. — Ich kenne sie nicht; aber die Anlagen dieser Person können nicht gemein sein. Die Stirn hat viel Männlichkeit; die Nase, wenn sie untenher (vermutlich durch des Zeichners Schuld) teils nicht so schwankend umrissen, teils nicht zu horizontal wäre — der Übergang von der Nase zum Munde — die Oberlippe — und zum Teil und im Ganzen genommen das Unterkinn — alles zeigt wenigstens Anlage zur Größe? . . .

Aber nun — diese Person soll nicht kultiviert, weiter nichts als eine gemeine brave, wackere, kluge Hausmutter sein? Befehlerisch, im Urteilen schnell, schwatzhaft; — wie sich's gebührt? Es kann sein; das Profil leugnet die Möglichkeit dessen nicht — bestätiget nur, daß Anlage trefflich, die Würksamkeit gemein, daß Anlage im Profil sichtbarer sein könne, als das Erworbene.

4. Phys. Fragm. II, 119—120. — Die Tafel ist nach der durchgehenden Zählung des Inhaltsverzeichnisses zu Bd. II. die siebzehnte, für welche Goethe in seinem Brief an Lavater vom 8. Sept. 1775 den Text zu schicken versprach. — Wr. ist wohl Wetzlar, Werther keinesfalls, da diese dem Titel nachgesetzten Buchstaben in den Phys. Fragm. sonst überall Ortsbezeichnungen sind. Es liegt nahe, nach der Beschreibung zur dritten Silhouette in dieser Lotte Buff zu vermuten, indessen ist keine Spur von Porträtähnlichkeit mit ihr vorhanden. v. d. Hellens Vermutung, daß Goethe Lottens Bild nicht der Öffentlichkeit preisgeben wollte und Lavatern täuschte, als er ihm diesen Schattenriß sandte und dazu eine Charakteristik schrieb, die auf Lotte paßte, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich.

Allein dies Profil hat dennoch einerseits positive Spuren, daß die Anlage selbst nicht von derjenigen Kraft sei, die sich über alle Beschränkungen gewöhnlicher Erziehung wegschwinge; — anderseits positive Spuren von Vernachlässigung. Die ersten in der



5 ganzen Form des Profils, welches, die Nase weggeschnitten, im Ganzen betrachtet beinahe perpendikular ist; das heißt, die Stirn ist nicht zurückgehend, der untere Teil des Gesichtes nicht hervorstechend; die andern — in dem fleischigen Unterkinn vornehmlich.

2. Die Silhouette ist zu ernsthaft, und nicht fein genug — zeigt aber doch viel von dem Charakter der Person. „Kränkelnd, hypochondrisch, — um die Lippen herum — tiefsinnig! scharfsinnig" — zeigt's der Übergang von der Stirn zur Nase, der tiefes Aug' vermuten läßt; zeigt's zum Teil die Nase, vornehmlich der Übergang von der Nase zum Munde bis zur Mitte des Kinns — „witzig, spottend" — wird nicht bestimmt von der Silhouette ausgesprochen, aber nicht widersprochen. „Hat viel Geschicke, Geschmack, Urteilskraft". — Ebenso! „ein starkes Gedächtnis!" — vermutlich in der hohen Stirn! „langsam zürnend und lange" — vornehmlich in der Ungebogenheit der Stirne — „Freunden treu" — eben da! . . .

3. Verzeichnet; aber in der Zeichnung noch voll wahrer Expression. „In der Natur eine sehr empfindsame, zärtlich gütige, fein geistreiche Person — Jedes leidende und seufzende Geschöpfe, wie möchte sie's trösten, erquicken, neubeleben! Sie kann über die Fehler und Schwachheiten der Menschen spotten, mit denen sie sich dennoch zu Tode weinen möchte, wenn ihnen ein Übel begegnet. Sie scheint das eitelste Ding zu sein, und ist doch nichts weniger, — Halbkenner würden nicht wissen, ob sie ihrem Kopfe oder Herzen den Vorzug geben sollten? — Ich gebe ihrem Herzen unendlich den Vorzug. Unter Tausenden findet man nicht Eine so; von 2. unter anderthalb Dutzend; von 1 — hundert" —.

Weibliche Güte drückt der Bogen der Stirne, und Gemisch von Spott über Fehler und Mitleiden über den unglücklichen Fehlenden drücken die Lippen bis zum Unterkinn trefflich aus.

Dreizehnte Tafel.

Vier männliche Silhouetten, bloße Umrisse in Ovalen. T

[Daß zwischen jedem Paar dieser Silhouetten auffallender Kontrast ist, wird bald bemerkt werden.]

5 1) Reine Erkenntniskraft ohne hohen Scharf- und Tiefsinn. Viel feine Beurteilung, Geschmack, gefällige Sprache. Demut mit allen verwandten Eigenschaften. [Leser, suche dir sie zu entwickeln, spüre sie im einzelnen auf!]

2) Richtiger, scharfer Verstand, Zutrauen zu sich selbst, ohne 10 genug Kraft, Liebe und Güte, daher leicht in leere Eitelkeit ausartend. Man vergleiche den obern und untern Teil des Kopfes, wie viel jener verspricht, wie wenig dieser hält; wie alles, was oben vordringt, teilzunehmen und zu würken scheint, schon in der Nase zu Gleichgültigkeit übergeht und unten in kalte Selbstigkeit 15 absinkt. Übrigens glückliche Beweglichkeit.

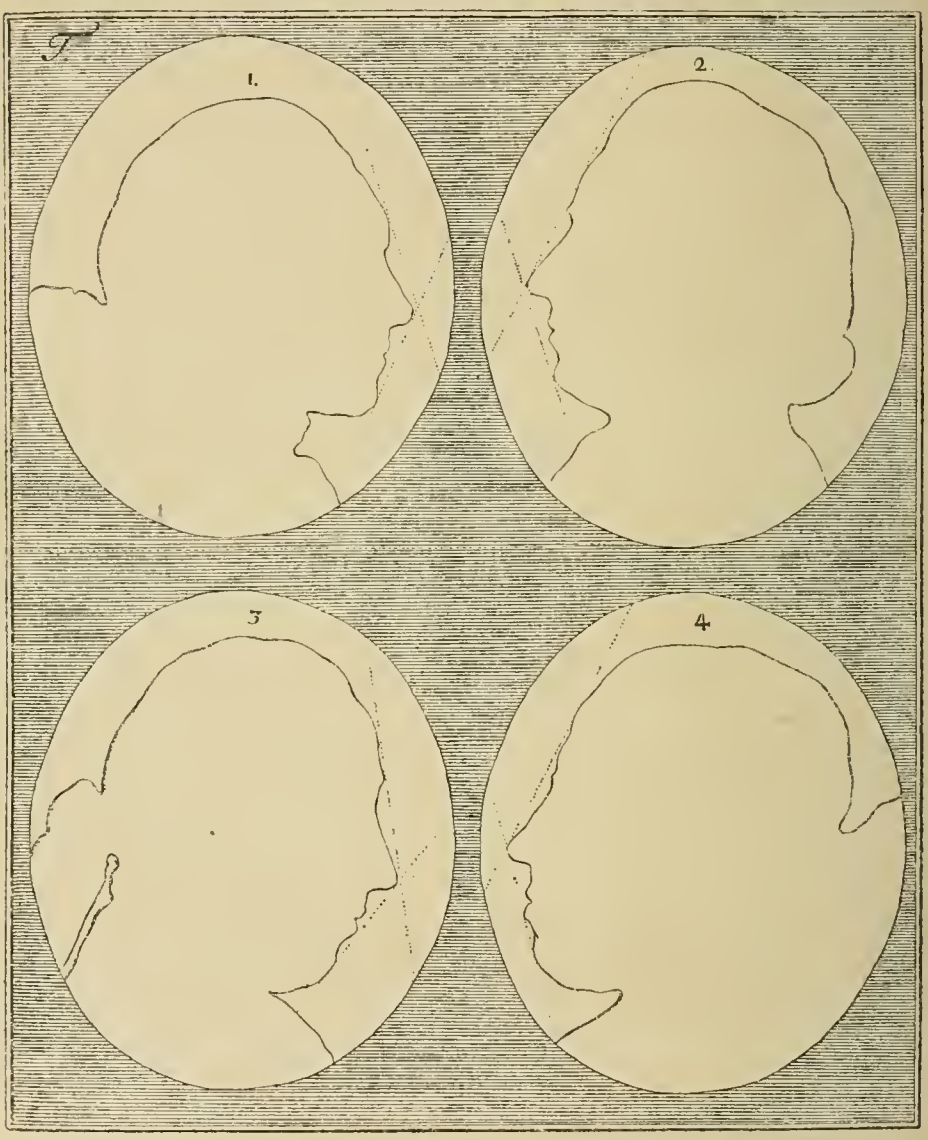
3) Hat eine allgemeine Gedehntheit der Züge; nichts Schiefes, aber auch nichts Kräftiges. Eine reine, gute, in sich selbst wohnende Seele.

4) Festigkeit und kräftige Gewißheit sein selbst bis zum 20 Trutz ohne Eitelkeit. Die Verhältnisse der Dinge zu sich fühlt er richtig; daher unbeweglich in Meinungen. Anteil, Liebe, Güte,

1. Phys. Fragm. II, 125—126. — Goethes Autorschaft ist durch Lavater (Phys. Fragm. III, 28) bezeugt. Doch sind die in Klammern gesetzten Stellen ohne Zweifel Zusätze des Herausgebers. — T. vielleicht Thalehrenbreitenstein? Dann hätten wir es hier mit Silhouetten aus dem Kreise der Frau von La Roche zu thun. — 5ff. Reine Erkenntniskraft ... Eigenschaften. Vgl. Goethes Bemerkungen über eine Silhouette der Marquise Brankoni (an Lavater, August 1775): „Unternehmende Stärke, Scharf- nicht Tiefsinn, reine Eitelkeit, feine verlangende Gefälligkeit, Witz, ausgebildete Sprache, Wahl im Ausdruck, Widerstand, Gefühl ihrer selbst, Fassend und haltend, Siegt mit Pfeilen."

nicht im allgemeinen, aber auch desto treuer, wohin er sich bestimmt hat.

[Die Nase des ersten ist sicherlich demütiger als des vierten, aber nicht so verständig.



Bemerkenswert ist der vierfache Unterschied des Übergangs von der Stirn zur Nase. Der schwächste für Verstand ist offenbar 3, der stärkste für Einbildungskraft 1, der stärkste für Verstand 2, für Witz 4.

Durch die angezeichneten Linien, die aber nicht genau genug sind, sollte die Form des Umrisses zum Teil bestimmt werden. — Die Zeit wird's zeigen, daß der Punkt der Berührung solcher Linien — viel von dem Grade der Denkkraft und besonders der Beschaffenheit und dem Maße der innern Triebkraft der Menschen — bestimmen wird.]

1. Durch die angezeichneten Linien, die Lavater, nach einem vereinzelten Versuch im ersten Teil, im zweiten vielfach verwandte, sollte das Material geliefert werden, um die physiognomischen Gesetze mathematisch festzustellen. Auf diesem Wege gelangte er aber ebenso wenig wie durch das Gefühl zu sichern Resultaten.

Vierzehnte Tafel.

Sechs Umrisse mit verschiedenen punktierten Linien.

a. Der Schattenriß eines reinen Jünglings von offener, glücklich temperierter Natur, geraden Verstandes, ohne Scharfsinn; Unverführbarkeit. Fest gegen allen Druck, aber ununternehmend. Gelassene, kräftige Sinnlichkeit.

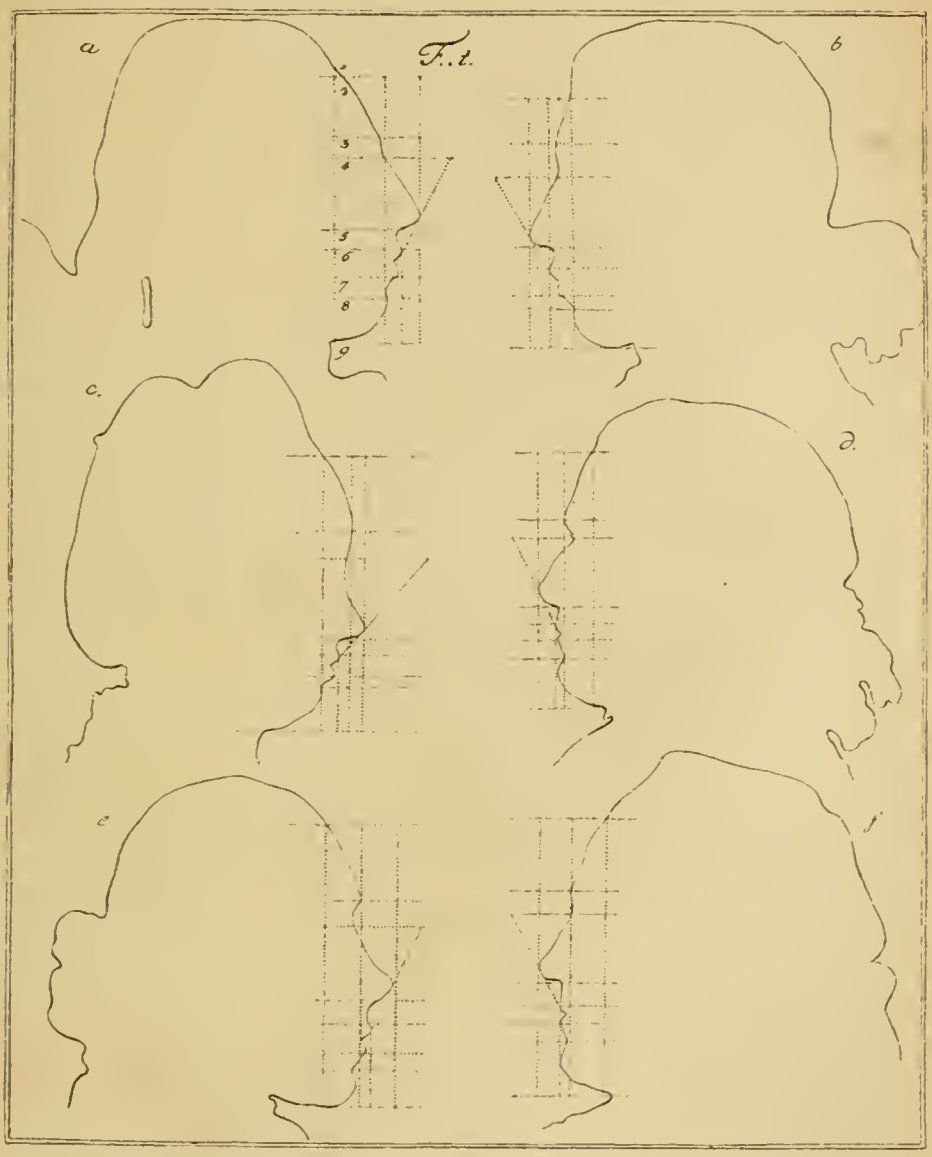
b. Ein Bruder des vorigen, mit einiger Familienähnlichkeit in dem Munde, doch mit weit mehr Trutz und Verschlossenheit. Die Stirn bis zum Übergange zur Nase ist fest bis zum Eigensinn, läßt Fähigkeiten, besonders sinnliche Talente hoffen, ob sie gleich nicht eigentlich bestimmt ist. Die Nase mit dem Munde und Unterkinn bezeichnen auf das treffendste unteilnehmendes, festes Dasein, Verschlossenheit und inneres Würken.

c. Höchste Weiblichkeit, Eigensinn und Eitelkeit, ohne Züge von Bosheit und Niedrigkeit. [Man sieht ungeachtet der stumpfen Stellung beim Schattenziehen, daß es ihr an Reiz und Annehmlichkeit nicht fehlen möchte. Ich glaube bemerkt zu haben, daß die Stutznasen leichten sinnlichen Eindruck, Sorglosigkeit, und durch verschiedene Grade mit andern Nebenbestimmungen auch Stumpfheit und Dummheit bezeichnen.]

1. Phys. Fragm. II, 129—130. — Der größte Teil des Textes zu dieser Tafel stammt von Lavater her. Er vergleicht darin auf Grund der eingezeichneten Linien die Verhältnisse der sechs Gesichter und spricht die Hoffnung aus, „daß ein mathematischer Physiognomist des folgenden Jahrhunderts aus gegebenen richtigen Sektionen eines Profils den ganzen Umriß desselben so wird bestimmen lernen, wie sich aus den Ordinaten einer Parabel die Abscissen, und durch diese die parabolischen Sektionen bestimmen lassen.“ Vermutlich hat Goethe die sechs Bildnisse geliefert, die das Material zu diesem scheinbar wissenschaftlichen Unsinn abgaben. Die Bezeichnung F . . t auf der Tafel weist auf Frankfurt hin und außerdem folgen auf Lavaters Auseinandersetzungen sechs Charakteristiken der dargestellten Personen, die völlig Goethes Eigenart zeigen und gar nichts mit dem hier von Lavater verfolgten Zweck gemein haben. Er leitet zu ihnen mit folgenden Worten über: „Freunde der Wahrheit! Mitforscher der Natur! Mitverehrer γεωμετρουντος Θεου! — — Helft mir, — statt zu voreilig zu entscheiden — mit untersuchen. Diktiert der Natur nichts; laßt sie nur sprechen und hört sie! Und nun noch ein paar Worte von dem Charakter dieser 6 Gesichter.“ — 15—20. Man sieht . . . bezeichnen. Diese Sätze sind als Lavaters Eigentum, mindestens als stark von ihm überarbeitet, leicht zu erkennen.

d. Eine ganz glückliche, reine Gestalt, voll Kraft und Güte.

e. Nicht unverständig, von einer festen Nachgebigkeit und reinen Güte des Charakters.



f. Gerader, sinnlicher, unvordringlicher Verstand, Bedächtlichkeit, Ordnung und Treue.

5. Ordnung und Treue. Am Schluß giebt Lavater noch eine Charakteristik einer als Vignette ans Ende gesetzten Silhouette von einer fürstlichen Seele.

Zweiter Abschnitt.

Eingang.

Der Geschlechtsunterschied des Menschen von den Tieren bezeichnet sich schon lebhaft im Knochenbau. Wie unser Haupt auf Rückenmark und Lebenskraft aufsitzt! Wie die ganze Gestalt als Grundpfeiler des Gewölbes dasteht, in dem sich der Himmel bespiegeln soll! Wie unser Schädel sich wölbet, gleich dem Himmel über uns, damit das reine Bild der ewigen Sphären drinnen kreisen könne! Wie dieser Behälter des Gehirns den größten Teil unsers Kopfes ausmacht! Wie über den Kiefern alle Empfindungen auf- und absteigen und sich auf den Lippen versammeln! Wie das Auge, das beredteste von allen Organen, wo nicht Worte, doch bald der freundlichen Liebehingebenheit bald der grimmigen Anstrengung der Wangen und aller Abschattungen dazwischen bedarf, um auszudrücken, ach, nur um zu stammeln, was die innersten Tiefen der Menschheit durchdringt!

Und wie nun der Tierbau gerade das Gegenteil davon ist. Der Kopf an den Rückgrat nur angehängt! Das Gehirn, Ende des Rückenmarks, hat nicht mehr Umfang, als zu Auswirkung der Lebensgeister und zu Leitung eines ganz gegenwärtig sinnlichen Geschöpfes nötig ist. Denn ob wir ihnen gleich Erinnerung

2. Phys. Fragm. II, 137—138. — Durch Lavater (Phys. Fragm. III, 28) ist Goethes Autorschaft bezeugt. — Ein zweiter Abdruck mit einigen (ohne Goethes Mitwirkung vorgenommenen) Änderungen in der verkürzten Ausgabe der Phys. Fragm. Winterthur 1783—1787. — 8f. damit das reine Bild der ewigen Sphären drinnen kreisen könne. Erinnert an den Anfang des „Prologs im Himmel". v. d. Hellen meint, daß Goethen damals „dieses ungeheure Uhrwerk nur in der dunkelsten Ahndung" interessierte, und verweist zum Beweise auf den Brief an Lavater vom 19. Februar 1781 (jetzt vollständig gedruckt in der Weim. Ausgabe der Briefe IV, 55 ff.). Indessen handelt es sich dort um das mechanische, astronomisch wissenschaftlich dargestellte Verhältnis der Himmelskörper zu einander; an unsrer Stelle und im Faustprolog aber um die mystische Vorstellung der durch göttlichen Willen von innen heraus in ewigen Bahnen gelenkten Sphären.

und überlegte Entscheidung nicht absprechen können, so liegt jene doch eher, ich möchte sagen, in primis viis der Sinne, und diese entspringt aus dem Drange des Augenblicks und dem Übergewichte eines oder des andern Gegenstandes.

Schnauze und Rachen sind die vorzüglichsten Teile eines Kopfs, der meist zum Spüren, Kauen und Schlingen da ist. Die Muskeln sind flach und fest gespannt, mit einer groben rauhen Haut überzogen, alles reineren Ausdruckes unfähig.

Hier nichts weiter davon; denn ich bedenke, daß ich nur von Schädeln zu reden habe.

An ihrem Unterschiede, der den bestimmten Charakter der Tiere bezeichnet, kann man am stärksten sehen, wie die Knochen die Grundfesten der Bildung sind und die Eigenschaften eines Geschöpfes umfassen. Die beweglichen Teile formen sich nach ihnen, eigentlicher zu sagen, mit ihnen und treiben ihr Spiel nur in so weit es die festen vergönnen.

Diese Anmerkung, die hier unleugbar ist, wird bei der Anwendung auf die Verschiedenheit der Menschenschädel großen Widerspruch zu leiden haben.

Dreizehntes Fragment.

Tierschädel.

Aristoteles von der Physiognomik.

Denn es ist nie ein Tier gewesen, das die Gestalt des einen und die Art des andern gehabt hätte, aber immer seinen eignen Leib und seinen eignen Sinn. So notwendig bestimmt jeder Körper seine Natur. Wie denn auch ein Kenner die Tiere nach ihrer Gestalt beurteilt, der Reuter die Pferde, der Jäger die Hunde. Wenn das wahr ist, wie's denn ewig wahr bleibt, so giebt's eine Physiognomik.

I.

Die Zahmheit der Last- und weidenden Tiere bezeichnet sich durch die langen, ebenen, seicht gegen einander laufenden, einwärts gebogenen Linien.

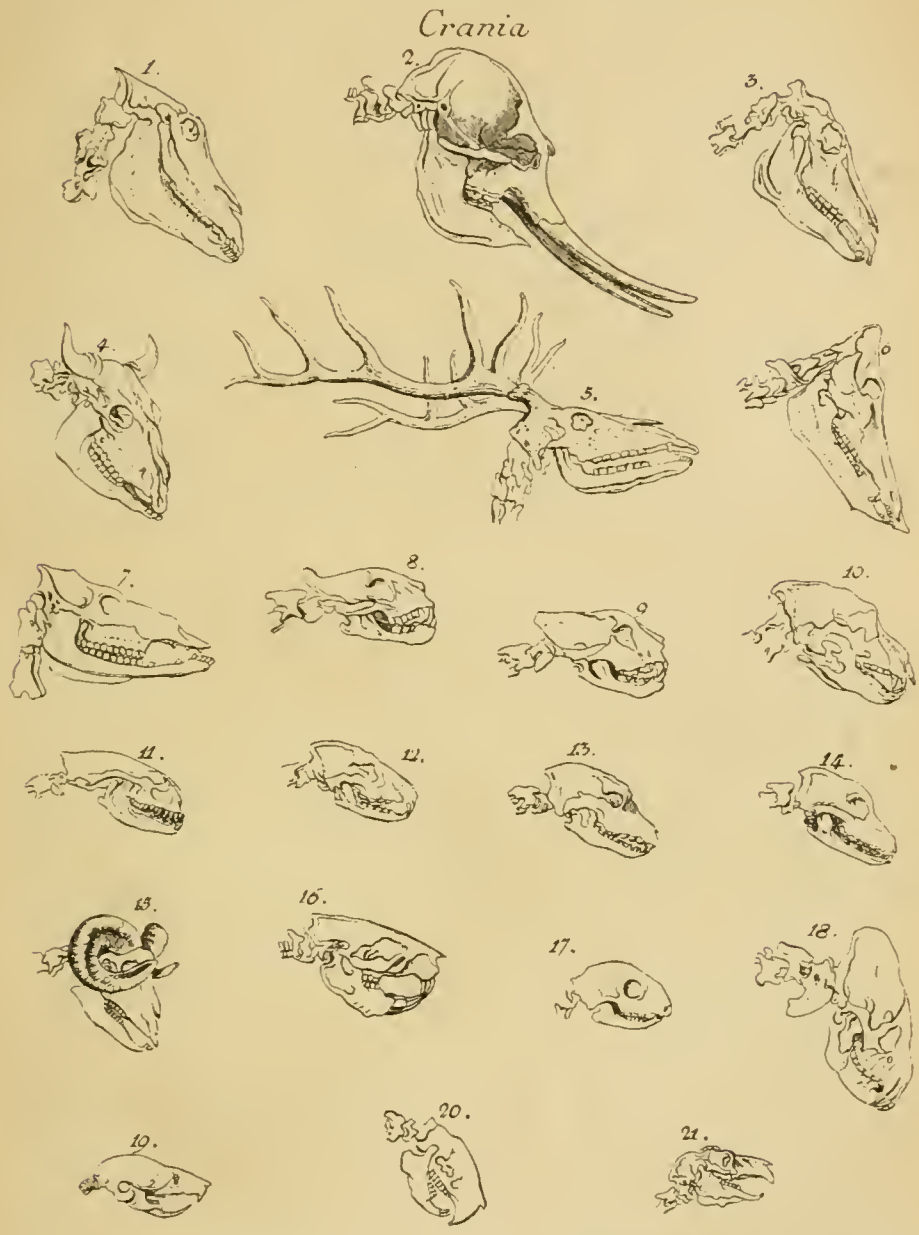
Man sehe 1) das Pferd, 3) den Esel, 5) den Hirschen, 6) das Schwein, 7) das Kamel.

Geruhige Würde, harmloser Genuß ist der ganze Zweck der Gestalt dieser Häupter.

Die eingebogne Linie vom Augknochen zur Nase bei 1 und 3 bezeichnet Duldung.

2. Phys. Fragm. II, 139—142. — Goethes Autorschaft durch Lavater bezeugt. — Die übersetzte Aristoteles-Stelle steht S. 805a, 11—18 (in „De coloribus, de audilibus, physiognomica rec. Prantl", Lips. 1881, S. 33). — Goethe an Lavater, Ende Februar 1776: „Hast du Aristoteles über die Physiognomik gelesen, eine Stelle daraus wird über den Tierschädeln paradieren, vielleicht ein Auszug am Ende des zweiten Teils." (Dieser Auszug fehlt) — Campagne in Frankreich (Werke 22, 170): „Lavater selbst, der glücklichste Beschauer organisierter Oberflächen, sah sich, in Anerkennung, daß Muskel- und Hauptgestalt und ihre Wirkung von dem entschiedenen inneren Knochengebilde durchaus abhängen müsse, getrieben, mehrere Tierschädel in sein Werk abbilden zu lassen und selbige mir zu einem flüchtigen Kommentar darüber zu empfehlen." — Gespräch mit Eckermann 17. Februar 1829: Ich fragte Goethe, ob Lavater eine Tendenz zur Natur gehabt, wie man fast wegen seiner „Physiognomik" schließen sollte. „Durchaus nicht," antwortete Goethe, „seine Richtung ging blos auf das Sittliche, Religiöse. Was in Lavaters 'Physiognomik' über Tierschädel vorkommt, ist von mir."

An 6 die ab- — leise einwärts gehende, schnell wieder gerad' werdende — Starrsinn.



An allen bemerke man den schweren und übermäßig breiten Hinterkiefer und empfinde, wie die Begierde des Kauens und Wiederkauens da ihren Sitz hat.

4) Der Ochs — Duldung, Widerstand, schwere Beweglichkeit, stumpfer Fraß.

15) Der Widder. Stieres Widerhalten und stumpfer Stoßtrieb

II.

Die Gestalt der gierigen Tiere ohne Grausamkeit; das Ratzengeschlecht, das ich das Diebsgeschlecht nennen möchte, ist wieder sehr bedeutend. Hier sind nur zwei davon.

16) Der Biber. 19) Die größte Feldmaus. Die leicht aufgebogenen, flach gewölbten Linien, die wenigen Flächen, das Spitze, Feine — bezeichnet Leichtigkeit der Bemerkung des sinnlichen Gegenstandes, schnelles Ergreifen, Begierde und Furchtsamkeit, daher List. Der oft schwache Unterkiefer, die vordern, spitzig gebognen Zähne haben ihre Bestimmung zum Nagen und Kosten; sie sind fähig, das angepackte Leblose sich kräftig schmecken zu lassen, aber nichts Widerstehendes, Lebendiges gewaltig zu fassen und zu verderben.

III.

An dieses Geschlecht grenzt unter den Raubtieren einigermaßen 12) der Fuchs. Er ist schwach gegen seine folgende Verwandte. Die so flache Abweichung vom Schädel bis zur Nase, der mit dieser Linie fast parallel laufende Unterkiefer gäben der Gestalt was Unkräftiges, wenigstens Gleichgültiges, wenn nicht der etwas vor aufwärts geschweifte Oberkiefer und die spitzen, abgerißnen Zähne eine geringe Grausamkeit sehen ließen.

An diesem und den folgenden Köpfen haben die Hirnschädel, ob sie gleich in den Modifikationen von einander abgehen, doch das gemein, daß sie größer, stärker, abgesonderter sind als bei den vorigen Geschlechtern, daß sie einen vorzüglichen Teil des Kopfes ausmachen, Festigkeit und Stärke bezeichnen.

13) Der Hund hat schon mehr Festes; zwar was Gemeines, Unbedeutendes — (ich spreche unrichtig; alles, auch das Alltäglichste, auch das Mittelmäßigste, ist so bedeutend als das Ausgezeichneteste — aber die Bedeutung ist nicht so auffallend. — — Unbedeutendes also, das heißt — nicht sehr Frappantes —). Das Abgehen des Schädels vom Augenknochen zeigt, möcht' ich sagen, —

26. Hirnschädel. In den Phys. Fragm. ist verdruckt „Hirschschädel". — 33. bedeutend. Siehe oben S. 272, Z. 11 ff.

Bestimmtheit der Sinneskraft. Der Rachen ist mehr zu einer ruhigen als grausamen oder gierigen Gefräßigkeit gemacht, ob er gleich etwas von beiden hat. Mich dünkt, daß ich, besonders im Augenknochen und in dessen Verhältnis zur Nase — eine gewisse Treue und Geradheit entdecke. Die geringe Verschiedenheit des

14) Wolfes ist schon sehr merkwürdig Der Einbug oben im Scheitel, die Rundung über dem Augknochen, die von da aus zur Schnauze wieder gerad' abgehenden Linien deuten schon auf heftigere Bewegungen. Hiezu kömmt bei

10) dem Bären noch mehr Breite und mehr Festigkeit und Widerhalt; bei

8) dem Tiger besondere Schnelligkeit in der Spitze des Hinter- und Breite des Vorderteils. Man sehe den Gegensatz an den Last- und Weidetieren. Hinten zur Kraft des Nackens der aufliegende Hebel; flachrund der Schädel, Wohnsitz leichter Vorstellung und gieriger Grausamkeit. Die Schnauze breit und voll Kraft; der Rachen gewölbter Vorhof der Höllen, erfassend, klammernd, zermalmend, verschlingend.

Wär 9) der Löwe besser gezeichnet; aber schon im Büffon, woraus diese kopiert sind, steht just dieser herrliche Schädel am unbestimmtesten gebildet. —

Wie merkwürdig auch schon so der länglichstumpfe Hinterkopf!

Die Wölbung wie edel, der Abgang der anstoßenden Linien wie sanft! — des Schnauzbeins Niedersteigen wie schnell, wie kräftig! Der Vorderkopf wie gepackt! stark! ruhig und gewaltig! wert der specialsten Vergleichung mit dem Tiger! Wie wenig, wie viel sind beide verschieden!

Nur ein Wort von 17) der Katze. Aufmerksame Genäschigkeit.

Unter allen — wie zeichnet sich 2) der Elefant aus! am meisten Schädel, am meisten Hinterhaupt und am meisten Stirn — wie wahrer, natürlicher Ausdruck von Gedächtnis, Verstand, Klugheit, Kraft und — Delikatesse. —

11) Die Fischotter — ein ungestalter Kopf — zum Fraße deutlich bestimmt.

16) Der Biber — hat außer der Struktur des Schädels im Profile in seinem Instinkte nichts diebisches. Der Biber hat mehr überlegenden Verstand als List. Von allen Schädeln hat keiner einen so sanften, ungebogenen, so uneckigen, so horizontalen Umriß bis zur Nase wie der Biber.

20) Das Stachelschwein — hat etwas Biberähnliches im Oberteile des Umrisses, ist aber sehr verschieden in Ansehung der Zähne, besonders im obern Kiefer.

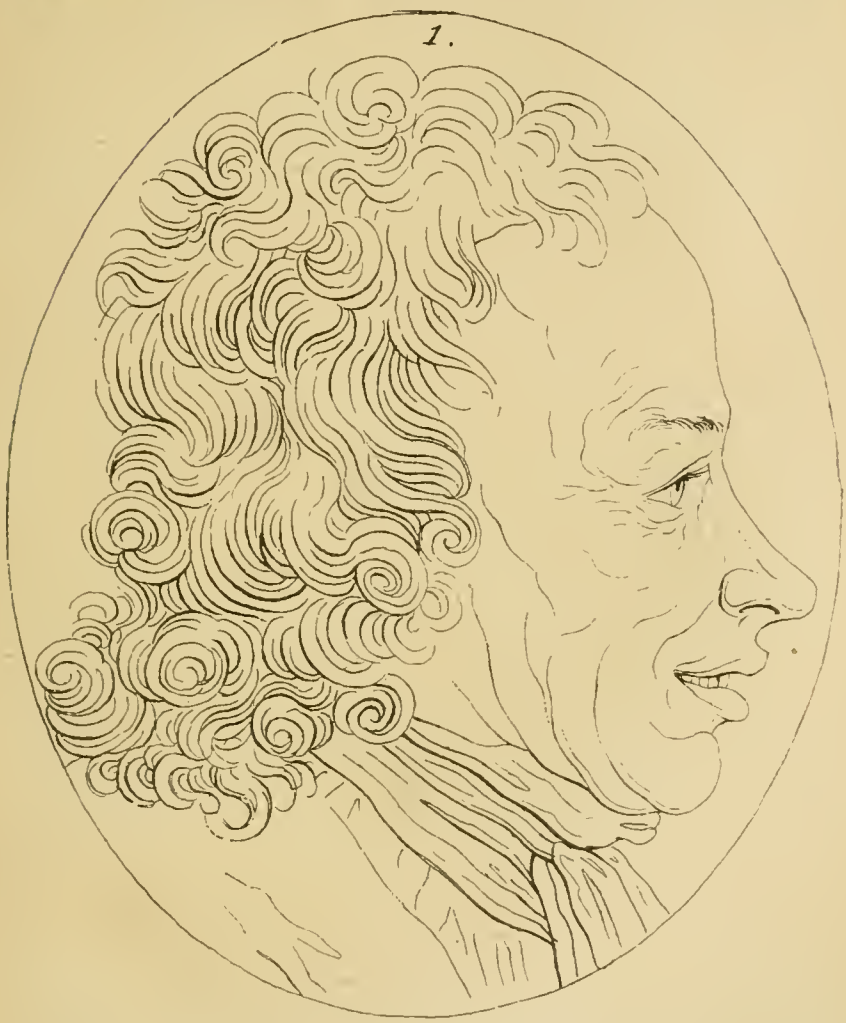
18) Die Hyäne . . ist durch das Hinterhaupt von allen sehr merklich verschieden. Dieser Kopf zeigt bei Menschen, wenn er hart und massiv ist, und wenn er nicht die ganze Wölbung des Kopfes ausmacht — Hartsinn und Herzenskraft. — Im Ganzen scheint dies Profil eine eisenmäßige Hartnäckigkeit auszudrücken.

Sechzehntes Fragment.

Schwache, thörichte Menschen.

Dritte Tafel.

Vier Thorenköpfe, drei männliche, ein weiblicher.



5 [Nicht der Umriß der Stirn, nicht die Nase — aber wiederum der offne große Mund — die ecklose Unterlippe so nah' überm

5. Phys. Fragm. II, 183. — Phys. Fragm. III, 28 schreibt Lavater Goethen den ganzen Aufsatz zu; doch zeigt die Beschreibung des zweiten, dritten und vierten Kopfes

länglichtrunden Kinn hervorragend — und die gefaltete Lockerheit — zeigt entsetzliche Dummheit.

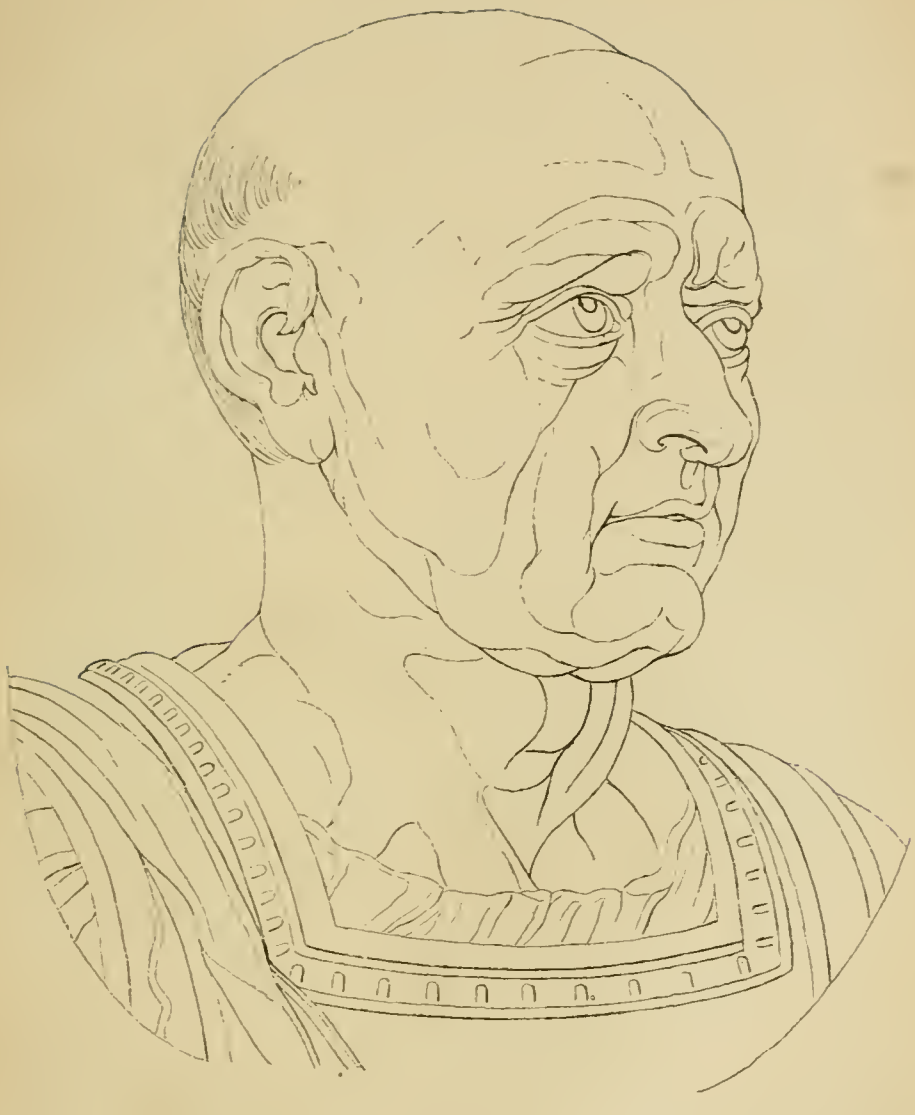
Das ist mein Urteil. Ein äußerst scharfsichtiger Freund urteilt folgendergestalt:] „Die Gestalt dieses wahnwitzigen Menschen ist wie ein Baumblatt, das der Mehltau auch nur auf einem einzigen Punkte traf; von dem Orte aus verzieht sich die Form; nach dem Orte hin verziehen sich die Linien, und so zucken hier nach dem verschobnen Gehirne all' die übrigen Züge.

Gehinderte Würkung also ist sichtlich an diesem Profile.

Ein beschäfftigter Mensch; zwar kleinlich und ängstlich beschäfftigt, hypochondrisch ausgetrocknet, durch Wollust entschnellkraftet; kurzsichtig von Natur und schwach. — Um die Schläfe ist der Sitz seiner Thorheit, wo die ohnedas ärmlich würkenden Geister verrauchten". —

und der Eingang zu der des ersten nichts von Goethes Art. (Man vergleiche den vollständigen Abdruck in Bd. 34, 72 f.) Indessen schreibt er Ende Sept. 1775 an Lavater: „Hab' gestern ein bißgen über die vier Wahnsinnigen und Brutus geklimpert." Da sich nur in dem Text zur ersten Tafel des 16. Fragments (Vier Umrisse von männlichen Thoren) weitere Spuren Goethes nachweisen lassen, so vermutet v. d. Hellen, daß sich Goethes Charakteristiken auf jene bezogen hätten und die des ersten Kopfes von Lavater für die dritte Tafel verwandt worden sei, weil sie darauf noch besser paßte

11 f. entschnellkraftet. Eine noch kühnere Bildung Urfaust V. 281: „Vertrippliſtreichelt eure Zeit."



S.

Zwei und dreißigstes Fragment.

Helden der Vorzeit.

Erste Tafel.

Scipio.

Hohe, gewaltige, immer gegenwärtige Heldenkraft, Widerstand, Adel und Güte. Der Knochenbau des Kopfs und die Bildung des Ganzen höchst gewaltig und fest. Daß aber die Muskeln etwas Schlaffes und Schwammichtes haben, ist wahrscheinlich Fehler der Zeichnung: dadurch schwebt eine Schattierung von moralischer Schwäche, Beschränktheit und Langsamkeit über der Gestalt. Unbeweglich in seinen Verhältnissen ist der Mann, stets den Augenblick ergreifend, immer Thaten und Handlungen und Schicksale vergleichend, und mit sich verbindend. Kein Zug von unteilnehmendem, allgemeinem Forschen. Befestiger seiner Stadt und selbst Bollwerk.

1 f. Zwei und dreißigstes Fragment. Helden der Vorzeit. Phys. Fragm. II, 254—259. — Lavater (an Zimmermann 11./12. Februar 1776) bezeichnet als Goethes Eigentum „die Römischen Kaiser, Brutus". Goethe an Lavater 8. Sept. 1775 verspricht „2) Brutus" und am 4. Oktober schreibt er: „Hab' gestern ein bißgen über .... Brutus geklimpert. Bruder, Bruder wie schwer ists das tote Kupfer zu beleben, wo der Charakter durch mißverstandne Striche nur durchschimmert und man immer schwankt, warum das was bedeutet und doch nichts bedeutet. Beim Leben wie anders!" — v. d. Hellen hat es wahrscheinlich gemacht, daß auch die Stelle in dem Brief vom 8. Sept.: „Über die Platten hab' ich nur so was hingeworfen, daß vom Land einmal abgedruckt werde" sich auf die kürzeren Charakteristiken dieses Fragments bezieht — Die einleitenden Worte, in denen Lavater den Übergang von den früher betrachteten edlen, sanften Charakteren zu den „kraftvollsten, unternehmendsten Helden und Eroberern der Vorzeit" bahnt, sind fortgelassen. — 14. selbst Bollwerk. Es folgt noch ein Hinweis Lavaters auf die zum Kontrast hinzugefügte Vignette.

Titus.

Zweite Tafel.

Titus.

Gewißheit seiner selbst, Beständigkeit, reine Erkenntnis dessen, was ihn umgiebt. Die Stirn und Augenknochen auf dem Bilde hier teils unbestimmt, teils verzogen, doch noch immer Festigkeit, Scharfsinn, Hochsinn. In dem fast ganz vernachlässigten Auge noch immer Feinheit. Höchst edel und trefflich die Nase. Der Mund von bestimmter Weisheit und Güte träufelnd, Behaglichkeit der Wangen, und Säulenkraft des Nackens.

1f. Zweite Tafel. Titus. Auch dieser Abschnitt ist durch einige ganz entbehrliche und deshalb hier nicht wiedergegebene Worte Lavaters eröffnet und beschlossen.

Tiberius.

Dritte Tafel.

Tiberius.

Ein böser Geist vom Herrn ist über ihm, sein Herz ist gedrängt, schwarze Bilder schweben vor seiner Stirne, er zieht sie widerstrebend zusammen, will mit dem unmutigen Herrscherblicke die Geisterscharen vertreiben, es gelingt ihm nicht. Unmutiges Nachdenken quält ihn. Vergebens, daß über seinen Augen reiner Verstand wohnen, in lichten Verhältnissen sich weiden könnte! Sein Blut, schwarz wie sein Haar, färbt ihm alle Vorstellungen nächtlich. Halb grimmig hebt sich die Nase; leiser, ängstlicher Trutz ist im gehobenen Munde; scheu und doch fest ist das ganze Wesen. Man bringe in Gedanken alle Züge zur Ruhe, gieße in seine Adern wenige Züge besänftigender, belebender, schaffender Frühlingsluft, verdünne sein Blut, und spüle die Zerstörungsbegier, die von ihm selbst beginnt, ihm aus den Sinnen; so habt ihr ihn zum großen, edeln, guten Manne wiedergeboren.

1f. Dritte Tafel. Tiberius. Auch hier ist Anfang und Schluß Lavaters Werk und deshalb fortgelassen. Vgl. zu dieser Charakteristik Goethes Brief an Herder vom 20. März 1783: „Aber wenn du sagst: immer waren nur schwache Menschen Tyrannen, so scheint es mir zu allgemein und gegen die Erfahrung zu sein. Gewaltsame, harte, rohe Naturen können und müssen physisch fest organisiert sein, können der regelmäßigsten Gesundheit genießen und doch, ja eben deswegen, grausame, selbstische Tyrannen sein.“

Vierte und fünfte Tafel.

Brutus.*)

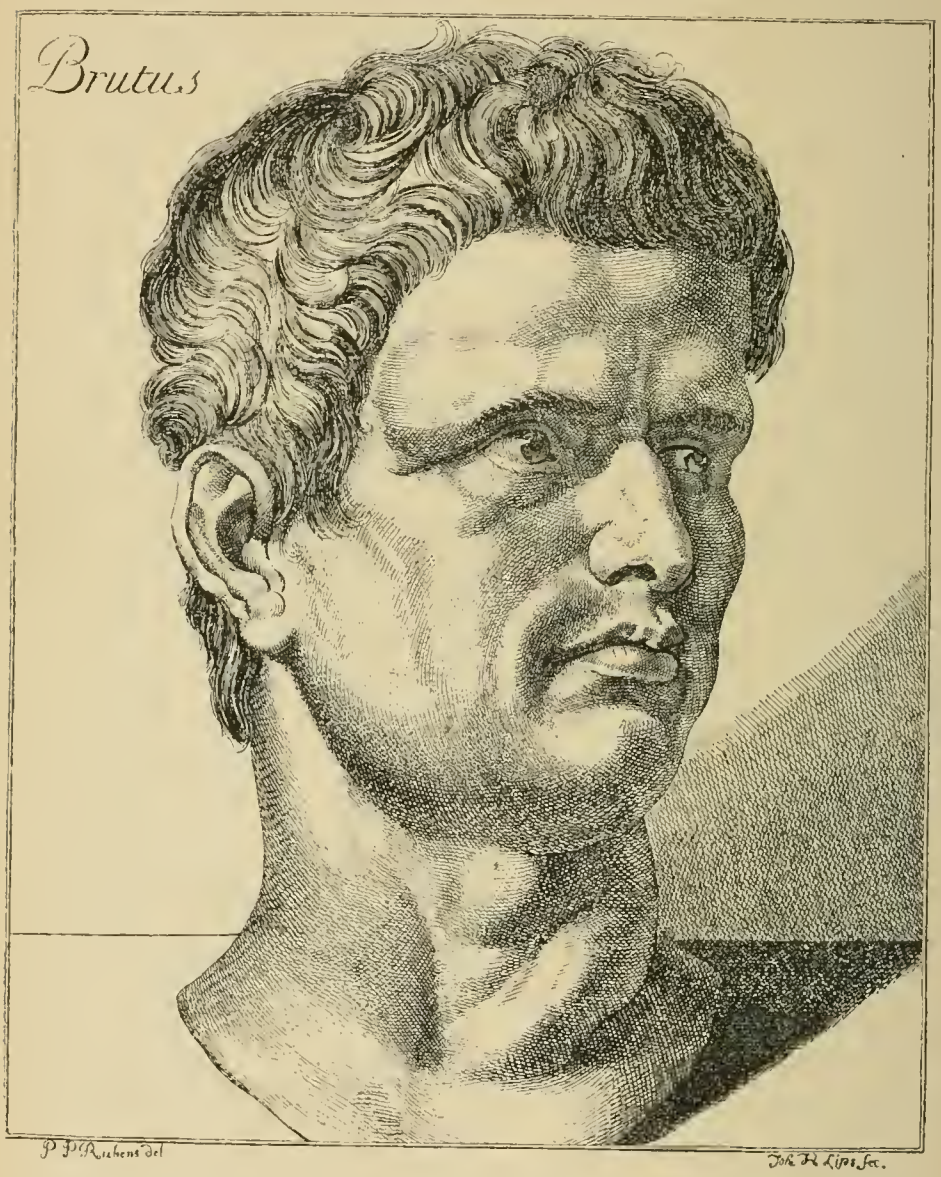
Welche Kraft ergreift dich mit diesem Anblicke! Schau die unerschütterliche Gestalt, diesen ausgebildeten Mann und diesen zusammengeknoteten Drang! Sieh das ewige Bleiben und Ruhen auf sich selbst! Welche Gewalt und welche Lieblichkeit! Nur der mächtigste und reinste Geist hat diese Bildung ausgewürkt.

Eherner Sinn ist hinter der steilen Stirne befestigt, er packt sich zusammen und arbeitet vorwärts in ihren Höckern, jeder wie die Buckeln auf Fingals Schild von heischendem Schlacht- und Thatengeiste schwanger. Nur Erinnerung von Verhältnissen großer Thaten ruht in den Augenknochen, wo sie durch die Naturgestalt der Wölbungen zu anhaltendem mächtig würksamen Anteil zusammengestrengt wird. Doch ist für Liebe und Freundschaft in der Fülle der Schläfe ein gefälliger Sitz überblieben. — Und die Augen! dahinblickend. Als des Edlen, der vergebens die Welt außer sich sucht, deren Bild in ihm wohnt, zürnend und teilnehmend. Wie scharf und klug das obere Augenlid, wie voll, wie sanft das untere! Welche gelinde kraftvolle Erhabenheit der Nase! Wie bestimmt die Kuppe, ohne fein zu sein, und die Größe des Nasenloches und des Nasenläppchens, wie lindert sie das Angespannte des Übrigen! Und eben in diesen untern Teilen des Gesichts wohnt eine Ahndung, daß dieser Mann auch Sammlung gelassener Eindrücke fähig sei. In der Ableitung des Muskels zum Munde herab schwebt Geduld, in dem Munde ruht Schweigen,

*) Wer das Original dieser Platte von Westermann nach Rubens haben kann, lege es zu dieser Betrachtung und vergleiche es dann physiognomisch mit beiden hier angefügten.

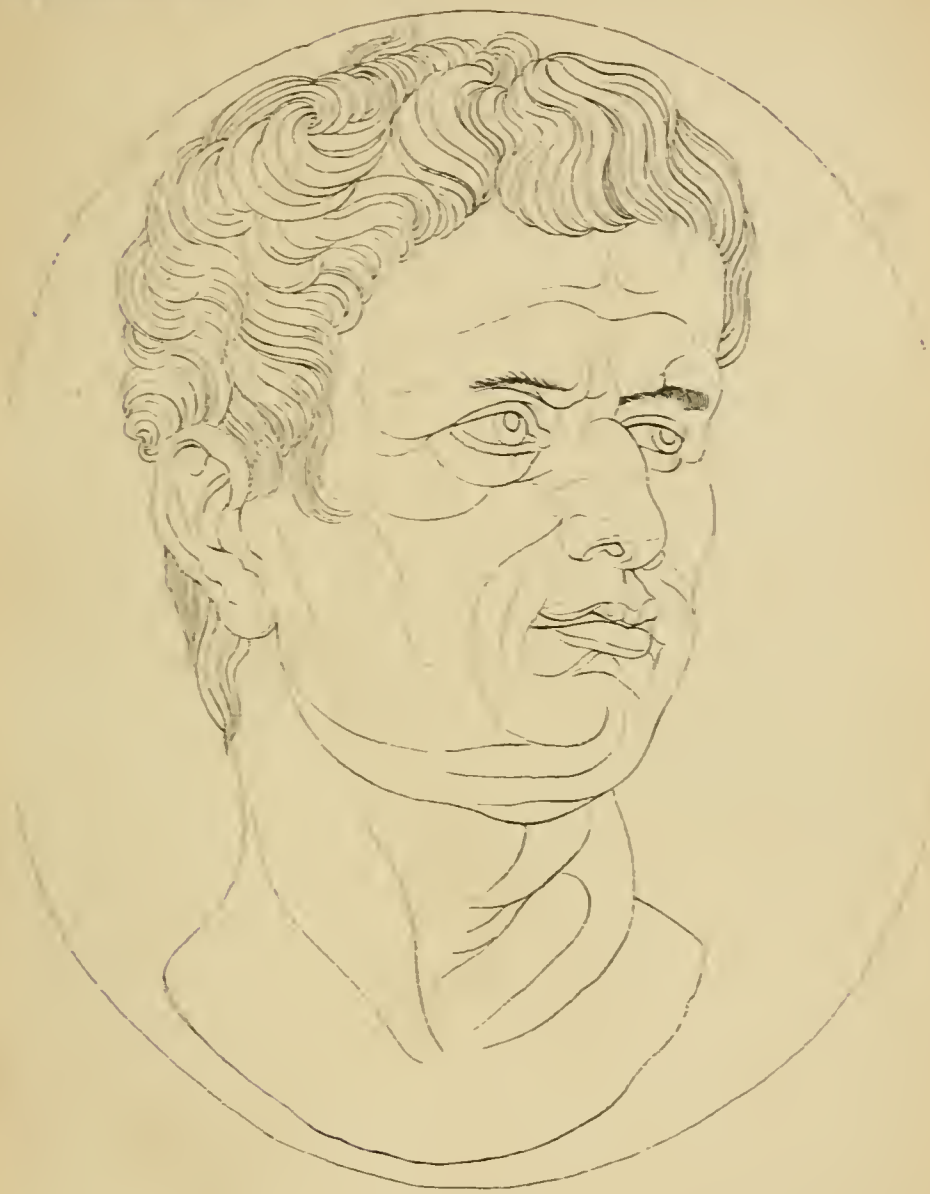
1 f. Vierte und fünfte Tafel. Brutus. Der einzige große Beitrag, der ganz Goethe angehört. — Schon von Orelli (Lavaters ausgewählte Schriften) als „Wahrscheinlich von Goethe" bezeichnet.

natürliche liebliche Selbstgelassenheit, die feinste Art des Trutzes. Wie ruhig das Kinn ist, und wie kräftig ohne Gierigkeit und Gewaltsamkeit sich so das Ganze schließt!



Betrachte nur den äußern Umriß! wie gedrängt markig! und wiederholt die Ehernheit der Stirne, die Würksamkeit des Augen- 5
knochens, den gefällig festen Raum an der Seite des Auges, die

Stärke der Wangen, die Fülle des Mundes und des Kinns anschließende Kraft



B.

Ich habe geendigt und schaue wieder und fange wieder von vornen an!

5 Mann verschlossener That! langsam reifender, aus tausend

Eindrücken zusammen auf einen Punkt gewürkter, auf einen Punkt gedrängter That! In dieser Stirne ist nichts Gedächtnis, nichts Urteil, es ist ewig gegenwärtiges, ewig würkendes, nie ruhendes Leben, Drang und Weben! Welche Fülle in den Wölbungen aller Teile! wie angespannt das Ganze! Dieses Auge faßt den Baum bei der Wurzel.

Über allen Ausdruck ist die reine Selbstigkeit dieses Mannes. Beim ersten Anblicke scheint was Verderbendes dir entgegenzustreben. Aber die treuherzige Verschlossenheit der Lippen, die Wangen, das Auge selbst! — Groß ist der Mensch, in einer Welt von Großen. Er hat nicht die hinlässige Verachtung des Tyrannen, er hat die Anstrengung dessen, der Widerstand findet, dessen, der sich im Widerstande bildet; der nicht dem Schicksale, sondern großen Menschen widerstrebt; der unter großen Menschen geworden ist. Nur ein Jahrhundert von Trefflichen konnte den Trefflichsten durch Stufen hervorbringen.

Er kann keinen Herrn haben, kann nicht Herr sein. Er hat nie seine Lust an Knechten gehabt. Unter Gesellen mußt' er leben, unter Gleichen und Freien. In einer Welt voll Freiheit edler Geschöpfe würd' er in seiner Fülle sein. Und daß das nun nicht so ist, schlägt im Herzen, drängt zur Stirne, schließt den Mund, bohrt im Blicke! Schaut hier den gordischen Knoten, den der Herr der Welt nicht lösen konnte.

Sechste und siebente Tafel.

Cäsar.

Ich bin nicht in der Stimmung, von Cäsarn zu reden; und wer kennt nicht Cäsarn ohne mein Stammeln? Nur also die beiden Kupfer.

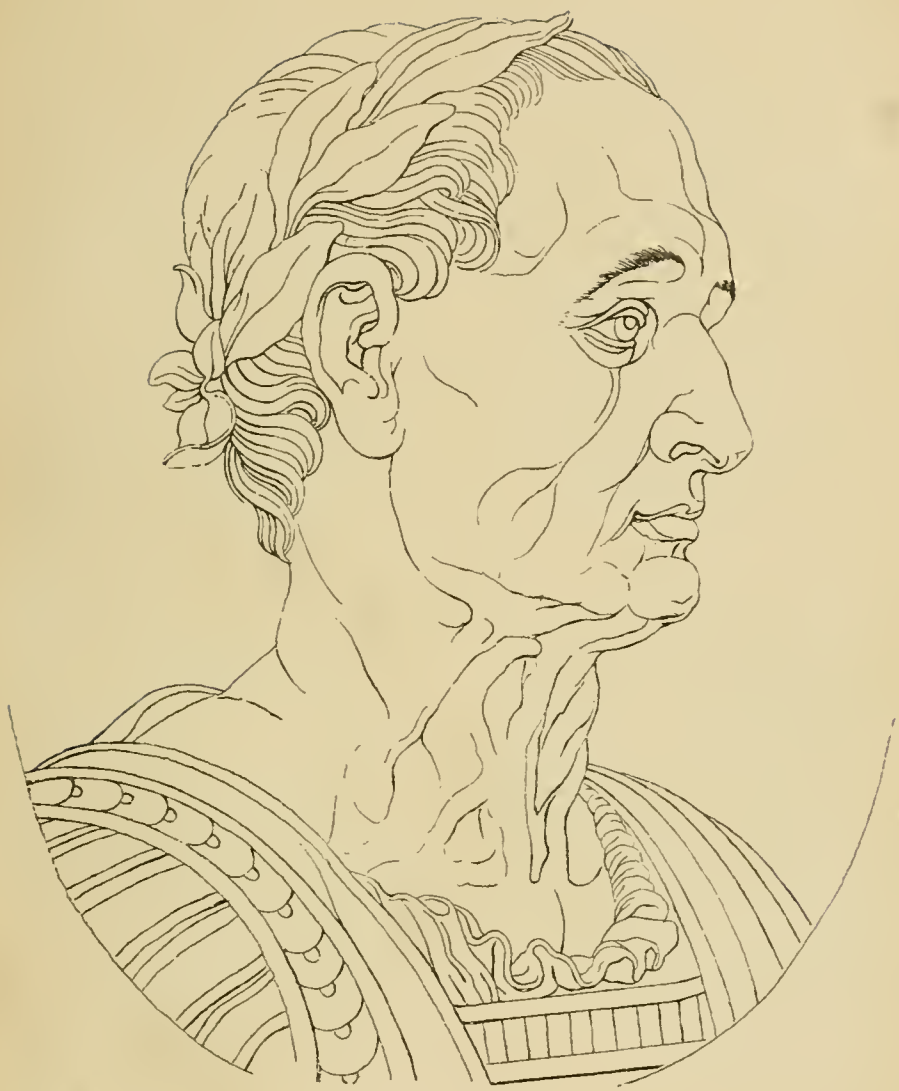
Das schattierte! Welche verzerrte Reste des ersten unter den Menschen! Schatten von Hoheit, Festigkeit, Leichtigkeit, Unvergleichbarkeit sind übrig geblieben. Aber die gekräuselte, unbestimmte, und fatal zurückgehende Stirne! das verzogene, abgeschlappte untere Augenlid! Der schwankende, abziehende Mund! — Vom Halse sag' ich nichts — Im Ganzen eine eherne, übertyrannische Selbstigkeit.

Der Umriß! wie wahrhaft groß, rein und gut! Mächtig und gewaltig ohne Trutz. Unbeweglich und unwiderstehlich. Weise, thätig, erhaben über alles, sich fühlend Sohn des Glücks, bedächtig, schnell — Inbegriff aller menschlichen Größe.

---

1 f. Sechste und siebente Tafel. Cäsar. Auch in diesen Zeilen haben wir sicher einen unverfälschten Goethischen Text vor uns — v. d. Hellen hat die Dürftigkeit dieser Charakteristik gegenüber den glänzenden Worten, die Goethe dem Brutus widmet, durch dessen Verhältnis zu seinem alten dramatischen Cäsar-Plan begründet. Danach sei ihm damals, wenn auch wider Willen, Cäsar hinter Brutus zurückgetreten, ebenso wie es bei Shakespeare der Fall war, und dieser Umstand habe ihn zum Aufgeben des Stoffes bewogen. In die Krisis, in der er sich von dem lange gehegten Lieblingsplan lossagen mußte, sei die Niederschrift der obigen Zeilen gefallen. Daher das „Ich bin nicht in der Stimmung von Cäsarn zu reden." — 9 f. abgeschlappte, schlaff gewordene.

Julius Cæsar



Vier und dreißigstes Fragment.

Gelehrte, Denker, vom Sammlergeiste bis zum höchsten Genie.

Neunte und zehnte Tafel.

Isaac Neuton. Vier schattierte Köpfe.

Wie sehr die verschiedenen Vorstellungsarten der Maler und ihre verschiedenen Fähigkeiten ein und ebendenselben Mann umbilden und verschieben — davon haben wir schon manches Beispiel angeführt. Ein neues sei Neuton.

Wir haben hier vier Kopien von Kopien — die alle einen großen außerordentlichen Mann — aber denselben Mann in sehr ungleichem Lichte zeigen.

1.

Das erste wird wohl das beste sein?

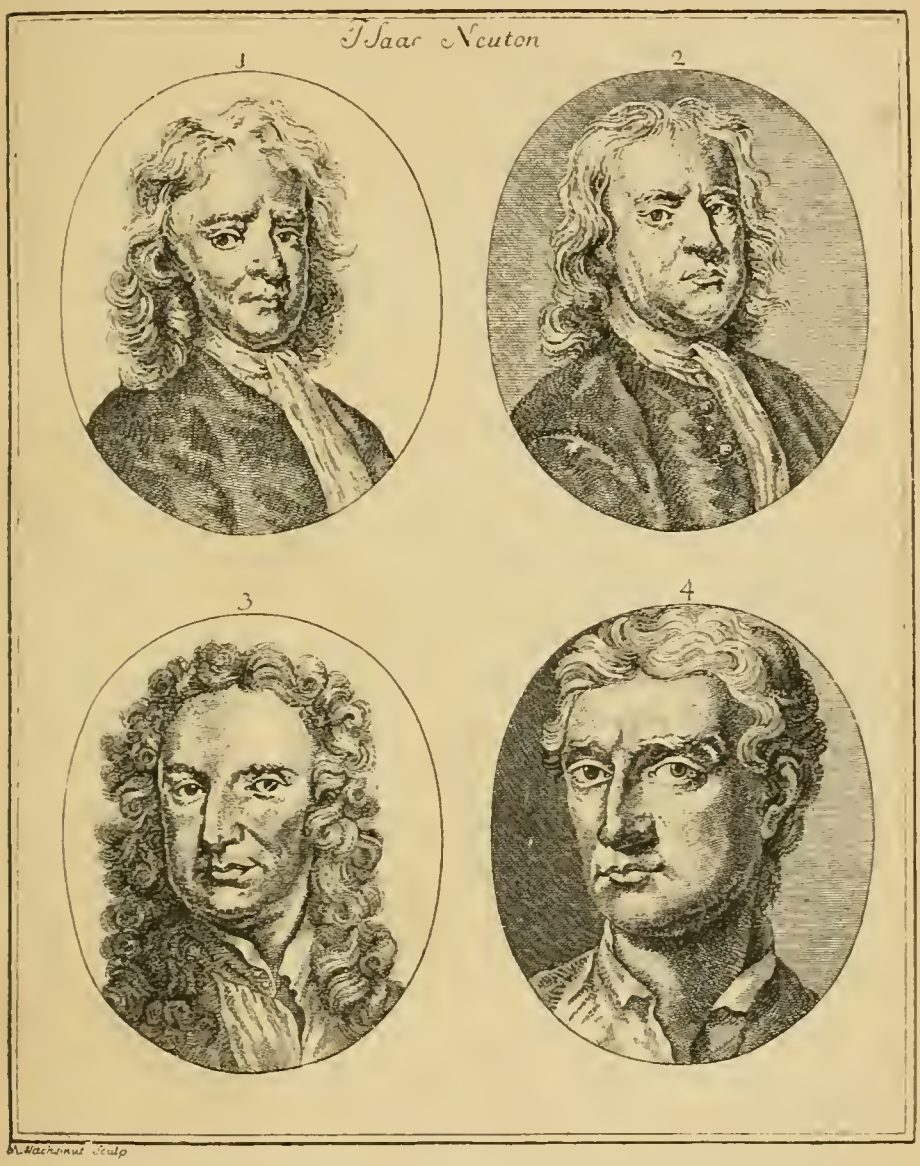
Voll innerer Kraft die Augen, den Gegenstand zu fassen; ihn zu ergreifen, nicht bloß zu beleuchten; nicht ihn ins Gedächtnis aufzuhäufen; sondern ihn zu verschlingen, und in das große All, das im Haupte ist, immanieren zu lassen. — Augen voll Schöpfungskraft — und Augenbraunen voll der lichtvollsten, solidesten Fruchtbarkeit.

Die Stirn ist zu unbestimmt schattiert; doch ist sie vielfassend und Gedanken schaffend. Mehr hohes, gewaltiges Denken, als abstraktes scheint sie auszudrücken. Mächtiger Drang, Drang der Zuversicht und der Gewißheit schwebt darauf.

5. Isaac Neuton. Phys. Fragm II, 276—279. — Goethe an Lavater 8. Sept. 1775: „Hättest du Neuton geschickt, das wäre gesäet und geerntet.“ — Lavater bezeugt, daß „Etwas am Neuton“ von Goethe sei; dieser Beitrag Goethes ist offenbar von Lavater stark überarbeitet und durch Hinzufügungen ergänzt; doch ist eine Scheidung ihres Eigentums nicht mit Sicherheit durchzuführen.

Markige Nase — lieblich zufrieden, nicht selbstgefällige Lippe; festes, redliches Kinn.

Die rechte, nicht hängende, nicht angestrengte Wange —



wie viel besser, weniger gravitätisch als im zweiten? — wie, obgleich verschliffen und unbestimmt — wie viel zutraulicher, als der übrigen!

Auffallend ist die Reinheit, die Ruhe des Ganzen, bei der sichtbaren innern Anstrengung — Anstrengung mit Glauben an sich selbst.

2.

Das Grobe, Bürgerliche liegt im Verschobenen des Kreuzes, der dadurch zu breiten Backe, der Hängwange. Nichts als Kraft ist von Neuton übriggeblieben.

Ein Republikaner ists, der, ohne zu befehlen, herrscht, immer widerstehen muß, viele Geschäfte geordnet, eingerichtet, gebaut hat. Wie fest ergreift er sinnlichen Eindruck, — macht prüfenden Entwurf, nicht ohne Zutrauen zu sich und seiner übermannenden Kraft.

An der Nase das Aufgezogene gehässige — und das Fleischige unbedeutende zusammen, machen einen fatalen Effekt.

3.

Ein Gelehrter mit dem Blicke der Kenntnis . . . die — ach! — wie unbestimmte Stirn ist offener und reicher, als die obigen; behält mehr, aber nicht so fest, nicht so tief — zum tiefen Forschen ist sie überm Auge nicht gedrängt genug — zum Gedächtnis oben nicht gewölbt genug.

Die Augenbraunen sind näher am Auge, und bei weitem nicht so kräftig, als die obern. Die Nähe kontrastiert mit der Offenheit der Stirn.

Eine reine, aber schwache Nase. —

Liebliche, mehr außer sich, als in sich selbst gefällige Lippe.

Stirn und rechte Wange haben was Unerträgliches. —

In der Stellung des Kopfes was Unnatürliches — Malermanier —

Wie überhaupt das ganze Gesicht was Verschwebtes, Geleckes, Entkräftetes hat.

4.

Antikisiert! unwahr, aber groß! Ein Mann von Wissen und That.

Die Stirn, wie gedrängt in Erinnerung von Würkungen! Ahndung künftiger Seelennot in gegenwärtiger Kraft!

Wie verschieden von 3! So verschieden in der Expression, wie Marmor und Fleisch in der Härte.

Die Augenbraunen — des Schöpfers neuer Systeme!

Das Auge, bloß Aussprache innerer Festigkeit, ohne Falsch, ohne Verlangen.

Die Nase im Ganzen — lauter Kraft, Entschlossenheit, Klugheit; doch um die Spitze und Flügel etwas wenig — Ungehöriges.

Die Lippe Widerhalt — innerer Kraft.

* * *

1. und 2. — derselbe Hauptcharakter oben — unten sehr verschieden. —

3. und 4. sind zwei Extreme, das eine von Verwässerung — das andere von Verstärkung.

Alle 4 — ich muß es wiederholen — Kopien von Kopien — aber alle vier — Männer, die ihre Existenz in die Nachwelt wurzeln lassen.

Zweite Tafel.

1. ist der Umriß vom Originale, wornach 1. auf der vorhergehenden Tafel kopiert ist. Viel mehr Kraft und viel weniger Bonhomie. —

Ein edler, gerader, tiefer, starker Mann, — etwas zu trutzig, welches vielleicht von der Schiefheit des Umrisses, und von der zu starken Bezeichnung der Schatten herrührt.

Die Augen — Augen des großen Mannes! fast wollt' ich diese zur Regel setzen dürfen. —

Das Haar — obwohl vielleicht ein wenig idealisiert, dennoch im Ganzen herrlich! zart, voll, wuchsreich, ohne Verwirrung und schwerlästige Gedrängtheit — nicht glatt und nicht hartkraus — wahrer Ausdruck der höchsten Lichthelle des Verstandes ohne Poesie und — Schwäche.

Das zweite, Umriß vom zweiten der vorhergehenden Tafel, fester, zusammengezogener, gedrängter. —

Die Augenbraunen — bestimmter, denkender, schreckender.

Die Augen — weit weit unter 1.

Die Nase, der Mund, das Ganze steifer. —

Neüton

Inhalt.

(Die mit * bezeichneten Aufsätze fehlen in allen früheren Ausgaben der Werke.)

Seite

Vorwort V

Judenpredigt.

Einleitung 3
Text 6

Zum Shakespearestag.

Einleitung 9
Text 19

Aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Einleitung 29
Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Die Jahre 1772 und 1773 55
A. Recensionen, die Goethe in seine Werke aufgenommen hat.
1. Sulzer, Allgemeine Theorie der schönen Künste 57
2. (Mauvillon und Unzer), Über den Wert einiger deutscher Dichter 62
3. Seybold, Schreiben über den Homer 64
4. (Herwich), Franken zur griechischen Litteratur 67
5. Robert Woods Versuch über das Originalgenie des Homers 68
6. Sulzer, Die schönen Künste 71
7. (Schummel), Empfindsame Reisen durch Deutschland . . . 77
8. (Kretschmann), Die Jägerin 80
9. Blum, Lyrische Gedichte 81
10. H. Braun, Versuch in prosaischen Fablen 82
11. (J. F. Behr), Gedichte von einem polnischen Juden . . . 84
12. (Sulzer), Cymbelline 87
13. Neue Schauspiele, aufgeführt in Wien 89
14. (Zachariä), Zwei schöne neue Märlein 90
15. (S. v. La Roche), Geschichte des Fräulein von Sternheim . 91

Seite
16. (Wieland), Der goldne Spiegel 93
17. Göttinger Musenalmanach 1773 97
18. (Schummel), Lustspiele ohne Heiraten 99
19. Beiträge zur deutschen Lektüre 100
20. (Heufeld und Klemm), Theatralalmanach für das Jahr 1773 101
21. Denis, Die Lieder Sineds des Barden 105
22 (Haller), Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung 108
23. (J. H. v. Gerstenberg), Eden 111
24. Münter, Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee . . . 113
25. (Lavater), Aussichten in die Ewigkeit 116
26. Lavater, Predigten über das Buch Jonas 121
27. Alex. von Joch, Über Belohnung und Strafen nach türkischen Gesetzen 123
28. Hollands philosophische Anmerkungen über das System der Natur 126
29. J. von Sonnenfels, Über die Liebe des Vaterlandes . . . 127
30. (Schmid), Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen 130
31. Moser, Kleine Staatsschriften 132
32. Die erleuchteten Zeiten 133
33. Hausen, Leben und Charakter Klotzens 134
34. Lobrede auf den Herrn Friedrich Karl Kasimir von Creutz 136
35. (Wieland), Gedanken über eine alte Aufschrift 137
B. Recensionen, die Goethe nicht in seine Werke aufgenommen hat.
36. Diderot und Geßner, Moralische Erzählungen und Idyllen 138
*37. (J. G. Jacobi), Über das von Hausen entworfne Leben des Herrn Klotz 141
38. Nachrede statt der versprochenen Vorrede 142
C. Notiz über Prometheus, Deukalion und seine Recensenten . . . 145

Von deutscher Baukunst.

Einleitung 149
Text 171

Theologische Schriften.

Einleitung 187
Brief des Pastors 205
Zwo wichtige biblische Fragen 221

Biblische Dichtungen.

Einleitung 235
Salomons güldne Worte von der Ceder bis zum Issop 243
*Das Hohe Lied Salomons 249

Aus Goethes Brieftasche.

Seite
Einleitung 261
Aus Goethes Brieftasche 267
Nach Falkonet und über Falkonet 271
Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe 277

Aus den Physiognomischen Fragmenten.

Einleitung 283
Physiognomische Fragmente: 295
*1. Zugabe zum zweiten Fragment 297
*2. Zugabe zum dritten Fragment 299
*3. Über einige Umrisse aus Wests Pylades und Orest 302
4. Judas und Kompagnie nach Rembrandt 303
*5. Zugabe zum zehnten Fragment. 305
6. Ein Kopf nach Raphael 307
7. Ein zweiter Kopf nach Raphael 309
*8. Klopstock 313
9. Homer 314
10. Rameau 316
*11. Drei weibliche Silhouetten 318
12. Vier männliche Silhouetten 321
*13. Sechs Umrisse 324
14. Zweiter Abschnitt. Eingang 326
15. Tierschädel 328
16. Thorenkopf 333
*17. Scipio 336
*18. Titus 338
*19. Tiberius 340
20. Brutus 341
*21. Cäsar 345
*22. Isaac Newton 348

38497

LG
G599.2

Goethe, Johann Wolfgang von
Werke. Vol.26.

DATE	NAME OF BORROWER